

# Prostitution oder Production, Eigentum oder Ehe?

---

Studie zur Frauenbewegung  
von  
Johanna Loewenherz

Neuwied.  
Im Selbstverlag der Verfasserin, 1895.

[Öffentl. Bibliothek zu Wiesbaden, Sig. Hg. 5606]

### Besuch im Nachtkaffee<sup>i</sup>

Was ist es, das den Mann  
zur Dirne treibt?—Wie  
gewinnt er's über sich  
ein solches Weib zu berühren?—

Gestatten Sie meine Herren, mir die ganze rückhaltlose Aufrichtigkeit, welche die Convenienz dem Weibe sonst nicht verzeiht. Die Convenienz, sagte ich; nein, das ist nicht richtig: es ist kein freies Uebereinkommen, das Weib hat nie seine Einwilligung dazu gegeben, daß es von gewissen Dingen nicht reden darf, es ist eine Terrorisirung unserer Gedanken und unserer Zunge, ein Mißbrauch Ihrer Gewalt, eine Unsitte, was alles Sie dann Sitte und Gebrauch und sogar Tugend nennen, aus welchen schönen Dingen Sie ein Narrenseil gedreht haben, bei dem Sie uns rund an der Nase führen, bis wir schwindelig sind und nach Ihrem Thun und Treiben nicht mehr fragen. Und dennoch— meine ich, müssten Sie wenigstens *n e u g i e r i g* sein, einmal zu erfahren, wie sich einige Ihrer Einrichtungen, die keine „Dame“ bei Strafe des Verlustes dieser ihr sonst gentlemanlike gewährten Bezeichnung kennen darf, in einem Weiberkopf malen; sofern Kopf überhaupt vorhanden ist.

Und es *g i e b t* Weiber mit Köpfen, ganz gewiß meine Herren! Es giebt sogar—ach! Es wird mir schwer, mich von dieser Materie zu trennen; in meiner Seele schwirren alle die tausend schlechter Witze, die hierher bezüglich von Ihnen schon gemacht worden sind—aber ich nenne sie nicht! Jedoch möchte' ich ihnen allen die Spitze nehmen und noch schlechtere machen, gerade *w e i l* das nicht leicht und schier unmöglich ist. Schwierigkeiten zu heben reizt, und schlechte Witze machen ist unter Umständen eine erhabene Aufgabe. Ich reiße mich aber gewaltsam los, um zum Thema zurückzukehren. Und so gestehe ich und kann nicht anders: auch meinen Sinn hat die allmächtige Herrenmoral sklavisch gebeugt, auch ich würde nicht wagen, Auge in Auge mit Ihnen mündlich hierüber zu reden; aber mein Vortrag ist ein ungehaltener, ein *s e h r* ungehaltener, meine Herren! Und fort mit der Schellenkappe! Wir haben nicht nötig, unsere Schmach und unseren Schmerz darunter zu verstecken.

Was ist es, das den Mann zur Dirne treibt? –

Ich hatte einen Besuch in einem der bekannteren Berliner Nachtkaffee's gemacht. Zum ersten Mal im Leben betrat ich einen solchen Ort, und es war mir, als überstiegen seine Schrecken alle Schilderungen davon. Wenigstens: was mir in der Vorstellung zu ertragen möglich gewesen war— im Augenblick, da ich es als Wirklichkeit vor mir sah, unterlag ich dem Eindruck. Ich litt. Meine Empfindungen und Gedanken wogten wirr und quälend durcheinander. Wie Betäubung legte es sich mir auf's Hirn, und ich dankte ihr, denn sie war mir wohlthätig. Da erblickte ich wenigstens nur wie durch einen Nebelschleier alle diese häßlichen Dinge, und manchmal war es mir, als seien sie, als *k ö n n t e n* sie nicht *w i r k l i c h* sein—als spiele sich da ein Mummenschanz vor mir

ab, den tollgewordene, dem Orkus entstiegene Geister— Satyre, Faune und ihre Damen vor mir aufführten. --- --- --- --- Unwirklich! Unlebendig! Ein Wahn, eine wilde Ausgeburt der Fieberphantasie. --- ---

Die P l a t t h e i t, die volle P o e s i e l o s i g k e i t der sich mir enthüllenden Gemeinheit war es dann, die mir sagte: was du siehst, ist Gegenwart, ist entsetzliche und ach! So traurige Wirklichkeit.

Zorn und Scham über die Erniedrigung meines eigenen Geschlechts war die erste Empfindung, deren ich mir dann klar wurde. In jedem einzelnen dieser armen Geschöpfe fühlte ich mich degradirt. Ich trug mit an ihrer Schande.

Wer aber ist der U r h e b e r ihrer, m e i n e r Schmach? – frug ich mich.

Der Mann—war die Antwort. Zornige Empörung gegen diesen stellte sich ein.

Und warum, zu welchem Zweck schafft er diese h ä ß l i c h s t e aller häßlichen Erscheinungen in der Welt? Da er sich sehnt nach Schönheit, Wahrheit, Erhabenheit, Gerechtigkeit—da seine Seele ruhelos alle Welten und Himmel durchstürmt, um dem Ideal nachzujagen—warum schafft er freiwillig diese Lüge, diese Niedrigkeit, diese Ungerechtigkeit, diese Gräuel der tiefsten Verworfenheit?---

Und die Antwort: er will sich amüsiren. --- ---

Da war es denn, als ich voller Unglauben ausrief: und ist es ihm denn möglich, ein solches Weib auch nur zu berühren? --- Da sitzen sie, diese 40-50 Mädchen in Reihen, an Tischen und halten Markt ab. Aber die Ware, die sie zum Kauf ausbieten, ist ihr Leib. Hier giebt es Fleisch, Menschenfleisch zu erstehen. Für Geld, sogar für sehr wenig Geld. Wer ist Käufer? – Da sitzen sie: Das scharfe elektrische Licht läßt die Schminke, den Puder, die Farbe auf Wangen, Stirn, Lippen und Augenbrauen erkennen—den Strich unter den Augen. Wer küßt ihnen den Schmier von Wangen und Lippen? Da sitzen sie. Der Körper ist seines natürlichen Adels verlustig gegangen, die Büste entweder übermäßig bis zur Unform entwickelt, verfettet, oder aber die ganze Gestalt abgemagert, verfallen.

Wer genießt diesen eklen Leib? –

Und sieht der Mann nicht den frechen Blick, den stieren des Auges? Sieht er nicht den höhnisch verzogenen Mund? Nicht das meist dumme, ausdruckslose Gesicht?!

Was geht den Mann der Blick, was geht ihn der Hohn an, was kümmert ihn der Ausdruck! Der Mann will Fleisch.

Aber ist ihm die Anmutlosigkeit nicht widerlich, ihm, der nach Grazie dürstet? Wo ist sie hier? Wie ihnen die feinen Kleider lassen, das Ballkleid, das Gesellschaftskleid, der Fächer! Nicht in Eins verschmolzen mit der Erscheinung, nicht von der Gestalt getragen, nicht sich selbst über ihr vergessen lassend, sondern fremd, unnatürlich geborgt. Dort! Wie sich der weiße Atlas des Kleides über die gespreizten Kniee spannt! Und jene, wie fächelt sie mit dem halbentblößten eckigen Arm und wie glotzen ihre Augen dabei ins Leere! Ich hörte immer von der Schönheit der Sünde—hier ist sie nicht. Die Schönheit gewiß nicht, vielleicht auch nicht die Sünde. Hier ist Tausch, Handel, Gemeinheit.

Aber nicht alle blicken frech und zynisch, nein, Viele so unendlich traurig, so herzbrechend elend. Denn es ist ein Gewerbe, dieses hier, das den Gewerbetreibenden die eigene Achtung kostet. Ach! Und nicht Jeder trägt leicht an der Selbstverachtung. Hat der Mann nicht Mitleid?

O -- -- er bezahlt ja!

Und dann giebt es ja auch Champagner, den er spendirt—da vergißt sie. Und wenn sie allein ist und der Champagner zu teuer, nun dann giebt es—Schnaps.

Was ist in dem Manne, das keinen Ekel und kein Mitleid aufkommen läßt!? Warum empfindet er so ganz anders, als das Weib? Hat die Natur das so gewollt, oder hat er seiner bessern Natur Gewalt angethan? Und wie? Und wann zuerst?

Und das Lachen der Dirne! –

Da die Blonde an dem kleinen Marmortisch drüben, mir gegenüber, die so häßlich ist und so müde aussieht. Sie lacht, wirft den Kopf hintenüber, der Hals bäumt sich auf, schrille Töne kommen aus ihrem geöffneten Munde, wie aus der Mündung einer Lokomotive, während ihr Gesichtsausdruck unverändert maschinenartig starr bleibt. Zwei alte Herren und ein Mädchen sind in ihrer Gesellschaft; letzteres spricht eifrig, übereifrig, und die betrunkenen Männer schauen auf ihren Busen. Sie aber, die Blonde, sitzt teilnahmslos da; nur von Zeit zu Zeit fährt sie empor, als sie sich voller Schrecken einer vergessenen Pflicht entsänne – und lacht. Ein entsetzliches, unnatürliches Lachen! In den höchsten Lagen beginnend, tonleiterartig sinkend, dann und wann grell auf Einem Ton verharrend – ich hatte das mitleidige Bedürfnis, ihr zuzurufen: „aber Du! Das ist ja sehr, s e h r schlecht gemacht. Jeder Dummkopf merkt ja sofort, daß dies Lachen nicht echt ist. Du bringst Dich um´s Brod. Trink noch eins und lache dann w i r k l i c h e r, mit mehr natürlicher und mit weniger künstlicher und gewollter Rohheit.“ Aber ich tröstete mich, die beiden Alten waren betrunken, sie merkten nichts. Oder, da man an jedes Vergnügen, den ihm innewohnenden Maßstab legt: das Lachen genügte ihnen. – „Wo ist jenes Mädchen, das da mit einem Manne allein an einem Tische sitzt und eifrig in ihn hineinredet, (er ist ein feingekleideter junger Mensch, offenbar ein Einjähriger in Civil, etwa 22 Jahre alt, sie eine üppige Brünette von ungefähr 28 Jahren –) wo ist sie in 10 Jahren?“ frug ich meinen Begleiter.

„Wo sie in 10 Jahren ist? – Vielleicht dort unten auf der Straße, wo sie Nachts Wachszündkerzen verkauft.“

Wenn man nachts durch Berlin geht, dann treten sie Einem überall, von allen Ecken und Biegungen der Straße entgegen, diese Gestalten der Wachszündkerzenverkäuferinnen. Den Kopf mit einem groben Tuch umhüllt, oder auch barhäuptig, eine zerrissene Jacke um ihre Glieder schlotternd, in schlechtem Schuhwerk, so bieten sie der Kälte Trotz und harren stundenlang auf einem Fleck. Sie strecken den hageren Arm mit der knochigen Hand, die das geöffnete Schächtelchen mit dem bunten Bildchen (irgend eine Schöne darstellend), hält, dem Kommenden entgegen: „Wachsstreichholz, mein Herr! Nur 10 Pfg.! Kaufen Sie!“ –während sich ihr Auge mit dem traurigen Blick eines gehetzten Tieres in das Antlitz des etwaigen Käufers bohrt und der gramverzogene Mund hinauf bis zur gefurchten, braunen Wange bebt und zittert. (Kommt eine Dame allein, hält sie ihr nur stumm die Waare entgegen). Aber der Angeredete geht gleichgültig vorüber, ein Anderer kommt und wieder keucht sie ihn an: „Wachsstreichholz, mein Herr, nur 10 Pfg., bitte, nur 10 Pfg.“ und so immer und immer wieder, ihre Kehle wird trocken, ihre Stimme heiser, die Füße dick vom Stehen, das ganze elende Weib müde zum Umfallen – und wenn sie dann nach Hause geht im Morgengrauen – wie viel meinen Sie wohl, hat sie dann gelöst? Nicht so viel, meine Herren, wie im Kaffee auch nur eine einzige Tasse kostet. – Aber sie hat ja

noch ihren Vorrat, morgen wird sie wieder da stehen und wieder rufen:

„Wachsstreichholz“, und sie wird wieder um einen Tag, einen Tag, an dem sie hungerte und fror und weinte – elender sein als gestern. -- --

Das also ist in 10 Jahren das Los des Wesens, bei dem heute der Mann Lust und Freude, „Liebe“ sucht.

„Aber“ – fährt mein Begleiter fort – „sie ist Dienstmädchen, -- offenbar, man sieht das auf den ersten Blick – vielleicht geht sie nach einigen Jahren wieder in einen Dienst und später mit einigen Hundert Erspartem in ihr Heimatdorf zurück. Da findet sich denn immer ein Bursche, der sie heiratet und nach ihrer Vergangenheit kräht kein Hahn; Niemand dort kennt sie, man weiß nicht anders, als „sie hat in der Stadt gedient“ und für sie selbst werden die Jahre der Polizeiaufsicht bald wie das Intermezzo eines Traumes sein.“ – „Ah, sie taucht also unter in die Fluten der Welt, der h o n n ê t e n Welt und es ist die dort herrschende L ü g e und H e u c h e l e i, die sie schützt.

Wie das alles pervers, wie das alles verkehrt und verrückt ist: der Mann schafft die Institution, die das Weib verdirbt und nachher ist es der Mann, der den Schaden trägt. Der Mann macht dieses Weib da zur Dirne und dann geht die Dirne hin und betrügt einen ehrlichen Mann, sagt ihm, ich bin rein, drum mache mich zu Deinem Eheweib.

Aber kann es anders sein?! --

Ist

das nicht gerechter Ausgleich? – Ausgleich für das Unrecht, das der Mann begeht! Aber ist es n o t w e n d i g, dieses Unrecht des Mannes? – frage ich mich immer wieder.

Kann es nicht unterbleiben?

Denn um dieses Unrecht zu begehen, muß das Individuum, der Mann, sich e n t w ü r d i g e n. Ist das notwendig? Und um dann den Ausgleich herbeizuführen, muß das Individuum – hier das Weib—abgefeimt, verworfen, eine Betrügerin sein. Ist das notwendig? – Ich äußere mich nicht, Scham und Scheu

verschließen mir die Lippen, aber mir fallen sie alle ein, jene Worte, gelesen und gehört: Die Prostitution ist n o t w e n d i g; in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, wo der Mann so spät dazu gelangt, eine Ehe eingehen zu können, muß es eine surrogate Einrichtung geben, innerhalb deren er den Geschlechtstrieb befriedigen kann.<sup>ii</sup>

Ich hatte mich umgeschaut im Nachtkaffee. Unter 10 Männern, die da sitzen, sind vielleicht zwei im Alter u n t e r 28 Jahren, die übrigen zwischen 30 und 70. Und wieder unter 10 Männern sind 9 v e r h e i r a t e t. Also auch d a s eine Lüge; nicht der unverheiratete und junge, nein der verheiratete und ältere Mann ist Hauptmarktkunde der Menschenfleischbörse.

Warum—?

Ein Wortwechsel, der sich da drüben erhebt, wo die Unglückliche, Elende, deren unnatürliches Lachen soeben meine Aufmerksamkeit erregt hatte, noch immer mit ihrer Gefährtin und den zwei alten, trunkenen Gefährten ihrer Schmach am Marmortischchen sitzt, unterbricht mein Grübeln.

Ein junger Mann hatte sich der Gruppe genähert. Plötzlich stehen er und der eine Kahlkopf sich gegenüber. Wütende Blicke, rote verzerrte Gesichter, laute kreischende Ausrufe! Dann Ellenbogen an Ellenbogen! – sie stoßen einander—mit jener tölpischen, zum Lachen reizenden, aber auch unsagbar ekelhaften Hilfslosigkeit der Trunkenheit; was sage ich!? Der viehischen Besoffenheit vielmehr.

„Was wollen Sie!? Lassen Sie mich zufrieden!“ sagt der jüngere Mann. Dann der ältere:

„ Sie dummer Junge! Ich bin´n verheirateter Mann, Vater von sechs Kindern bin ich. Verstehen Sie mir! Sie dummer Junge!“

Verheiratet und Vater von sechs Kindern! Und dessen rühmt er sich—im Dirnenhause. Wenn Eine – ich sage nicht Einer – eine Satyre auf den Mann schreiben wollte, nicht blutiger könnte sie geißeln, nicht giftiger könnte sie treffen, als mit der einfachen Wiedergabe dessen, was sich da vor meinen Augen und Ohren ereignete.

Denn der Mann da sprach im Ernst, zwar sinnlos betrunken war er, aber seiner Würde als Ehemann, als Vater rühmte er sich im Ernst.

Er verlangte Respekt für sich von dem jungen Mann, weil er als Verheirateter einem Stande angehört, dessen Basis *L i e b e* und *T r e u e* ist. Aber der Ort, wo er den Anspruch erhob, bewies, daß er diese Liebe *v e r h ö h n t*, diese Treue *g e b r o c h e n*. Er betont seine Vaterschaft, denn die Vaterschaft legt Pflichten auf und Pflichterfüllung giebt Würde – aber die Dirne an seiner Seite bekundet seine Pflicht *v e r g e s s e n h e i t*, seine *U n w ü r d e*. Verheiratet, Gatte eines Weibes! In banger Sorge, aber in noch bangerer Gewißheit erwartet sie ihn; ruhelos, bleich, schlaflos in einsamer Nacht, und die bitteren, salzigen Thränen der Tiefgekränkten strömen über ihr verhärmtes Gesicht. Vater von sechs Kindern! Aber der Mann, der die Nächte trunken in der Gesellschaft von Dirnen verlottert, hat am Tage nicht die Kraft zu arbeiten. Er wird sein Amt, sein Geschäft vernachlässigen. Er wird brodlos werden und seine Kinder werden hungern. Oder er wird ein Fälscher, ein Bankerotteur, und – schlimmer als nur die Wohlhabenheit – wird er seinen Kindern die *E h r e* stehlen.

Sie sollten ihn sehen, sein Weib und seine sechs Kinder, wie er da steht, würdelos und sinnlos, lallend und schwankend, den glitzernden, in seiner dummen Wut so lächerlichen Blick des Säufers auf seinen „Gegner“ geheftet. Wie er sich dann schwerfällig setzt, -- setzen *w i l l*, aber in seiner trunkenen Unbeholfenheit den Stuhl mit einem gewissen Körperteil wegschiebt, so daß er weit auf dem glatten Parquet dahin rollt, wie er diesen Umstand aber gar nicht gewahr wird und sich „gesetzt“ hätte, d.h. niedergestürzt wäre zur Erde, als ein von Rausch und Laster niedergeworfenes Tier, wenn die Dirne – barmherzig—ihn nicht gewarnt hätte. Mit beiden Händen zieht sie den Stuhl heran und hält ihn so, bis er drauf sitzt. Sie sollten ihn sehen, wie er sie dann anschaut – sollten sehen-- -- nein, sie hätten schon genug gesehen, wahrlich schon zu viel.

Zu viel der Heuchelei, der Erbärmlichkeit, des Hohnes, des Elends! O, des nicht auszudenkenden Elends! – Und *w a r u m*, *w a r u m* dies alles?

Der Zank nahm ein beruhigend untragisches Ende. Warum auch nicht! Es ist nun einmal so. Neben dem Weinen des Menschen wohnt sein Lachen, Tod und Geburt sind Nachbarn, dem grimmigsten Hohn folgt der tölpischste und schellenklingende Humor und ich weiß nicht, ob es das eine oder das andere war, was sich hier kundthat: Portiers des Kaffee Baur öffneten plötzlich weit die Flügelthüren des Saales, sie gingen hin zu dem jungen Mann und ergriffen ihn beim Arm. – Er versicherte, er könne „alleine gehen“, er wolle nur noch bezahlen. Das habe er nicht nötig, bedeutete ihm ein anderer Angestellter des Kaffee.—Das Kaffee Baur ist nobel. Die dort Hinausgeworfenen bekommen ihre Zeche geschenkt, eine nicht üble Einrichtung, von der ich Interessenten Notiz zu nehmen bitte. Welches Verhalten zu beobachten ist, um der Vergünstigung teilhaftig zu werden, ist ja erzählt.

Ja,

das Kaffee Baur hatte die Ehre, Schauplatz der eben geschilderten Scene zu sein, und zwar zwischen 3 und 4 Uhr Morgens. Vorher waren wir aber in einem andern, in einem minder ehrbaren – denn das Café Baur ist „ehrbär“ und jeder Sohn kann seine Mutter dorthin führen, -- in einem richtigen Nachtkaffee gewesen.

Dort hatte uns ein Lakai die Thüre geöffnet und höflich guten Abend gewünscht. Zwei Herren mit einer Dame passiren ohne Trinkgeld; kommt eine „Dame“ allein, bezahlt sie den Cerberus, der den Eingang dieses – Paradieses bewacht. Sie wollen eben auch leben, die Cerberusse, die Wächter des Pluto, der so viel Geld hat, wie alle Kapitalisten zusammengenommen, und hier wird jenes elende Wesen ausgebeutet, das sein Fleisch und Blut zu Markte bringt, -- die Prostituirte.

Wir traten in einen etwas erweiterten Gang, der in den eigentlichen Saal ausmündete. Zu beiden Seiten kleine Tische, dahinter saßen die vorhin geschilderten „Schönen“. Nicht sehr weit vom Eingang ließen wir uns nieder.

Ein Herr kommt bald nach uns durch den Gang. Neugierig schaue ich ihm entgegen. Offenbar: es ist ein *habitué*. Er bleibt vor einem der geschminkten Mädchen stehen: „Was suchst Du denn hier?“ fragt er mit angenommenen Ernst. „Einen süßen Mann“, ist die prompte Antwort. Er geht lachend weiter, er hat den stehenden Kastenwitz eingeheimst. Und im Weiterschreiten kneift er Einer links in die Wange, tätschelt Einer rechts das Kinn und streicht Einer gerade vor ihm den Nacken – rechts, links, geradeaus, einerlei wohin die Finger spazieren, überall ist ja Fleisch!

Ich schaue hinein in den Saal: gerade hier die seltsame Erscheinung, daß 8/10 der anwesenden Herren ältere Leute sind, 9/10 aber offenbar Ehemänner.

Wie sie da sitzen bei den Mädchen, die „Verheirateten“, die „Väter von sechs Kindern“ und um den Kaufpreis des Genusses feilschen.

Sie feilschen, wie man um eine Elle Tuch feilscht. Oder vielmehr, wie man um eine Elle Tuch *n i c h t* feilscht. Denn in einem Warenhaus, wo man Tuch verkauft, würden diese Herren sich schämen, zu handeln, das ist nicht *chic*. Aber hier, wo ein elendes Weib seinen Körper feilbietet, da – hört die Noblesse auf. Auch die Scham, ja sie enden hier beide, enden hier gründlich in diesem Sumpf, die Noblesse und auch das bessere deutsche Wort dafür – das Edle.

Da drüben ein dünner Fünfziger mit hektisch gefärbten Wangen und zerzaustem melirtem Bart. Das Mädchen, das bei ihm sitzt, ist ebenfalls mager, die Taille zwar wattirt, aber ungeschickt, so daß ihre Figur etwas Gezwungenes erhält. Der Herr zahlt seinen und ihren Kaffee. Der Kellner giebt Kleingeld heraus. Das Mädchen nimmt die paar Pfennige fort und steckt sie in die Tasche. Ihr Antlitz bleibt ganz kalt und unbewegt dabei. Das Geld gehört doch nicht ihr – ist sie eine Diebin? Nicht doch! Sie werden ja bald handelseins sein – die Pfennige sind ein Kaufschilling.

Solch´ handelseinig gewordener Pärchen verschwindet manch´ eines – aber nicht durch die Ausgangsthüre, wenigstens nicht alle. Da oben in der ersten Etage, sagt man mir, sind die *chambres séparés*, da oben ist es auch, wo man Champagner trinkt und wo das Mädchen dem Oberkellner vorrechnet, was sie genommen haben, sie und ihr Galan, und sich dabei regelmäßig irrt, aber nicht zu ihrem Nutzen, sondern zu ihrem Schaden, dem Kellner nicht weniger, sondern mehr nennt, als sie bekommen haben – das ist des *K e l l n e r s* Ausbeutung des armen Geschöpfes; zwar der Galan muß zahlen, aber sie muß ihn betrügen, damit der Kellner das Geld einstreichen kann. Denn auch der Kellner hat

ein Wörtchen mitzusprechen, ob sie hierherkommen darf zum Markt und ihr Fleisch ausstellen, oder ob sie draußen bleiben muß. –

Und das alles müsste sein? – Dort preist Eine ihre Reize an. Sie sitzt nahe bei, ich betrachte sie schon längere Zeit, sie ist die einzig Ungeschminkte und ihr Mund ist von seltener Frische und Süßigkeit. Jetzt sagt sie: „Was hat denn Einer an einer häßlichen Frau? Kann er doch herkommen, hat er doch was Hübsches“. Einen Augenblick ist´s mir, als habe sie Recht. Aber nein! Nein! Sie hat n i c h t Recht. Denn 1. Ist Schönheit nicht das einzige Maß menschlichen Wertes, und 2. Wenn das häßliche W e i b kein Anrecht auf Treue des Ehegatten hätte, so hat der häßliche M a n n auch kein Anrecht auf eheliche Treue seines Weibes.

Es fliegen Bemerkungen herüber und hinüber die Tische – von Mann zu Weib, von Weib zu Mann; auch unterhalten sich sowohl die Ware wie die Kunden untereinander. „Jetzt kommst Du aber zu mir, nicht wahr?“ sagt Eine, die allein an einem Tischchen sitzt, etwa zum zwanzigsten Mal zu einem jungen Mann, der unfern von ihr in einem Stuhl lehnt, verdrießlich dreinschaut und sie keiner Antwort würdigt. Er hat wohl ein Feinsliebchen – phantasire ich—hat sich mit ihr gezankt, ist hierher geeilt zum Trotz, und nun ekelt ihn doch das Laster an, wenn er an ihre reine Hingebung denkt.

„Du“, klingt es aus der Reihe mir zu Rechten und noch einmal lauter: „Du!“ Denn dieses Du gilt Einer aus der Reihe mir zur Linken, die zwar der Redenden *vis à vis* sitzt, aber durch den Gang von ihr getrennt ist. Die das „Du“ ausstößt und nun wartet, ob die Angeredete sie anblicken wird, ist ein zierliches, beinahe jüngerliches Persönchen. Eine etwas späte Modistin, schätze ich. „Du; der Hans, mit dem wir vorige Woche zusammen waren, ist tot“. „Tot?“ – fragt Die von drüben, eine Gelbhaarige in einer ausgeschnittenen rosa Atlastaille zurück. — „tot?“ „Mir ist´s egal“, fügt sie hinzu. Sie hebt den schweren unförmlichen Kopf und ihren dicken, vorstehenden Lippen entquillt ein undefinirbares Geräusch, eine Art Blasen.

„Hast Du´s gehört?“ fragt ein junger Mann, ein Student, seinen Commilitonen – „ihr ist´s egal, ob er tot ist, wenn sie nur das Geld hat.“ In seiner Stimme ist ehrlicher Zorn. Ein grenzenloses Erstaunen ergreift mich. Wie, man verlangt Teilnahme hier? Hier? Aber Teilnahme ist ja doch wohl ein menschliches Gefühl, und das sucht der Mann hier, wo er die Geschöpfe entmenschlicht, damit sie geeignete Werkzeuge seiner Lust sind! Hier! Und widmet er i h n e n Teilnahme? Nein – sie werden später Wachszündkerzchenverkäuferinnen. Mann! – Aus weichem Boden schafft er Felsen, auf diesen Felsen sät er nicht, aber ernten will er dennoch—das Unmögliche will er— Teilnahme von denen, die einst Weiberherzen hatten und – die nun selbst die Erinnerung daran verloren.

Da hinten, in der Tiefe des Saales wird es laut: Zank auch hier. Einen langen Blondenschiebt man weg. Wie das hier so viel dramatischer zugeht als in dem matten Nachspiel bei Baur. Der Blonde, auch hier mit dem stieren, willenlosen Blick des Trunkenen, dreht sich, ohne ein Wort zu sprechen, nach allen Seiten, immerzu ein Kreisel, um seinen Angreifern immerfort starr und wie verwundert in´s Gesicht zu sehen—ein freches Lachen grinst ihm von Allen, von überall entgegen. Im Café Baur ging das verhältnismäßig ruhig und vornehm zu – hier ist´s ein Halloh. Und kaum war der erste Ton des Lärms erklingen, antwortete ihm von allen Seiten ein schrilles Echo. „Hinaus“ rief Einer, „Hinaus“ gleich Einige. – „Hinaus“, rief dann freudig erregt eine Dirne in der



Ecke da und frug ihre Nachbarin: „Wo?“ Die antwortete mit den Augen. Und dann rannten beide nach dem Kampfplatz, hastig, froh. Andere folgten in hellen Haufen. „Hinaus, hinaus!“ Keiner aber wusste, um was es sich handelte. Es ist eben ein Skandal, genug! „Hinaus“, klingt es aus mehr als fünfzig Kehlen, hier kreischend im höchsten Diskant, dort dröhnend im tiefsten Baß. Der Blonde „wird“ von dem Trupp immer näher der Thür herangegangen. Hüte werden geschwenkt, man brüllt Hurrah, man johlt. – Ah! Es ist so herrlich! einmal eine Abwechslung. Die müden überlebten Gesichter sehen ordentlich gespannt und glänzend aus. Schade, schade, so viel Vergeudung des Interesses, würdig einer besseren Sache. Endlich ist das große Werk vollbracht: der lange Blonde liegt draußen in der Gosse. Pustend, schnaufend, s e h r angenehm erregt und unterhalten kommen seine Besieger und –innen zurück. Nach und nach legt sich die freudige Aufregung. Man sitzt wieder ruhig an den Tischen, handelt und feilscht wieder um den Preis der Befriedigung jener Lüsternheit, jener Brunst, die den Augen häßlichen Glanz, dem Munde ein widriges Lächeln verleiht. Die Fleischbörse ist wieder in Tätigkeit.

Da erscheint

der Hinausgeworfene plötzlich. Dasselbe Gejohle wie vorhin, Alles rennt ihm entgegen. Schon hat man entdeckt, daß er auf dem Rücken das Abbild seiner Lagerstätte, der Gosse, mitbringt. Das ist ein ganz besonderes Vergnügen. (Auch mir symbolisch). Man zupft vor Wonne an seinen Rockschoßen und –Ärmeln. Sein Hut, der schon Beulen genug aufweist, bekommen noch etliche dazu. Der Mann hat noch immer denselben stieren, geärgerten Blick wie vorhin. „Julius, Julius“, ruft man ihm zu. Sein bleiches, gekniffenes Gesicht verändert sich um keine Linie, um keine Nüance. Da schiebt man ihn auf seinen Platz, wie man ihn vorher hinausgeschoben hat. Triumphgeschrei. Dann wieder herrlicher Frieden unter der Rotte.

Ich halt´s nicht länger aus. —

„Für zwei Mark thu ich´s nicht, dann geh´ ich lieber so nach Haus“, hör ich noch im Vorbeischreiten eine dicke Braune zu dem alten weißbärtigen Herrn sagen, der vor ihr steht. Er ist eben gekommen, hat seine Waare schnell gewählt und möchte nun mit billigem Einkauf -- denn die Nacht ist schon vorgerückt und die Preise beginnen zu sinken, er will Nutzen haben von der Conjunctur – wieder fort.

Ich eile -- -- -- -- --

O Straße von Berlin! Du bist kein Feld, kein Wald und kein Seeufer – aber Du bist wenigstens auch kein Nachtkaffee – ich kann doch wieder atmen und „über meiner Mütze die Sterne“ sehen.

-----

Aber noch immer wusste ich nicht das W a r u m der Erscheinung. Wen fragen? Ich eilte zu meinem anderen Ich. Und die Antwort: „Mein Mann ist mein geworden, als er noch so jung war und hat mir aber schon dann das Versprechen abgenommen, ihn nie nach dem zu fragen, was hinter ihm liege. Er hat so traurig dabei ausgesehen.“ „Frage ihn dennoch: Was haben die Männer davon?! Zu Hause haben sie vielleicht ihr junges, schönes, keusches Weib, und sie rennen zu diesen“, — — — „Zu keusch vielleicht“, war des Mannes Auskunft. Seine Augen hatten ernst dabei geblickt und ein bitteres

Lächeln irrte um seinen Mund. „Zu keusch? Doch nicht für den eigenen Mann! Ihm versagt sie sich doch nicht – ich verstehe nicht—wie meinst Du –?“—

Ich grüble: ob der Mann vielleicht wünscht, daß sein Weib kokett sei? Ob er vielleicht gern sieht, wenn sie mit Andern liebelt? Ob dann die Eifersucht ihn entflammt und seine Leidenschaft zum eigenen Weibe wieder weckt, die sonst einschläft— —?

Ich grüble nach den Gründen des zu keusch. Ach, ich armer Kerl! Ich grüble nur nach psychologischen Gründen. Und die Psyche hatte doch damit so gar nichts zu thun.

Bald darauf wußte ich's. Eine Ehescheidungsgeschichte klärte mich auf. Die Frau hatte geäußert, ihre Ehe sei schon lange nicht, wie sie sein sollte, nun habe sie den festen Entschluss gefaßt, sich scheiden zu lassen.

„Was die Männer Einem zumuten! Und wollte man's thun, sie würden ihre Frau verachten. Aber dann gehen sie zu den ... den... Mein Mann hat gesagt: eine H... wäre ihm zehnmal lieber als eine Frau.“

Aber warum, warum?

Nach weiteren fünf Minuten war ich um die häßlichste Erfahrung meines Lebens – reicher?— Darum also, darum.

Ja, das eigene Weib ist zu keusch für den Mann, er bedarf der Dirne, damit er all' seine schamlosen, Widrigen Lüste, Lüste, die sogar das Gesetz mit Gefängnisstrafe bedroht, ausleben kann.

Aber was ist „schamlos“, was ist „widrig“? fragt der Arzt, der Philosoph. „Was ist, ist vernünftig“, antwortet sich der Letztere selbst, und der Erstere, „was ist, ist natürlich.“ Aber wenn auch diese nicht schamlos und widrig, wenn auch diese natürlich und vernünftig sein kann, warum, Ihr Männer, setzt Ihr dann die Strafe des Gesetzes darauf? Warum schafft Ihr eine Menschenklasse eigens zu dem Zweck, damit Ihr sie verachten und dann zu jenen Dingen mißbrauchen könnt? Wißt Ihr, was das heißt, den Menschen um die Menschenwürde castriren, damit er ein gefügiges Werkzeug für alles sei, was ekel, frech und gemein ist?

Ich wollte, ein Mann, ein Mann von hoheitsvoller Gesinnung, dem Liebe zur Freiheit die Brust schwellt, der dahergeht im Gefühl seiner Menschenwürde, der die Wahrheit über alles liebt und die Niedrigkeit haßt mit dem glutvollen Haß der Jugend, der nach Gerechtigkeit dürstet und den heißen Kampf nicht scheut, der Ungerechtigkeit das Scepter aus ihren harten, grausamen, fluchbeladenen Händen zu reißen – ich wollte, ein solcher Mann, der all' das freudige stolze Glück des kraftvollen Kampfes um das Ideal kennt,—ich wollte, er wäre einmal nur zwei Nächte – nein nur eine einzige—eine Dirne.

Ihr lacht nicht, hoffe ich.

Ihr thut es doch, Ihr meint, ich scherze?! Wenn Thränen, die aus dem innersten Herzen aussteigen, wenn Thränen, die der flammende Zorn geweint hat, Scherz sind, dann scherze ich. Nein, ihr Männer, mir ist der Spaß sehr fern. Aber gehe hin Du Edler und versuche es. O, daß Du's könntest !!

Daß Du an Dir selbst erfahren könntest die Schmach, die Entwürdigung, die der Mann dem Weibe anthut, dessen Leib er kauft, an Dir selbst erfahren könntest die Selbstverachtung, den Selbstekel, der dieses Menschenkind zurückschauern macht vor sich selbst! Erfahren an Dir selbst, wie der Wahnsinn langsam Dein Gehirn

beschleicht!

Dieser Arm, dieser Hals, diese Brust, diese Glieder, die der K ä u f e r betastete – sind sie noch Dein eigen?! Sind sie noch mit Dir verbunden, oder liegen sie losgelöst neben Dir?! Du selbst, gehörst Du noch der Menschheit an – oder bist Du auch losgelöst von ihr? Ah, es ist Dir, als ob Deine Glieder schlaff, matt, unfähig neben Dir liegen, getrennt von Deinem Sein. So kalt und träge schleicht das Blut Dir durch die Adern, Dein Hirn ist so müde und Deine Augen schließen sich.

Weiterleben!? – O, nein, nicht weiterl e b e n. Denn zum Leben gehört Seele und Würde – und beides ist verkauft. Weiter da liegen, weiter kauen, und sich füttern lassen, weiter Halloh schreien und Betäubung finden im wüsten Geschrei, im wüsten Schnapsdusel, weiter die ohnmächtige Wut, den wahnsinnigen Rachedurst schleppen, weiter den Käufer locken und — — weiter, weiter schmachbeladen und elend vegetieren.

Und es gab einmal eine Zeit, da haben diese selben Lippen gebebt vor innerem Leben, vor Fülle, vor Ueberfülle des Empfindens, da lachte und weinte und jauchzte die Seele vor Daseinswonne und Daseinsschmerz und Daseinsjubiläum; vor Allmachtsgefühl des Liebegebens und Liebeempfangens; es gab einmal eine Zeit, da sie den Geliebten, den Gatten zum ersten Mal küßte, dieses Weib, das jetzt – eine Dirne ist.

Warum, warum ihr Männer, braucht ihr diese Menschenopfer? Warum wird hier das Glück gemordet und die Würde mit Füßen getreten? Wer gab euch diese Macht über eure Mitgeschöpfe und warum nutzt ihr diese Macht so grausam aus? Warum erniedrigt ihr das Weib und laßt euch dann von ihr erniedrigen? Warum sind eure Gelüste so unnatürlich, daß sich der Gesunde mit Ekel abwendet? Warum seid ihr schamlos, hart, frech und roh? Und könnte nicht alles anders sein?!

Zum Himmel schreit der Mißbrauch einer Macht, die in ihrem Ursprung barbarisch, in ihrem Verbleib unnatürlich, weil antisozial ist – der Geldmacht. Der durch seinen Mitmenschen zu Grunde gerichtete, prostituierte, zum Werkzeug oder Tier erniedrigte Mensch ist der abscheuerregendste Anblick. Es ist zugleich der krasseste Beweis für die allgemeine Mißstellung der Frau und dieser Mißstellung beleidigendster Ausdruck.

Wahrlich, es geht der Frau so ziemlich am schlechtesten in dieser besten aller Welten.

Wo man hinsieht, ist sie benachteiligt. Möge der Mann wieder gut machen, was er durch Jahrtausende an ihr gesündigt hat. Wäre es nicht endlich an der Zeit!? So möge er doch wenigstens ihre eigenen Freiheitsbestrebungen nicht hemmen!

### Soziale Mißstellung der Frau

Aber die bodenlose Unwissenheit der meisten Männer in Bezug auf die „Frauenbewegung“ hat ihre Ursache in der Teilnahmslosigkeit. Wäre man nicht so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, hätte man ein Ohr für die Klagen eines Leidenden, wenn dieser Leidender auch dem weiblichen Geschlecht angehört, so würde man sich über Grund oder Ungrund seiner Beschwerden zu unterrichten suchen. Jedoch, wenn das Wort „Frauenemanzipation“ an das Ohr eines Mannes schlägt, hält er es, statt zu untersuchen, was an der Sache ist, für viel leichter, ein spöttisches oder höhnisches Lächeln auf sein Mannesantlitz zu zaubern und dann glaubt er die Sache recht als Herr der Situation abgethan.

Ich urteile zu streng? Nicht die bewußte Teilnahmslosigkeit des Egoismus, sondern die Bewußtlosigkeit der Gewöhnung sei Ursache der auch von Ihnen zugegebenen beklagenswerten Unwissenheit der Männer über die Frauenfrage? Die Dinge, die Einem jeden Tag begegnen, betrachte man nicht als etwas Außergewöhnliches, sie kommen und gehen wie Frühstück, Mittag- und Abendbrod und man nehme sie auch so hin, denke sie als notwendig, oder denke eigentlich nichts; man sehe eben nicht? Nun, meine Herren, Sie mögen recht haben. Da gilt es also, Ihnen die Gestalt dieser Dinge einmal recht anschaulich zu machen. Ein einziger Blick von unserem Standpunkt aus wird genügen, Sie zu überzeugen, daß ihr Lauf, so wie er heute noch ist, aller Gerechtigkeit, aller Menschlichkeit zuwider geht.

Verzeihen Sie den Pleonasmus! Gerechtigkeit und Menschlichkeit, als ob das zwei Begriffe wären, da doch alle Menschlichkeit in Ewigkeit nur Gerechtigkeit sein kann. Also nur Gerechtigkeit wollen wir. Und was wäre gerechter als das Gesetz – was sollte gerechter sein! Zudem: vor dem preussischen ist bekanntlich Jeder gleich. Nein doch: es heißt: „Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich“, meint das: jede Preuße ist vor dem Gesetze als Nichtpreuße betrachtet? In manchen Ländern des Orients wird wie Landessprache von Mann und Frau in zwei verschiedenen Dialekten gesprochen – der Mann spricht den einen, die Frau den anderen Dialekt. Spricht das Gesetz bei uns Mann und Weib gegenüber zwei verschiedene Dialekte?—

„Die unverehelichte Frau ist heute in privatrechtlicher Beziehung mit den männlichen Staatsgliedern vollständig gleichberechtigt“<sup>1</sup> heißt es. Und das muß wahr sein.

Privatrechtlich. Das heißt: Die unverehelichte, mündige Frau kann kaufen und verkaufen, mieten und vermieten, leihen und entleihen, einen Dienst annehmen und Dienstboten halten, eine Hypothek aufnehmen, ein Testament machen, erben etc. etc., ohne daß ein anderer Mensch das Recht hätte, in ihren Willen einzugreifen. Dabei hat es aber auch sein Bewenden. Eine Vormundschaft zu übernehmen, erlaubt z.B. das Gesetz der unverehelichten Frau nicht, ebenso wie es Minderjährigen, Geisteskranken und Verschwendern die Fähigkeit hierzu abspricht. Die Gesellschaft, die man hier für die Frau passend erachtet, ist ein Hohn bitterster Art, ist eine Herabwürdigung, von der sie zu befreien wohl endlich an der Zeit wäre.

Und ihr politisches Recht? Ihr Bürgerrecht? Sie hat keines. Als Bürger ist die Frau nicht vorhanden. Die Rechte des Bürgers bestehen darin, daß er Abgesandte wählen darf, die

---

<sup>1</sup> Dr. Emilie Kempin: Die Stellung der Frau nach den zur Zeit in Deutschland gültigen Gesetzesbestimmungen u.s.w. Leipzig, M. Schäfer, 1892. Seite 12.

seine Interessen bei der jeweiligen Regierung vertreten, und daß es ihm zusteht, sich mit Seinesgleichen über diese Interessen zu besprechen. Das ist ausgedrückt, wenn wir sagen, der Bürger, der sich im Vollbesitz seiner bürgerlichen Rechte befindet, hat 1. Stimmrecht und 2. Coalitionsrecht. Diese Rechte können dem Bürger, der sich sonst gegen das Gesetz schwer vergangen hat—also dem sog. Verbrecher – auf Zeit entzogen werden. Ebenso wenig genießt ihrer der Verschwender (der unter Curatel ist), der Minderjährige, der Geisteskranke. Die Frau selbstverständlich auch nicht.

Es ist ganz merkwürdig, wie es mit den Bürgerrechten der Frau bestellt ist. Wenn ich nämlich eben sagte, sie hat keines, so fällt mir nachträglich ein, daß ich mich geirrt habe. *M a n c h m a l* hat sie Bürgerrecht. Sie hat nämlich das Recht, Steuern zu *z a h l e n*. Ueber diese Steuern und ihre Verwendung zu *s p r e c h e n*, ist sie *n i c h t* befugt. Ist das nun nicht merkwürdig? Wenn ich doch nur die tiefe Weisheit, die in dieser Verleihung des Bürgerrechts einerseits und seiner Entziehung andererseits steckt – doch ganz gewiss steckt, sonst wäre die Einrichtung im preußischen Staat nicht getroffen worden, davon bin ich fest überzeugt – wenn ich doch nur diese tiefe Weisheit ergründen könnte! 40 % aller Frauen sind selbstständig Erwerbende, aber über Steuer darf sie nicht sprechen. Das kommt mir noch gerade zur rechten Zeit in den Sinn, daß 40 % aller Frauen selbstständig Erwerbende sind, sonst hätte ich geglaubt, man wollte uns zarte Wesen vor der rauhen Berührung des Geldes, vor der herabziehenden Beschäftigung unserer Gedanken mit Steuer bewahren. Zahlen? Ja! Darüber denken ist überflüssig. Denken! Aber wir müssen erwerben, da gilt es doch über Arbeit und Bezahlung zu denken. „Macht das mit Euch selbst ab“ sagt der Staat, „*M e i n e t w e g e n* braucht ihr nichts zu erwerben.“ Aber sollten wir hungern? „Wie´s beliebt, meine Damen. Gegen das schöne Geschlecht muß man galant sein, und ihm auch zu verhungern gestatten, wenn es nun einmal solche Launen im liebenswürdig capriciösen Köpfchen hat.“

Ein Handwerker in einer kleinen Stadt zahlt seine Steuern und wählt ins Stadtverordnetencollegium denjenigen, der seine Interessen vertritt. Er stirbt. Seine Witwe führt, um sich und die Kinder zu ernähren, das „Geschäft“ mit Gesellen weiter, hat viel Plage, hätte ebenfalls einen Vertreter ihrer Interessen nötig, zahlt ebenfalls ihre Steuern, aber wählen darf sie nicht. Der Arbeiter, der sich Tag für Tag plagt, der sich schlecht nährt und seine Kräfte verfallen sieht vor der Zeit, während er bemerkt, daß sein Fabrikherr strahlend und strotzend daher geht, der Arbeiter, dem die Gründe der sonderbaren Erscheinung, daß der Fleißige nichts hat als Elend, und der Nichtsthuer alles hat, was gut ist auf der Welt, klar geworden sind, wählt in den Reichstag einen Mann, der des Wortes mächtig ist, des Arbeiters Recht zu vertreten. Die Arbeiterin, tausendmal elender als ihr männlicher Klassengenosse muß schweigen, denn nach Gesetzes Beschluß hat sie das Stimmrecht nicht. Freilich, ich weiß sehr wohl, man hält es auch für den Arbeitsmann nicht notwendig, seine Meinung in jener Volksversammlung, Reichstag genannt, zu äußern. Man meint es gut mit ihm. Wozu die zeitraubende Beschäftigung des Wählens, wozu die hirnersengende Sorge um den geeigneten Mandatar! Wie gerne ist man bereit ihm beides abzunehmen! – Aber diese fürsorgende Liebe wäre ein Schlag ins Gesicht des neunzehnten Jahrhunderts – man *w a g t* ihn nicht. Und dem Arbeiter bleibt seine karge Freiheit erhalten. Was aber gäbe es, das man der *F r a u* gegenüber nicht wagt!

Das Recht der Frau ist *R e c h t l o s i g k e i t*.  
Koalitionsrecht.

Wie, sie hätte nicht das Recht Vereine zu gründen? Strickt nicht meine wohlbeleibte Nachbarin Jahr aus Jahr ein Strümpfe für die Mission? Gibt es nicht Suppenküchen und Heimstätten? Haben nicht „Deutsche Jungfrauen“ im Jahre 1850 (siehe Voss. Ztg. V. 30.1. 1850) einen Verein zur Beschaffung eines „Vaterländischen Kriegsfahrzeugs“ gegründet und sind sie nicht glorreich an ihr ruhmwürdiges Ziel gelangt: Der Schooner kostete 20,000 Thaler! Sogar dem Auslande wurde die Ehre zu teil, beitragen zu dürfen zu den Kosten für ein „vaterländisches Kriegsfahrzeug“. – Wenn nur in die verbohrtten Gehirne dieser Deutschen Jungfrauen je eine Ahnung davon hätt gelangen dürfen, wie sehr sie sich – ich meine die Jungfrauen mit Beförderung alles dessen, was den Krieg angeht, ins eigene Fleisch schneiden. Aber darüber läßt man sie wohlweislich im Dunkeln, und wehe dem Verein, der sich über öffentliche Institutionen als da sind: Kasernen und Grenadiermützen, Steuern und hechtgraue Röcke, Bund der Landwirte und russischer Handelsvertrag, Bismarck und Sozialistengesetz äußern wollte, wehe seinen weiblichen – hier entschieden unweiblichen, nicht wahr Herr Minister? – Mitgliedern. Man sperrt den Verein, man sperrt die Rebellinnen in die Stube, wo ihr von Gott und Natur bestimmter Aufenthaltsort ist, den verlassen zu haben das Gesetz vom 11. März 1850 strenge ahndet. Hochverrat des Mannes ist höchstens ein Verbrechen. Aber eine „politische“ Rede der Frau, oder das Anhören einer solchen in einem „politischen“ Verein ist Sünde wider den heiligen Geist der den Frauen von Natur aus zuerkannten Dummheit und Auflehnung gegen ihre ewiglich prädestinierte Unwissenheit – ein Sakrileg. Gesetze, die ihr Wohl und Wehe bestimmen, darf sie nicht einmal *n e n n e n*, am Ort, wo sie beraten und beschlossen werden, hat sie keinen Vertreter, und sie muß abwarten, was über sie bestimmt wird, wie das liebe Vieh, das auch nicht fragen darf, wann werden wir verkauft, wann geschlachtet. Den über sie Bestimmenden darf sie nicht wählen; das dürfen Verbrecher, Verschwender, Minderjährige auch nicht. Aber während solchen immerhin ein gewisses Wohlwollen entgegengebracht wird in den sie betreffenden Bestimmungen, weiß die Frau genau: der Gesetzgeber versteht sein eigenes Wohl immer so und glaubt es immer so zu fördern, wenn er der Frau das ihrige raubt.—<sup>2</sup>

Im Juni 1869 gründete der Allg. Deutsche Frauenverein durch seine Vorsitzende Louise Otto Peters<sup>3</sup> aus Leipzig den ersten Arbeiterinnenverein in Berlin. Er verfiel bald seiner Auflösung. Es entspann sich alsdann ein etwa zwanzigjähriger Kampf: die Arbeiterin, die am Hungertuch nagt und sich gern satt essen möchte – die Polizei, der die Sättigung der Arbeiterin staatsgefährlich erscheint. Es war ein niedliches Spielchen: Gründung, Auflösung, Neugründung, Neuauflösung, Wiedergründung, Wiederauflösung, Schlag und Gegenschlag, prompt wie auf dem Theater ein Coup. Aber es war blutiger Ernst. Da

<sup>2</sup> In Hessen, Württemberg, Baden, sowie in den Reichsstädten Bremen, Hamburg, Lübeck hat die Frau Coalitionsrecht, warum nicht überall? – In Sachsen wählt sie mit zum Städtetag—freilich mehr ihr Besitztum. Eben hat der franz. Senat einen Antrag angenommen, welcher den handeltreibenden Frauen das Wahlrecht zu den Handelsgerichten zugesteht (Gleichheit 21. Febr. 94). Auf Neuseeland gab man ihnen das volle Wahlrecht und eben ist der erste weibl. Bürgermeister dort eingesetzt worden, ebenso hat sie das Stimmrecht im Staate Wyoming, einer der United States of A. Warum das alles draußen, warum *n i c h t s* dergl. bei uns?

<sup>3</sup> Das erste Vierteljahrhundert des Allg. D. Frauenvereins, Leipzig 1890. Seite 18. Siehe auch: die zwanzigjährige Arbeiterinnenbewegung Berlins von einer Arbeiterin. 1889. Im Selbstverlag.

beschloß die Obrigkeit, dem Ding ein Ende zu machen und um so liebevoller vorzugehen, als sich die Arbeiterinnen inzwischen von der Führung der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen emancipiert und der Arbeiterpartei angeschlossen hatten. Da war denn auch die Polizei recht energisch: in einigen Prozessen wurde dem Bestehen aller Arbeiterinnenvereine 1886 und 1887 ein summarischer Garaus gemacht. Sie wurden alle polizeilich geschlossen; „denn sie bezweckten eine Aenderung der staatlichen Gesetzgebung zu Gunsten ihrer sozialen Lage“ wie es im Urteil hieß, und das ist nicht erlaubt.

Vor mir liegt ein Aktenstück, wiederum die Schließung eines Frauenvereins betreffend. Frauen waren zusammengetreten, um – *horribile dictu!* – sich durch gute Vorträge etwas von Dem vermitteln zu lassen, was man das Wissen der Zeit nennt. Sie hatten, auf polizeiliche Aufforderung, Mitgliederverzeichnis und Statuten vor der konstituierenden Versammlung eingereicht. Sie waren dazu nicht verpflichtet, aber Frauen werden in der Gesetzeskunde nicht unterrichtet. Nun fand die vorbereitende Versammlung statt. Eine Frau referierte über ein zeitgemäßes Thema. Zur Diskussion sprachen zwei Männer und diese sagten: die Frauen möchten sich *p o l i t i s c h* a u f k l ä r e n. Das wurde zum Angelpunkt einer Anklage. Alle 11 Frauen, die Mitglieder des Vereins, der noch nicht bestand, alle diese Unglücklichen erhielten 10 Seiten Anklageschrift, weil sie das Wort *p o l i t i s c h* mit eigenen Ohren verbrecherischerweise angehört hatten. Es ist eine kalligraphische Musterleistung diese 11 Anklageschriftstücke à 10 Seiten und ich „kalkuliere“, sagt der Amerikaner, sie herzustellen durch männliche Sekretäre und Diätäre kostet den Staat ungefähr die jährliche Steuer dieser 11 Frauen.

Außerdem erhält die provisorische Vorsitzende folgendes Schreiben:

„Sie werden hierdurch benachrichtigt, daß mir die Statuten und das Mitgliederverzeichnis des Frauen-und Mädchen-Bildungsvereins Eintracht zugegangen sind.

„Gleichzeitig eröffne ich Ihnen, daß ich den Verein hiermit bis zur ergehenden richterlichen Entscheidung schließe, da derselbe als ein politischer Verein erachtet werden muß, und solcher nach dem G e s e t z vom 11. März 1850 keine Frauen als Mitglieder aufnehmen, geschweige denn überhaupt bloß aus Frauen bestehen kann. Der Amtsvorsteher Wilke Reinickendorf, 15. Jan. 1894.“

Das ††† Wort „*p o l i t i s c h*“ ist vor Frauenohren genannt worden! Fürchterlich! Dem Weltuntergang vorzubeugen giebt es nur ein Mittel: das Gesetz vom 11. März 1850. Und die Helden, mit dieser Waffe in der Hand, stürmen kühn gegen die verderbendrohenden Frauen-Vorträge: man schließt den Verein. Gerettet! Vor dem Gesetz sind wir Alle gleich! Und den Unterricht über Dinge, deren Nichtwissen jeden Mann lächerlich machen würde, *v e r b i e t e t* die *G l e i c h h e i t* aller *P r e u ß e n* vor dem *G e s e t z* der Frau.<sup>4</sup>

Ach, es ist ein schönes Wort, diese Gleichheit vor dem Gesetz. Wonne ergreift mich,

<sup>4</sup> Inzwischen ist die Schließung des Vereins laut Urteil v. 26. Mai 1894 aufgehoben worden, da es festgestellt wurde, daß thatsächlich der Verein noch nicht bestanden hat und man doch einen nicht existierenden Verein unmöglich schließen kann. Selbstverständlich hatte der Verein, der nicht bestand, auch keine Mitglieder und die 11 Frauen konnten wegen politischer Umtriebe nicht belangt werden. Warum aber die Richter die doch unzweifelhaft vorliegende böse Absicht nicht ahndeten, ist mir unbegreiflich geblieben.

wenn ich mich des preußischen Edikts vom 9. Oktober 1809 erinnere. § 10: „Nach dem Datum dieser Verordnung entsteht fernerhin kein unterthäniges Verhältnis weder durch G e b u r t, noch durch H e i r a t, noch durch Uebernehmung noch durch Vertrag“ – Wonne, aber auch Beschämung: denn manchmal fühlte ich mich gehindert, beengt, unterdrückt, unfrei, sah überall Schranken, die mir deshalb gezogen sind, weil der Z u f a l l der Geburt mich als F r a u auf die Welt kommen ließ, rannte an Wände an, die nur für die Frau da stehen, bekam Beulen, die weh thaten — — das war alles Einbildung. Denn der § 10 ist deutlich und klar, so deutlich und klar, wie der § 12 . . . . . „nach dem Martinitage 1810 giebt es nur noch freie Leute.“

Ich bin beruhigt, denn wir leben im März 1894 n a c h dem Martinitage 1810.

Aber ein bischen neugierig bin ich doch. Ob es wohl wahr ist, daß die Rede von der Unfreiheit der Frau in der Ehe Verleumdung, elende Erdichtung ist.

Ich weiß, es m u ß so sein, denn „nach dem Martinitage 1810 giebt es nur noch freie Leute“ – das ist doch einfach; aber wie gesagt, ich bin unglaublich gründlich neugierig und fange an, die Gesetze zu befragen.

In Rom, zur Zeit als es christlich wurde, herrschte das Gesetz, daß der Ehemann die *patria potestas*, die väterliche Gewalt über sein Weib hatte. Durch das Gesetz kam das Weib in *manum viri*, d.h. sie wurde die Tochter ihres Gatten. Für den Fall seines Todes waren Vormünder bestellt. In früherer Zeit hatte sie´s in Rom besser gehabt. Da wurde sie als von ihrer Familie z e i t w e i s e dem Gatten überlassen betrachtet; die Familie setzte Vormünder, die die Familienrechte, d.h. die Vermögensrechte wahrten.

Selbstverständlich hatte der Gatte auch seine Rechte. Mißbrauchte er sie aber, so trat der Vater ein für die Tochter. Und so zwischen zwei Tyranneien gewann das Weib eine Art Freiheit. Damals stand sie verhältnismäßig gut da. Aber das Christentum nahm dem Vater die Gewalt über die verheiratete Tochter und legte a l l e Macht, des Gatten und des Vaters zusammen in die Hand des erstern und heute trägt das christliche Eheweib ein doppeltes Joch.<sup>5</sup>

Denn im 16. Jahrhundert wurde das römische Recht von dem ganzen damaligen deutschen Reich angenommen und nennt sich heute das g e m e i n e R e c h t.<sup>6</sup>

Das sächsische Recht, das preußische Landrecht und der *Code civile* vereinigten sich ihm, und für die Frau enthalten alle diese R e c h t e das denkbar herrlichste – Unrecht. V o r dem 16. Jahrhundert war´s freilich nicht besser. Blunschli [sic!], Deutsches Staatswörterbuch 1858 versichert das. Es wird dort so ausgedrückt: „Unbeschadet der hohen Achtung, in welcher das weibliche Geschlecht von jeher bei den germanischen Völkern gehalten wurde, war sein Rechtszustand, zumal in der e r s t e n Hälfte des Mittelalters, ein sehr bedrückter.“ Unbeschadet der hohen Achtung — — hm! – Wer lacht da? Verzeihen Sie, ich war es selbst, unbeschadet der hohen Achtung, die ich vor der noch höher, vor der pyramidal entwickelten Kunst der männlichen Sophistik hege. Aber was geht mich die Vergangenheit an! „Nach dem Martinitage 1810“ bin ich frei. Nur das will ich mir beweisen.

<sup>5</sup> Siehe Laboulaye; Condition civile et pol. des femmes. Paris: Es gab zwei Formen der Ehe; bei der einen war die Frau höchst unfrei, die andere ließ ihr freie Verfügung über ihr Vermögen, das aber bei ihrem Tod an die Verwandten zurückfiel, nicht auf die Kinder erbte. Man wollte die großen Vermögen zusammenhalten (Seite 31). Die christl. Kaiser verordneten, daß die E n k e l von den G r o ß e l t e r n erbten, Frau, übergangen, war alsdann sehr abhängig. (S. 56)

<sup>6</sup> Dr. Emilie Kempin, ebenda S. 1 ff.



„Die Frau ist ihrem Manne Gehorsam schuldig.“ Potz tausend! ! steht das wirklich da!? „die Frau ist der eheherrlichen Gewalt des Ehemanns unterworfen“ und „bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet sein Wille“. „Auf häusliche Dienstleistungen“ seiner Frau hat der Mann „ein gesetzliches Recht.“ Das steht in den Paragraphen? Was!? Dann ist die verheiratete Frau also nicht frei?! Dann giebt es auch nach dem „Martinitage 1810“ noch unterthänige Verhältnisse? Und die Frau befindet sich in einem solchen? Und es ist gelogen, daß die Heirat keines schaffen darf!? — Na, freilich ist es gelogen. Aber es kommt noch besser: Nach bayerischem Recht hat auch der Mann ein „mäßiges Züchtigungsrecht“ der Frau gegenüber – „unbeschadet der hohen Achtung, die der Germane immer vor dem Weibe hatte.“

Was! Er darf sie prügeln?

Warum denn nicht! Wenn sie den Gehorsam verletzt, prügelt er sie eben. So macht man´s auch mit seinem Hunde. Und die Dienstbotenordnung aus jener Zeit gestattet das auch Diener und Magd gegenüber. Denn vor dem Gesetz sind sie ganz gleich – nämlich Hund, Frau, Magd und Diener.

Also: Die Frau ist n i c h t frei.

Die Frau schuldet dem Manne Gehorsam; er schuldet ihr selbstverständlich keinen Gehorsam. Sie schuldet ihm Dienstleistungen, er schuldet ihr keine. Er darf sie „mäßig“ züchtigen, sie darf ihn nicht mäßig züchtigen.—

Das p r e u ß i s c h e Landrecht ist nicht ganz so human wie das bayerische, es gestattet das „mäßige“ Züchtigungsrecht dem Manne nur in den u n t e r e n Berufen. L. Schneider in seinem „Berliner Nächte“, 1835, Seite 320 erzählt ein Erlebnis: Ein Mann, Weinhändler, also ein „Herr“ aus den oberen Berufen, der als solcher zu seinem Leidwesen nicht das Recht hatte, sein Weib mäßig zu züchtigen, verschafft sich einen Gewerbeschein als Zinngießer und außerdem einen Ochsenziemer. Letzteren in der rechten, ersteren in der linken hochgehobenen Hand tritt er vor seine Hausehre. Bald liegt sie schreiend und winselnd vor ihm auf den Knien. Sie schreit: sie will auf Scheidung klagen. Hohnlachend zeigt er ihr den Gewerbeschein. „Das nützt Dir nichts, ich darf Dich mäßig züchtigen.“

Auch das e n g l i s c h e Gesetz<sup>7</sup> erlaubte früher dem Ehemann, seine Frau mit einem vernünftigen Werkzeug „with a reasonable instrument“ zu züchtigen. Talvj in der Geschichte der Kolonisation Neu-Englands erzählt eine köstliche Anekdote. Ein englischer Richter erklärte den Geschworenen bei Darlegung des Thatbestandes, daß damit – nämlich mit dem „reasonable instrument“ ein Stock gemeint sei, der nicht dicker als sein, des Richters Daumen wäre. Am folgenden Tag fand sich eine Delegation von Damen bei ihm ein, um „den genauen Umfang von Seiner Ehren Daumen auszumessen“.

Es ist eine Scene voller Humor, Satyre und Grazie; der Uebermut und die Ueberlegenheit, die wir dem „Zopf, der nach hinten hängt“, dem Ueberlebten gegenüber empfinden, kann sich nicht drastischer und anmutiger zugleich bethätigen. Aber auch welche Bitterkeit kommt zurück mit dem Augenblick des Bewußtseins, daß dieses Ueberlebte n o c h Gewalt hat, daß es als fürchterliches Gespenst n o c h umgeht und unser Glück mit ins Grab reißt.

In den weitaus meisten deutschen Gebieten hat der Mann das a u s s c h l i e ß l i c h e

<sup>7</sup> Seit der Einführung des Ehefrauen- und Eigentumsgesetzes von 1882 wohl aufgehoben.

Dispositionsrecht über das Vermögen. Dies Recht erstreckt sich auch auf das von der Frau eingebrachte Gut. Der Frau steht das Dispositionsrecht über ihr eigenes Vermögen nicht zu. Wie auch der Mann damit wirtschaftete, die Frau hat nicht die Macht, Einhalt zu thun. Verträge können vom Mann, nicht aber von der Frau einseitig geschlossen werden, rechtsgültig. Für Schulden des Mannes, *einerlei, woher sie stammen*, hier und dort selbst für solche *vor* Eingehung der Ehe gemachten, haftet das Gesamtvermögen, selbst wenn es ausschließlich von der Frau eingebracht ist. Ist also der Mann etwa ein Spieler, verliert Tausende an einem Abende – die Frau muß es bezahlen. Trifft es sich, daß er uneheliche Kinder hat, so bezahlt *sie* die Alimente – so will es das Gesetz.

In den verschiedenen Ländern und Gebieten Deutschlands unterliegen die Ehegesetze mancher Modifikation. Im Allgemeinen aber ist der obige Standpunkt festgehalten. In einigen Bezirken tritt die Benachteiligung der Frau durch das Gesetz besonders kraß hervor: So in Frankfurt a. M., wo die Leibeigenschaft der Frau recht drastisch betont und gefordert wird: Folgeleistung und Ehrerbietung, die Obliegenheit, an den Wohnort des Mannes zu folgen, ihn im Fall der Not zu ernähren. *Standesgemäß* ernähren, selbstverständlich, wie es *seiner* Stande zukommt. Folgeleistung und Ehrerbietung ist der Mann seiner Frau natürlich nicht schuldig, auch braucht er ihr nicht an ihren Wohnort nachzukommen, und wenn er sie ernähren muß, so thut er das *seiner*, nicht *ihrer* Stande gemäß.

Nach *sächsischem* Recht ist es die Frau, die sich während der Zeit einer Trennung von Tisch und Bett ein *Unterkommen* suchen muß. Selbst wenn das bisher gemeinschaftlich bewohnte Haus ihr Eigentum ist, wird sie hinausgestoßen. Der Mann aber bleibt warm im Nest sitzen. Man sieht, das Gesetz schützt das „schwache und zarte“ Weib ganz besonders. Die Frau muß hinaus – denn – „die Frau gehört ins Haus“, sagen unsere Verteidiger der Weiblichkeit.

*In Hessen* hat der Vater nach dem Tode der Gattin den lebenslänglichen Nießbrauch an dem mütterlichen Vermögen der Kinder, sogar dann, wenn er sich wieder verheiratet. Die Frau hat nicht gleiches Recht, es steht ihr im entsprechenden Fall keines an dem väterlichen Vermögen der Kinder zu. Warum nicht? Der Mann braucht mehr, eine Frau braucht ja so wenig, sie ist ja so genügsam. Und warum ist er's nicht, und wo braucht er mehr? — —

*Pfälzisches* Recht: Stirbt ein Ehegatte vor dem andern mit Hinterlassung leiblicher Nachkommen, so erhält von der gesamten Errungenschaft der überlebende Ehemann 2/3, die überlebende Ehefrau 1/3.

Hm!

*Mainzer Landrecht*: Stirbt ein Ehegatte vor dem andern, ohne leibliche Nachkommen zu hinterlassen, so behält der Ueberlebende lediglich seinen Anteil an der Errungenschaft, der Mann 2/3, die Frau 1/3.<sup>8</sup>

Es kann unmöglich meine Absicht sein, alle Einzelbestimmungen der verschiedenen Rechte und Länder hier aufzuzählen, und Sie, meine Herren, verzichten wohl auch auf das Vergnügen solcher Aufzählung. Es ist immer dasselbe: ökonomische, rechtliche und gesellschaftliche Benachteiligung der Frau, vorgeschrieben durch das Gesetz.

Auch die mütterliche Gewalt ist sehr beschränkt gegenüber der väterlichen,

<sup>8</sup> Archiv für prakt. Rechtswisensch. Darmst. U. Leipz. Der N. Folge 16. B. 4. H. 1893.

was nach dem Gesagten nicht wundern wird.

Der Mutter und ihren Kindern setzt man nach dem Tode des Gatten einen Vormund. Ein völlig Fremder wird sozusagen zum Herrn ihres Geschicks gemacht. Ist er gewillt, seine Macht zu mißbrauchen, kann er Unheil genug anstiften.

Das schadet aber nichts. Es laufen eben alle Bestimmungen darauf hinaus, daß eigentlich die Frau zeitlebens unter die *Vormundschaft des Mannes* gehört. Wenn es nicht die des Gatten oder Vaters sei, so noch besser die eines Fremden, als gar keine! Es ist die römische Einrichtung, die in unsere Gesetze, Sitten und Gebräuche überging. Es ist der *Paterfamilias*, dessen schrecklicher Macht Frau, Kind und Sklave gleicher Weise unterworfen sind.<sup>9</sup>

„So lange nicht die Frauen in der Verteidigung des Vaterlandes gleiche Stärke und gleichen Wert mit dem männlichen Geschlecht haben, kann von einer grundsätzlichen Aenderung des bestehenden Rechtsverhältnisses meines Erachtens nicht die Rede sein; im Gegenteil müssen die Frauen manche *Mißverhältnisse ihrer jetzigen Lage als notwendige Folgerungen ihrer Unbedeutung im Krieg hinnehmen*. Von diesem Standpunkt, den ich bei fast allen Männern gerechter Denkweise voraussetzen darf“ ... etc. – so schrieb einmal vor mehreren Jahren der Redakteur einer vielgelesenen Berliner Zeitung an eine Dame<sup>10</sup>, die zu Gunsten der Frau einen Artikel in seinem Blatt gedruckt sehen wollte. Aber dem Herrn Redakteur sind „alle extremen Forderungen auf diesem Gebiet unerträglich“. Die Fordernden natürlich auch.

Denken Sie *wirklich* alle so, meine Herren? Gehören Sie zu den „gerechten“ Männern, auf die sich der Herr Redakteur beruft? Die Frau hat kein Stimmrecht, Vereins- und Versammlungsrecht ist gegen sie, – aber sie wird ja auch nicht *Soldat*. Sie hat kein Amt, keine Würde und keinen Unterricht – aber sie geht ja auch nicht in den Krieg.

Ja, meine Herren, werden denn alle *Männer* Soldat? Ich habe noch nie gehört, daß die Männer, die nicht Soldat waren, kein Stimmrecht, kein Coalitionsrecht hatten, von der Universität, von Stellung und Carrière ausgeschlossen wurden.

Daß die Frauen, wenn die Männer in den Krieg ziehen, um zu morden, in denselben Krieg ziehen, um zu heilen und zu pflegen, will ich nicht einmal anführen, denn ich halte Krieg überhaupt für überflüssig. Immerhin aber ist es menschlicher, seine Grausamkeiten gut zu machen, als sie zu begehen. Daß die Frau beim Staatsbürgergebären ebenso gut ihr Leben wagt, wie der Soldat beim wechselseitigen Staatsbürgertöten, erwähne ich ebenfalls nicht; denn die Frau ist nicht gefragt worden, als die Natur ihr die Bestimmung des Gebärens auferlegte, und es ist gar keine freigeübte Tugend bei ihr. Schließlich aber ist Hervorbringen besser als Vernichten. Und es gilt hier nicht, einen natürlichen Vorzug des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen zu erweisen, sondern die Behauptung seines Minderwerts zu widerlegen. Sind wirklich Kriege und Kriegsbrutalitäten, *vulgo* Heldenthaten mehr wert, als Kultur und Civilisation? Der preußische Schulmeister ist berühmt. Aber warum? Er war es bekanntlich, der die Schlacht von Sadowa gewann. Sollte Schlachten zu gewinnen wirklich das Ziel des Schulmeisters sein? Es scheint fast so, denn in den weitaus

<sup>9</sup> Laboulaye: Ebenda, S. 14. Siehe auch Gide: *Cond. Privée d. l. femme*. Paris.

<sup>10</sup> Gräfin Bülow von Dennewitz. *Lose Blätter* Nr. 5, *Taceat mulier in ecclesia*. Dresden, Carl Tillmann.

meisten Fällen unterrichtet er Knaben. Ist es nötig, so viel zu lernen und zu lehren, um Kanonen abzuprotzen und selbst geeignetes Kanonenfutter zu sein? So sieht es aus. Denn die Mädchen lehrt man nichts und das „müssen sie als notwendige Folgerung ihrer Unbedeutung im Krieg hinnehmen.“

Für Elementarschulen werden in Preußen ausgegeben pro Jahr und Kopf = 23 Mark; für höhere Schulen = 166 Mark; für Universitäten = 590 Mk. Oder anders ausgedrückt: Ein Volksschüler kostet 164,5 – 188 Mk., ein Gymnasiast 2000-2300 Mk. und ein Student 4200-5700 Mk. als Staatszuschuss.

Für die Mädchen ist merkwürdigerweise der Elementarunterricht noch ebenso obligatorisch wie für die Knaben. Logisch würde man nun schließen, der Elementarunterricht befähige noch nicht, Kanonenfutter zu sein. Aber dem ist nicht so. Begreife das, wer kann! Für die Mädchen spendirt man also noch die Volksschule. Die Gymnasien sind ihr verschlossen, und die Universitäten ganz und gar verrammelt. 5700 Mark: das ist schon eine hohe Summe. Für wen man die aufbringen will, der muß tüchtig sein zum Erhabensten – zum Krieg.

Aber die Steuer, die die 40 % erwerbender Frauen bezahlen, werden auch zur Unterhaltung der Universitäten verwandt. Manche Frau im deutschen Reich erwirbt sich ihren Lebensunterhalt durch Ausübung einer Wissenschaft, die sie sich im *A u s l a n d* aneignen musste. Ihr Geld muß aber helfen, jene Institute zu erhalten, deren Pforten sich vor ihr schließen und jene Lehrer zu besolden, die ihr die Mitteilung ihres Wissens verweigerten.

Gleich vor dem Gesetz sind auch die *N a c h t k a f f e - B e s u c h e r* und *B e s u c h e r i n n e n* und ihre zahlreichen Brüder und Schwestern von der Straße. Den Einen, den *-e r e n* Lust, Freude, Freiheit. Den *-i n n e n* Leid, Not, Schmach, Strafe. Es wird gelogen, wenn gesagt wird, die „Dämchen“ nähmen selbst ihr Los nicht so „tragisch“, sie fühlten sich ganz wohl dabei. Ich will diese Lüge, die ebenso männlich, wie das männliche Gewissen feige beschwichtigend ist – vielleicht ist die Schwere der Lüge *d a m i t* noch nicht erwiesen, vielleicht lässt sich das männliche Gewissen in dieser Beziehung *l e i c h t* beruhigen—etwas tiefer hängen.

Die Geschichte der Prostitution lehrt uns, daß es immer *s o* war: Die Mädchen wurden notwendig gebraucht, also *g e f o r d e r t* und *g e r u f e n* und dann – *b e s t r a f t*. Gebraucht, gerufen, dann bestraft—von den Männern.<sup>11</sup>

Merkwürdige Logik. Die Männer empfanden eine Begierde, deren Stillung sie für notwendig hielten. Man sagte ihnen aber diese Begier sei Sünde. Trotzdem schufen sie sich ein Werkzeug zur Befriedigung ihrer Begier, und war diese erfüllt, dann strafte sie für ihre böse, sündhafte Lust – sich selbst? – O nein, logischerweise – denn Männer sind logisch – das Werkzeug.

Das Werkzeug hatte freien Willen und *m u ß t e* nicht dem Ruf folgen? Nicht doch! Das Werkzeug hatte—Hunger. Fragen Sie Einen, der Hunger hat nach freiem Willen,

<sup>11</sup> „Die Verführung geht von den *M ä n n e r n* aus, das weiß Jeder, der die Ursache der Prost. genau kennt. Die Bordelldirnen, die vagabundierten Lohnhuren, die sog. verworfenen Frauenzimmer sind Opfer der Verführung durch Männer, die den Leichtsinne, die Unerfahrenheit, die Ratlosigkeit: die Verlassenheit, die Not, u.s.w. zu *b e n u t z e n* verstanden haben.“ Behrend. Die Prostitution. Erlangen 1850. S. 111.

meine Herren: Das Werkzeug muß te kommen, dazu zwang das Brod in der Hand seiner Benutzer.

Und für den zwangsweisen, erzwungenen Gebrauch wurde es alsdann hart bestraft, gefoltert, weggeworfen. Die Gebrauchenden aber ruhten sich eine Weile aus und machten es dann mit neuen Werkzeugen ebenso.

Das ist schon lange so.

G r i e c h e n l a n d: „Solon machte den sinnlichen Schwächen seiner Mitbürger (den Herren Griechen) nicht allein die Concession, die Prostitution zu dulden, er wurde der erste Gründer der Bordelle“-.<sup>12</sup> Dann aber: „Solon strafte die l i e d e r l i c h e n Dirnen mit allgemeiner Schande“ – und die liederlichen Gesellen?—Seine sinnlich schwachen Mitbürger?!—Es war ganz wie in

R o m, wo man sie ebenfalls brauchte, dann aber mit unauslöschlicher Schande strafte, ihnen die bürgerlichen Rechte nahm; Vermögen durften sie nicht verwalten, keine Erbschaft, keine Schenkung annehmen (also ökonomisch ganz in den Händen ihrer Benutzer), vor Gericht nicht klagen, Ehe war ihnen verboten, ihr Eid hatte keine Gültigkeit. Sie trugen auszeichnende Kleidung: Haube, blonde Perrücke, kurze Tunika, Toga, die vorne offen war (daher der Name *togatae*), alles von gelber Farbe. Auch trugen sie rote Schuhe, bis Kaiser Hadrian diese Farbe für sich allein in Anspruch nahm.

Aber, sagt Loewe, die Christen waren besser, sie strafte den wirklich Schuldigen. Und Karl der Große, der Kaiser von D e u t s c h l a n d begann denn auch damit. Er „strafte die Lustdirnen mit Gefängnis, Peitsche, Ausstellung, Pranger.“ Friedrich I Barbarossa ließ ihnen die Nasen abschneiden, den „wirklich Schuldigen“—.

Der heilige Ludwig von F r a n k r e i c h ließ sie „im Betretungsfalle“ nackt ausziehen. In höchster Entrüstung verbannte er sie aus dem Lande. Aber da wurden „ehrbare Frauen belästigt“. Von wem wohl? – Der König musste seiner heilig-sittlichen Entrüstung Schweigen gebieten und die Mädchen dulden. Für wen wohl?

Selbstverständlich wurden sie später auch wieder bestraft und verjagt, auch wieder gerufen. Zu Toulouse und Bordeaux wurde die „schuldige Dirne auf dem Rathaus vom Büttel entkleidet, die Hände wurden ihr auf den Rücken gebunden, ein zuckerhutförmiger Federhut aufgesetzt eine Tafel auf den Rücken gehängt auf der ihre „Schuld“ in nicht wiederzugebenden Worten der Welt verkündet wurde, sie so nackt durch die Straßen geführt zum Fluß, in einen eisernen Käfig gehoben, dreimal in den Fluß getaucht, dann in die Zwangsabteilung eines Hospitals gebracht und lebenslänglich eingesperrt.“ Das geschah durch Christen im 14. Jahrhundert den „wirklich Schuldigen“. Den Dirnen. Der unschuldige Mann, ihr Gefährte befand sich inzwischen unter der johlenden Zuschauermenge und war recht fidel und hochangesehen.

So geht das weiter in der christlichen Aera. Viel Abwechslung bieten die Strafen nicht. Scharfrichter-Aufsicht haben sie stets, auszeichnende Kleidung meistens.<sup>13</sup> Hier eine in anderer Art interessante Mitteilung eines alten Berliner Stadtbuches:<sup>14</sup>

„Kam eine Jungfrau zu Falle, so musste sie ihr L e b e n l a n g mit geschorenem Haupte und mit einem über den Kopf geworfenen Mäntelchen aus Leinwand gehen.

<sup>12</sup> Loewe. Gesch. d. Prost. S.160.

<sup>13</sup> Stieber, Prost. und ihre Opfer. Berlin 1840. S.32-35.

<sup>14</sup> Ebenda. A.a.O.

Nach den Rechnungen des 16. Jahrhunderts mußten die gefallenen Mädchen auf das Rathaus kommen, wo ihnen der B ü t t e l die Haare schor und sie mit diesem Schleier bekleidete. Dieselbe Strafe ward auch an Witwen vollzogen, welche während ihres Witwenstandes den Beischlaf geduldet hatten. Besonders hielten aber die Gilden streng darauf, daß bescholtene Frauen nicht bei den Gewerksfesten erscheinen durften, und jeder Meister, welcher heiraten wollte, mußte dem Gewerke seine Braut vorstellen, über deren Unbescholtenheit man sorgfältige Nachforschung anstellte. Wer aber wider die Bestimmung der Gilde dennoch eine bescholtene Person heiratete, wurde aus der Gilde verstoßen.

Bescholtene Männer aber durften bei den Gewerksfesten erscheinen. Oh Verzeihung, bescholtene Männer giebt es nicht.

Und immer weiter so mit christlicher Liebe und Milde. Wer ausführlicher belehrt sein will, lese die genannten Quellen.

Im hochverehrten 19. Jahrhundert, im Jahrhundert der Ahlwardt und Stöcker, aber vor deren glorwürdiger Wirksamkeit, schon im Jahre 1851 nämlich, empfiehlt die evangelische Kirchenzeitung<sup>15</sup> No. 67 Seite 621 „Die Peitsche führe das Regime!“ Sie meint: „Welche Thorheit, sich einzubilden wo die Motive der Ehre und der Gottesfurcht bis zu diesem Grade ihre Kraft verloren haben, da anders wirken zu können als durch sinnlichen Schmerz!“ . . . . .

Dann weiter:

„Man lasse peitschen und wieder peitschen, scharf und immer schärfer bis sie scheu werden und sich hüten. Ohne Ansehn der Person züchtige sie, ohne Schonung, mit alleiniger Schonung des Lebens!“ – Das ist milde von dir, liebe, evangelische Kirchenzeitung!

Aber ohne Ansehn der Person? – Bitte, man muß doch sehen, ob es Mann oder Weib ist. Trifft man zwei beieinander, so darf doch nur das Weib gepeitscht werden.

Zweimal ein schier unglaubliches Ereignis: 1469 verordnet Heinrich IV. in Neapel Confiscirung der auf der That betroffenen Dirne und 100 ihr zu verabfolgende Peitschenhiebe. „Dieselbe Strafe trifft ihren männlichen Gefährten.“ Ich mache die Psychologen und Psychiater auf diesen Fall aufmerksam: es gilt zu erweisen, daß Heinrich IV. geistesschwach war. Ebenso Alphons V. von Portugal, Mitte des XV. Jahrhunderts, der in ähnlich scandalöser Weise liederliche Frauen aber auch liederliche Männer nach Afrika verbannte. Damit ich das Meine thue, den Herren das Studium zu erleichtern: bei Loewe, S. 178 und 179 werden sie näheres finden. Ich beanspruche mildernde Umstände – nicht für die Männer, die gewähren sie sich auch ohnehin – oder gar für Heinrich und Alphons, für diese beiden giebt’s keine außer ihrer Verrücktheit, nein für mich, die ich diesen Vortrag halte. Aus Dankbarkeit meine Herren, für’s Quellennennen.

In neuester Zeit stäubt, brennt man nicht mehr, auch lässt man den Mädchen die Nasen, aber Geldstrafen, Arbeitshaus, Gefängnis, Polizeiaufsicht, Ausweisung – sind noch immer beliebte Beweise für die Gleichheit vor dem Gesetz für Mann und Weib.

---

<sup>15</sup> Oehmigke’s Verlag.

Alles Wenden und Drehen, alles Hin und Her, alles Dulden und Aufheben der Bordelle, alle Bordellverordnungen etc.—was war es? Gebraucht, gerufen—verfolgt.

Warum sie gebraucht wird? Ich weiß nur von wem. – Warum sie dem Rufe folgt? Aus Not. Diese Veranlassung ihres „Falles“ wagen selbst die Männer nicht zu läugnen. Aber solche Not zu ihrer Lust auszunützen und dann nachher zu bestrafen—das wagen sie.

„Parent-Du Chatelet hat sich mit großer Sorgfalt den Untersuchungen über diesen Gegenstand unterzogen und keine Anstrengung gescheut, um die verschiedenen Veranlassungen zu dem Laster der Prostitution aufzusuchen und zu erforschen, und hierbei gefunden, daß von 5000 zu Paris lebenden inscribirten Dirnen 2000 durch das größte Elend, 1500 durch Verführung, Ratlosigkeit (also gleichfalls Not), 1200 durch plötzliche Verweisung und hierauf bedingte große Not (immer Not) in diese Lage geraten waren. Unter allen waren nur 3 vorhanden, deren äußere Lage und Verhältnisse ihren Fall durchaus nicht mit verschuldet hatten.“ (Loewe Prost. S. 142).

Das ist die Veranlassung für die „Dirne“, dem Ruf des Mannes, der ihrer begehrt, Folge zu leisten: Not.<sup>16</sup> Und was ist ihr Lohn? Schande und Jammer, Häßlichkeit, Ungesundheit, Armut, Elend, Sklaverei, Traurigkeit, oder der Wunsch nach Betäubung oder dem Alkohol entwachsene Vertierung, bestialische Verworfenheit, und—um dem Manne zu gefallen—die der weiblichen Natur schnurstracks zuwiderlaufende Schamlosigkeit.

Wer dies übertrieben findet, meint die Mädchen gehen doch in glänzender Toilette, gut gelaunt auf der Straße und in die Nachtkaffees, der läßt sich eben durch den Schein verblenden. Die Toilette gehört ihr nicht, ist erborgt, wie die lustige Miene erborgt ist. Die Toilette von dem Kuppler, oder der Kupplerin, die gute Laune vom Alkohol. Sie leihen die Sachen und bezahlen sie so hoch, daß sie immer Schulden haben. Dem Manne die Lust, dem Kuppler das Geld, der Dirne—Armut und Schmach. „Es giebt Lustdirnen, denen nichts gehört, als ihr nackter Körper. Hat sie sich einmal eine elegante Toilette angeschafft, so gehört nur eine einzige Krankheit, eine einzige Verhaftung dazu, um sie dieses Kleinods zu berauben (Stieber, ebenda S. 103). Sie werden von Jedermann ausgebeutet und betrogen, und selbst vom Galan oft um den Preis ihrer „Liebe“. Der edle starke Mann darf sich das ja erlauben. Ein unehrlicher Kunde, der die „Verlorene“ um ihr Verdienst betrügt. „Sie zu betrügen und zu bestehlen, ihr in jeder Weise Gewalt anzutun“, gilt Manchem dieser Tausende (von edlen Rittern) für ein lustiges Stücklein und für Sport“<sup>17</sup> . . . Dann kommen die Stubenwirtinnen, die Kuppler, die Leihefrauen, die Möbelverleiher, die Liebhaber, die Kartenlegerinnen, die Friseure, die Wucherer, u.s.w., alle diese wollen von dem Sündenlohn zehren und was der Unglücklichen selbst bleibt, sind gewöhnlich nur die Schande, die Schulden und die Syphilis“. (Stieber, S. 105).

<sup>16</sup> „Die hungernde Proletarierin wird zum Opfer der Prost. (Stieber ebenda S.76.) – „Die materielle Seite des Lebens die Not, die Dürftigkeit, die Sorge um Existenz, der Hunger spielen dabei eine ebenso wichtige Rolle als die im Übermut und Sinnlichkeit angefachten Leidenschaften.“ (Behrend, Prost., Berlin 1850 S. 213) Ja Hunger, und Not beim Weibe Uebermut und Sinnlichkeit bei ihrem Verführer und Benutzer.

<sup>17</sup> Das Berliner Zuhältertum, von einem Juristen. Berlin, Küchenmeister 1892.

Auch die Mädchen in den Bordellen sind ebenso arm. Schon mit ihrem Eintritt sind sie gleich in eine Schuldenlast hinein verwickelt, ohne zu wissen, wie sie dazu kommen. Reisegeld, Commissionsgebühren, Einschreibegelder, Kleider, — alles wird ihnen drei- und vierfach berechnet, (Stieber, S. 125-126). Von da ab sind sie völlig von den Kupplern abhängig und haben selbst nichts. Denn vom Verdienst müssen sie 5/6 abgeliefern. Kaum können sie von dem 1/6 sich nähren. Sie bleiben in Schulden.

„An jene unglücklichen Geschöpfe, welche unsere Gesellschaft auf die tiefste Stufe gestellt hat, klammert sich von allen Seiten der Schmutz und die Gewinnsucht an, so daß i h n e n von dem Lose ihrer Schande kaum etwas übrig bleibt als die Schande selbst, als ein elendes Leben und ein elender Untergang in Verbrechen und Armut.“ (Loewe, S. 26.)

Sie sagen es alle—und es sind Männer, die es sagen. Aber dennoch—s i e wird bestraft und der Mann ist vor dem Gesetz straffrei.

Ungesundheit, Häßlichkeit ist ihr weiterer Lohn. (Stieber, S. 110 u.f.) Die Geschlechtsorgane verlieren ihre normale Beschaffenheit, auch werden alle Teile schlaff und abgestumpft, die Muskeln des Unterleibes entbehren der Spannkraft, die Schleimhäute entwickeln krankhaftes Uebermaß der Thätigkeit; sie unterdrücken gewaltsam die Menstruation, da treten dann Verdauungsstörungen und Blutflüsse ein, es bilden sich Abscesse; häufig sterben sie darum jung an Schwindsucht oder Wassersucht; man bemerkt bei ihnen oft einen widerlich penetranten Geruch, der auf inneren organischen Ursachen beruht; auch ihre Formen verfetten sich; die Gesichtshaut wird durch den immerwährenden Gebrauch der Schminke rau und gelb; auf ihrem Kopf erzeugen sich kahle, haarlose Stellen; die Stimme ist heiser und tief, die Zähne oft schlecht; die letzteren Erscheinungen sind in der allgemeinen Verderbtheit ihrer Säfte begründet, die heisere Stimme oft Folge der Syphilis. Und da wären wir denn bei derjenigen Krankheit angelangt, durch deren Mitteilung an ihre Kunden die Prostituierte eine fürchterliche, entsetzliche Rache ausübt, deren gräßliche Vergiftungen aber auch ihren eigenen Körper zerfressen. Und so wird ihr denn durch ihr Gewerbe selbst jene Eigenschaft genommen, die, wie man glauben sollte, unerlässliche Vorbedingung dazu sei: die Schönheit. Sie wird allmählich zu einem „Geschöpf, dem auch äußerlich der tiefste Stempel der Verworfenheit und der Gemeinheit aufgedrückt ist“.<sup>18</sup>

Syphilis: Eine Stadtmissionarin Fräulein O. erzählte uns einmal vom Podium herunter, von 100 Männern in Berlin seien 80 syphilitisch. Aber diese Männer heiraten junge, gesunde, unschuldige Mädchen und machen sie zu kranken, elenden Geschöpfen oder töten sie. Das Gesetz bestraft d i e s e n Mordanfall und Mord nicht; denn es ist der Mann, der das Verbrechen verübt, während die syphilitische Dirne, die einen Mann ansteckt, bestraft wird. Das ist Gleichheit vor dem Gesetz.

Die ganze Menschheit wird körperlich zu Grunde gerichtet durch die Prostitution mit ihrer Syphilis, und diese Prostitution könnte nicht bestehen ohne die sociale und gesetzliche Ungleichheit von Mann und Weib. Kann der Mann sich nicht entschließen, eine Institution aufzugeben, die ihm selbst zum Fluch geworden ist, kann er die Grundursachen nicht heben?! Aber es ist doch nicht n u r Elend, das die Dirne erntet. Sie genießt doch auch. Nein. „Erregung der Sinnlichkeit und Phantasie tritt bei den

---

<sup>18</sup> Stieber, S. 112.



Lustdirnen fast nie mehr ein.“<sup>19</sup> Das Gefühl der Verworfenheit verläßt sie nicht: „Die meisten Dirnen fühlen ihre unglückliche Lage sehr wohl; namentlich sind die Bordelldirnen gewöhnlich in ihrem Innern sehr traurig und niedergeschlagen. Ihr wilder Jubel ist oft nur ein Mittel, durch welches sie ihre Verzweiflung zu übertönen suchen.“<sup>20</sup> Ich habe mit Fleiß Männer als Zeugen aufgerufen für das Elend ihrer Opfer. Man sollte sagen, sie seien „gestraft“ genug, das Gesetz aber findet das nicht.

Haben sie sich noch etwas Menschliches bewahrt? Ein Wunder ist es. —Ja. Mehr Menschlichkeit, mehr Schamhaftigkeit als ihre Verderber.

Auch dafür männliche Zeugen:

„Eine höchst interessante Wahrnehmung ist es, daß sich die Schamhaftigkeit auch bei den gemeinsten und verworfensten der prostituirten Frauenzimmer niemals völlig verliert. Fast immer entdeckt man wenigstens noch Spuren derselben bei ihnen. Sehr ungerne giebt sich eine Dirne in Gegenwart anderer Personen als der ihres augenblicklichen Zuhälters preis. (Der Mann, dem der Dirne Schamhaftigkeit interessant ist, verlangt das also von ihr, i h n genirt es n i c h t.)

– „Nur mit Ueberwindung entkleidet sie sich in Gegenwart mehrerer Männer.“<sup>21</sup> (Also das geschieht auf den Wunsch und die Bezahlung „mehrerer Männer“!)

Das Hinzukommen einer fremden Person während des Alleinseins mit einem Mann regt sie auf, bei den regelmäßig wiederkehrenden ärztlichen Untersuchungen legt sie Zeichen von Scham an den Tag etc. Loewe berichtet auch, daß auf den Kroll'schen Bällen die Mädchen in ihrem Benehmen durchaus nichts Verletzendes haben, man merkt ihnen ihr Handwerk nicht an. Und wie wäre es auch möglich, daß „anständige“ Frauen, die ruhig auf der Straße hingehen, von den Nachtkaffeebesuchern als Dirnen angesprochen würden, wenn das Verhalten der Dirne schamlos wäre. Dennoch werden sie gehetzt und verfolgt, sie, die ruhig sich verhält, während Derjenige, der sie anspricht, straflos ausgeht.

Diese Zustände, das Gehetztwerden von Seiten der Polizei, der Umstand, daß man sie in manche Lokale nur unter männlicher Begleitung einläßt, oder doch Speisen und Getränke nicht an sie verabfolgt, wenn sie allein ist, (auch anständigen Frauen wird in manchen Lokalen Berlins nichts verabreicht; holt sie sich aber einen der draußen vor der Thür lungern den Louis zur Gesellschaft, dann giebt man den „Herrschaften“, was sie wollen!! — — der am schwersten ins Gewicht fallende Grund aber, daß sie von der herrlichen Mannesheldenhaftigkeit um ihr Verdienst betrogen wird, treiben und zwingen die Dirne dazu, sich einen Beschützer zu halten—den Louis, den Zuhälter. (Oft geht sie mit ihm die Ehe ein! — ) Diesen Beschützer findet sie aber naturgemäß nur in den Reihen der Verbrecher. Und so findet das Verbrechen *vice versa* Schutz bei der Dirne. Ihre erste Ursache hat aber diese Ungeheuerlichkeit in der Unterdrückung der Frau durch das G e s e t z. Würde die Dirne für das, was der Mann sündigt, nicht gehetzt und verfolgt, würde er sie nicht bestehlen und betrügen, so brauchte sie nicht den Schutz des Verbrechers. —

Wenn ihre Reize abgenutzt sind, dann wird sie eine Bewohnerin der Arbeitshäuser und Gefängnisse, oder sie bittelt, oder sie wird fromm und alsdann Bewohnerin einer

<sup>19</sup> Stieber, S. 110.

<sup>20</sup> Ebenda, S.108.

<sup>21</sup> Ebenda, S.102.

Armenanstalt, oder sie reinigt die Cloaken, handelt mit Obst, Bücklingen, „Wachsstreichholz“, oder sie wird, wie ihr Gatte, der Zuhälter zur Diebin und Verbrecherin, oder sie bleibt beim Handwerk und kuppelt. Beneidenswert sind diejenigen, welche früh ein Opfer ihres Berufs werden. Sehr selten gelingt es Einer, durch Klugheit und Sparsamkeit oder durch Betrug sich ein sorgenfreies Alter zu verschaffen. Dabei aber entrichtet sie so gut wie jeder „Staatsbürger“ Abgaben von ihrem Einkommen. -- --

Der Mann hat sich da aus der Zahl der Frauen eine Klasse gebildet, die er benutzt wie man Stiefel benutzt und wegwirft, wie man Stiefel wegwirft, wenn sie – abgebraucht. Hier ist das *Eigentum* *srecht* des Mannes an die Frau, welches Eigentumsrecht zu schützen er die *Gesetze* danach einrichtete, am krassesten ausgedrückt. Und so die Ungleichheit vor dem Gesetz, *überall*. Und die daraus resultierende gesellschaftliche und ökonomische Ungleichstellung. *Eigentum* wir, unsere Herren Sie, „meine Herren“. *Jenes* Eigentum, Ehefrau genannt, welches man lebenslänglich zu verwalten hat, muß etwas schonender behandelt werden, zur Befriedigung Ihrer *aller* niedrigsten Gelüste taugt sie nicht, dafür schafft man sich die Klasse der Dirnen, die Nachtkaffee's etc. Und man ist selbstverständlich geneigt, dafür eine Kleinigkeit zu bezahlen. Man gestattet *den Erwerb*.

Hier also ist eine Berufsart den Frauen offen gelassen. Und ich habe *mir* über diese Berufsart unterrichtet und eben des eingehendern darüber verbreitet, weil, wenn mir auch das Nachtkaffee den ersten Blick in diese Welt des Elends eröffnete, ich doch erkannte, daß die *typische* Form der Prostitution anderswo anzutreffen sein dürfte. Also hier ist Eine Berufsart. Wo sonst noch? Wir wollen es gleich sagen: Was der Mann selbst nicht thun kann oder mag, schiebt er der Frau zu und dann meint er, „er habe der Frau einige Berufszweige offen gelassen“. *Wie* großmütig er dabei zu Werke geht, werden wir sehen.

Die schlechtbezahlten und schweren Arbeiten darf sie leisten.

Sie ist Krankenpflegerin, Maschinenarbeiterin, Näherin, Köchin, Ladengehülfin, Probirmamsell, Kellnerin, Wirtschafterin, Wäscherin, Markthöckerin, Cloakenreinigerin. Sie kann es aber auch höher bringen: zur Hebamme, zur Buchhalterin, zur Zahntechnikerin, ja – man höre und falle dankbar betend nieder: zur Telefonistin, Telegrafistin, Schalterbeamtin, ja zur—Fleischbeschauerin.

Sie ist auch Retoucheuse, schreibt auf der Maschine, stickt Haussegen.

Wenn sie nach Zürich geht, dort promoviert, nachdem sie Medizin studirt hat, darf sie auch in Deutschland „Doktor“ sein, aber ja nicht *Arzt* oder *Aerztin*, Spezialistin.

Als solche rangirt sie unter die Kurpfuscher und darf keinen Totenschein ausstellen, der gesetzliche Gültigkeit hätte.

Dann bleibt noch das ungeheure Heer der Lehrerinnen an Volksschule und Mädchenschule. Aber auch hier aus dieser endlosen Zahl kein Aufsteigen in eine höhere Beamtenstellung, obschon mancher *Schulrat* sich innerlich klein fühlt vor dem überlegenen Wissen und Können der ihm *unterstellten* Lehrerin. Aber er ist ein Mann, das macht *alles* gut. Sie ist nur—ein Blaustrumpf; das ist tröstend.<sup>22</sup>

<sup>22</sup> Bei der im Sommer d.J. erfolgten Neuordnung des Mädchenschulwesens hat man der Lehrerin großmütig die Aussicht auf das Avanciren bis zur Oberlehrerin und Direktorin eröffnet. Immerhin. Möge man auch die Gehälter bessern. An den Berliner Volksschulen *fängt* der jüngste, unerprobteste Lehrer

Dem Weibe die Arbeit, dem Manne Ehre, Amt, Würde, Bezahlung. Denn es sind die niedrigeren Berufssphären, wo am meisten gearbeitet wird, und in die höheren, wo die Arbeit anfängt, mehr und mehr leicht und die Bezahlung und was drum und dran hängt, mehr und mehr hoch zu werden, steigt kein Weib.

Aber wie ist ihre Stellung denn nun in diesen ihr gelassenen Berufsarten, in welchen bis auf wenige Ausnahmen ja auch Männer arbeiten, im V e r g l e i c h zur Stellung des Mannes?

Sie ist wiederum ungerecht, wiederum allen Gesetzen der Billigkeit Hohn sprechend. Oder auch: die S t e l l u n g der Frau g e g e n alle Billigkeit; die A r b e i t der Frau von der g r ö ß t e n Billigkeit. So s e h r billig! Die Arbeit des Mannes viel teurer. Prächtige Kunde von der menschenfreundlichen Gesinnung, die man gegen uns hegt, giebt Brater.<sup>23</sup> „Empfehlenswert im unmittelbaren Interesse des Staatshaushalts, wie wohl von untergeordnetem Interesse (selbstverständlich!) ist auch die Verwendung von Frauen zu gewissen öffentlichen Funktionen, die nicht im Bereich des w i r k l i c h e n Staatsdienstes liegen, z.B. zum n i e d e r e n Post-und Telegrafendienst, wie es in Frankreich und der Schweiz mit gutem Erfolg geschieht. Weibliche B e d i e n s t e t e (!) leisten solche Verrichtungen b i l l i g e r und mit m i n d e s t e n s gleichem Geschick.“

B e d i e n s t e t e—denn sie sind Frauen; von Männern würde man sagen, sie seien B e a m t e. Dann—und darauf kommt's an—sie leisten die Dienste b i l l i g e r—bei mindestens gleichem Geschick. Sie thun w e n i g s t e n s so viel wie ein Mann—also wohl mehr—aber zu bezahlen braucht man sie nur schlechter.

Als Bebel am 13. Februar d.J. im Reichstag anfrag, ob die Telegraphistinnen und Telephonistinnen denselben Urlaub genießen, wie ihre männlichen Kollegen, da blieben ihm die hohen leitenden Kreise die Antwort schuldig.<sup>24</sup> Würde sie sonst haben verneinend ausfallen müssen? Zahlt man der Frau weniger als dem Manne, damit sie, die Schwache, sich – b e s s e r nähre? Und sie, die als „schwaches Weib“ u n d als schlecht Genährte mehr der Schonung bedarf,—ermutigt man sie, sich zu stärken, indem man ihr den Urlaub, die notwendige Ruhepause—e n t z i e h t?

Ebenso war es dieses hohe Haus, das die Scene abgab für das Auftreten eines „silberhaarigen Greises“ bei Verlesung der Aerztinnenpetition am 11. März, Jahrestag des Vereinsgesetzes 1891.<sup>25</sup> Der „Silberhaarige“ hatte auch einen gar guten Grund gegen Anstellung von Aerztinnen; er sagte: „Die wissenschaftliche Frau übt keinen Reiz mehr auf uns aus.“<sup>26</sup> Die Frauen hatten zwar gar nicht darum petitionirt, „Reiz auszuüben“;

---

mit ungefähr demselben Gehalt a n, mit dem die älteste, verdienteste Lehrerin a u f h ö r t! —

<sup>23</sup> Bluntschli, Deutsches Staatswörterbuch 1858, 12. Aufl., III. B. S.724.

<sup>24</sup> „Vom Bundesrathstisch wurde ihm keine Antwort“—heißt es im Bericht. Bebel hatte nach dem Urlaub der „Beamtinnen“ gefragt; der schlecht unterrichtete Bebel wußte nicht einmal, daß es „Bedienstete“ sind. Grund genug, ihm die Antwort schuldig zu bleiben.

<sup>25</sup> Eingesandt vom Allg. D. Frauenverein, verwiesen ans Abgeordnetenhaus. Dort verhandelt am 30. März 1892. Abgewiesen.

<sup>26</sup> Anfang d. J. wurde ein Buch Strindbergs „Die Beichte eines Thoren“, das voriges Jahr confiscirt war, freigegeben. Das die Confiscation aufhebende Urteil wurde erwirkt durch den vom Verteidiger angeführten Grund: das Buch zeige, wie ein tüchtiger Mann an dem „dämonischen“ Reiz einer verderbten Frau zu Grunde gehe. Und das sei „sittlich“.—Wie wäre es, wenn man diesen fürchterlichen Reiz, an dem tüchtige Männer immer und immer wieder zu Grunde gehen, u n s n ä h m e.—

Wie? Ei, indem man uns „wissenschaftlich“ macht. „Das wissenschaftliche Weib übt keinen Reiz mehr auf uns aus“,—also auch keinen dämonischen, und so und so viel tüchtige Männer sind

sie wollten nur das Recht haben, sich im Fall einer Krankheit von einer Geschlechtsgenossin behandeln zu lassen; aber der weise Greis sagte in der schönen und erhabenen Mäßigung, die nach Plato das Alter auszeichnet: „Die wissenschaftliche Frau übt keinen R e i z mehr auf u n s aus.“ Das war ein Argument so scharf wie nur möglich gegen die Anstellung weiblicher Aerzte und, vermutlich bezwungen durch seine unerbittliche Logik—denn Männer und Männerbünde sind i m m e r ganz unerbittlich logisch—erklärten sich die „Edelsten und Besten“, die „Vertreter der Nation“ in des weisen Alten Sinne, d.h. g e g e n den der Petition.

Und doch ist das Verlangen nach Aerztinnen nicht so ganz vernunftwidrig. Und doch geben zahlreiche Zeitungsnotizen, ähnlich wie diejenige der Frankfurter Zeitung vom 22.6.1893 aus Berlin datirte: „Der praktische Arzt D. F. . . .w, der wegen Sittlichkeitsverbrechen verhaftet worden war, ist gegen eine Caution von 20 000 M. aus der Haft entlassen worden“— — geben Meldungen von vielen über Aerzte verhängte Gefängnis- und Zuchthausstrafen, darunter solche von 5 Jahren Zuchthaus—Zeugnis davon, daß unsere Bedenken, dem ersten besten, uns oft völlig unbekanntem Menschen unsern Körper anzuvertrauen, nicht so ganz grundlos sind.

Aber w ä r e n auch alle Aerzte ehrlich, anständig und zuverlässig, so hat doch auch die *Gêne* des Weibes, sich vor einem Individuum des andern Geschlechtes ganz zu äußern, Anspruch auf Beachtung. Man sage nicht, dies Gefühl werde durch die Gewohnheit abgestumpft, ertötet—es kehrt mit jedem jungen reifgewordenen Weibe wieder. Ich wollte, der weise Greis und die andern 399 Weisen, welche die Petition ablehnten könnten sich einmal so recht ausmalen; was so ein 15-16jähriges Mädchen empfindet, wenn es ihr zum ersten Mal begegnet, daß der Arzt im Geschäftston sie nach Funktionen ihres Körpers fragt, von denen sie wähnt, daß ein Mann ihr Bestehen nicht einmal ahne. — — Wie in ihrem keuschesten Empfinden gekränkt ist sie! Wie schämt sie sich, als sei sie nun entwürdigt – ja, Übertreibung ist diesem Alter eigen—ja vernichtet! Dies dem Weibe zu ersparen ist Pflicht.

Als im Febr. 1894 der Minister B. von der socialdemokratischen Partei noch einmal über die Angelegenheit interpellirt wurde, meinte er: „Die Frauen könnten sich ja approbiren lassen, es stehe dem gar nichts im Wege.“ Man scheut sich nicht uns zu verhöhnen. Das ist billig—so sehr wie es hochherzig ist. Die Frauen sollten sich approbieren lassen, Herr Minister? Aber wo sollten sie studiren! Und wo werden sie angestellt, nicht als Spezialisten, sondern als Aerzte? Wollen Sie neue Spitäler bauen, etwa die Berliner berühmte Charité renoviren und da A e r z t i n n e n anstellen? Es geschieht Dümmeres in—China, als dieses wäre. Meinen sie nicht auch, Herr Minister?

Was aber sagt man ä r z t l i c h gegen die Anstellung weiblicher Aerzte? 1. sie machten den Männern Concurrnz, und 2. sie, die Frauen hätten nicht die Kraft den schwierigen Beruf des Arztes auszuüben—z w e i Gründe, von denen Einer notwendig gelogen sein muß, da sie sich gegenseitig aufheben: Macht die Frau dem Mann Concurrnz, so hat sie auch die Kraft den Beruf auszuüben; hat sie aber keine Kraft dazu, so macht sie ihm

keine Concurrrenz— wenigstens nicht lange, ihre Unfähigkeit muß sich ja bald herausstellen. Hier wie immer: wer zu viel beweist, beweist gar nichts.

Physische Kraft! Sonderbar daß sie nur den Frauen in Deutschland mangelt. In allen anderen civilisirten Ländern, diesseits und jenseits des Meeres, ja sogar in der Haremreichen Türkei giebt es viele Hunderte, viele Tausende Aerztinnen, die ihren Beruf segensreich mit vollgenügender physischer Kraft ausüben. Nach Deutschland, in dieses Land des Fortschritts der Denker und der Ehrlichkeit darf die Aerztin nur *e i n g e s c h m u g g e l t* werden; man darf sie, wie vieles andere dort nicht beim richtigen Namen nennen. Als in Frankfurt a.M. eine Aerztin sich auf ihrem Schild auch so nannte, nämlich Frauenärztin, wurde ihr geboten, dieses verbrecherische Schild schleunigst zu entfernen, widrigenfalls .....etc. Sie nennt sich nun: Specialistin für Frauen-Krankheiten. Physische Kraft: Fragt man auch die Krankenpflegerin danach, sie, die sich täglich von Morgens 6 Uhr bis Abends 10 Uhr und oft noch länger, und zwar ununterbrochen im Dienst abrackern muß! Während der Arzt sich beliebig ausruhen kann. Wiegen nicht ihre *N a c h t w a c h e n* seine *N a c h t b e s u c h e* mehr als nur auf, *w i e g e n* sie nicht schwerer?! Und Operationen? Muß sie nicht dabei sein!? Sie hätte nicht die Geschicklichkeit, *s e l b s t* eine auszuführen? Von vorn herein gewiß nicht, sie muß erworben werden, gerade wie von Ihnen, meine Herren. Und die von Aerztinnen bereits *a u s g e f ü h r t e n* Operationen beweisen auch ihre physische Befähigung *d a z u*, nicht wahr? Und sehen Sie sich die Hebamme an! ihr, der so ungenügend geschulten sind Millionen von Frauenleben, Millionen Leben neuer Weltbürger anvertraut. Spricht man da auch von mangelnder physischer Kraft? Und verwaltet sie nicht ihr verantwortungsvolles Amt mit bestem Gelingen? In den meisten Fällen ohne Assistenz des Arztes,— auf dem Lande, wo meilenweit in der Stunde oft gar kein Arzt wohnt—beim städtischen Proletariat?

Aber Krankenpflegerin und Hebamme bekommen die ein hohes Honorar? Nein – Nun, dann ist es gut: Stellungen mit *s c h l e c h t e r* Bezahlung dürfen Frauen haben, meinetwegen *d a* die physische Kraft in den Kauf.

Bleibt also der Grund: die Frau macht dem Manne Concurrrenz. Sehr schmeichelhaft für —*u n s*, meine Herren, wenn Sie diese fürchten.

Nicht ebenso schmeichelhaft für Sie. –Bitte! nicht böse sein! *E i n e s* besänftigt Sie gewiß; wenn ich Sie daran erinnere, daß *u n s* der Hunger so wehe thut, wie Ihnen. Wir verlangen nicht einmal „die dem Germanen von je innewohnende Hochschätzung vor dem Weibe“, wir verlangen nur Gerechtigkeit, Menschlichkeit, freie Concurrrenz. Sie haben´s ja gut wagen. Sie, die Starken mit uns, den Schwachen. Also — — nur Mut!!

Die *A r b e i t e r i n*. Ihre Bezahlung im Verhältnis zu derjenigen des Arbeiters ist wie 1 zu 3, d.h. sie bekommt etwa ein Drittel des Lohnes eines männlichen Collegen. Hat sich doch der Arbeiter organisiren dürfen und ist dem Kapitalisten so eine immerhin Achtung gebietende Macht geworden. Freilich, die Organisation des Arbeiters allein thut´s nicht. Die planlose Produktion der Kapitalisten wird nie aufhören und die Anhäufung der Waren wird immer wieder Krisen erzeugen, die die Arbeitslosigkeit und

so des Arbeiters Elend im Gefolge haben. Aber hier handelt es sich um den Vergleich zwischen Arbeiter und Arbeiterin, zwischen ihrem und seinem Los. Die Organisation setzt ihn in den Stand, die *W i l l k ü r* des Kapitalisten wenigstens in Schranken zu halten: Lohnabzüge, freventliche und von der Profitgier geforderte läßt sich der organisierte Arbeiter nicht mehr gefallen. Wie anders dagegen die *A r b e i t e r i n*: ein Spielball der Laune ihres Arbeitgebers, weil ihm immer nur die Einzelne, fast nie eine Organisation entgegentritt. In Deutschland giebt es rund 227 000 organisierte Arbeiter<sup>27</sup>, aber darunter sind nur etwas über 4 000 Frauen. Und man bedenke, daß es an 5 ½ Millionen Arbeiterinnen in Deutschland giebt. Aber man klärt sie nicht auf über das große Interesse, das sie an der Organisation haben muß; und von selbst sieht sie es nimmer ein. Wie könnte sie! Bei der Erziehung, die sie—„genossen“, kann man doch wohl hier nicht sagen—der sie ausgesetzt war. Von früh auf gezwungen, Geld zu verdienen, schon als 8-9jähriges Mädchen Ausläuferin oder zur Aushilfe in einem fremden Hause, oder auf der Straße Blumen, Spielwaren etc. verkaufend, oder zu Hause bei den Nähereien, Webereien etc. der Erwachsenen mit beschäftigt, ist das Proletarierkind ein wahrhaft elendes Lebewesen. Nie kennt es die die harmlose Freude der Kindheit. Nie die Freiheit des sorglosen Umherschweifens in Wald, Feld und Wiese. Hunger und die Frage, wie ihn stillen, ist der Inhalt seines Lebens. Zur Entfaltung seiner Kräfte, zum Wecken seiner Geistesthätigkeit kommt es nie. An Stelle dessen tritt eher eine zunehmende Erschlaffung. Und—endlich ist das Kind erwachsen, und da wundert man sich, wenn die Arbeiterin nur Sinn hat für Putz und Liebe. Mich wundert nur, daß sie überhaupt noch für etwas Interesse hat und nicht gänzlich vertiert ist. Daran aber ist nicht zu denken, daß sie aus eigener Kraft überschauen könne die Tragweite und den Nutzen der Organisation. Dazu gehört ein geschultes Denken—und die Arbeiterin hatte nie und nie Zeit zu denken, sie mußte arbeiten, wie ein Lasttier und bekam Prügel wie ein Hund. *H i e r* gilt's: aufklären. Und dennoch würde man den Arbeiterinnen Unrecht thun, wollte man annehmen, es gäbe nur eine so geringe Zahl unter ihnen, die sich ihrer Klassenlage bewusst sind. Nein, bei allem guten Wissen—das Elend der Armen ist so groß, daß sie die paar Pfennige Vereinsgeld auszugeben nicht wagen dürfen, positiv nicht können. Und woher die Zeit nehmen, den Versammlungen beizuwohnen?! Von morgens früh bis abends spät—die *m e i s t e n* sind ja zu Hause beschäftigt—müssen sie jede Minute ausnutzen. Hineingerufen in die Industrie von der Schlaueit einiger Fabrikanten, die durch billigere Frauenarbeit die teurere Männerarbeit ersetzten und so ein Geschäftchen machen, kann sie sich in derselben nur durch fortgesetztes Unterbezahltwerden erhalten. Sie ist da freilich eine fürchterliche Concurrentin des arbeitenden Mannes geworden und den Nutzen hat—der Ausbeuter, der Kapitalist. Aus

<sup>27</sup> Der „Vorwärts“ vom 19. Oktober 1893 bringt die Zahlen; 227 023 org. Arbeiter, darunter 4335 weibliche. Jedoch sind sie—laut Auskunft der einzelnen Organisationen—auf wohl rund 280 000 angewachsen, darunter etwa 7 000 weibliche Arbeiter.

In Berlin allein sind es der Gewerkschaften, bei denen auch Frauen sind, nun doch schon 24 geworden, gegen 14, die in dem erw. Bericht für ganz Deutschland genannt waren: die Schlächter, die Tabakarbeiter, Kaufleute, Goldschmiede, Musikinstrumentenarbeiter, Knopfarbeiter, Schirmmacher, Vergolder, Tapezirer, Stuckarbeiter, Schneider, Schuhmacher, Textilarbeiter, Wäschefabrikationsarbeiter, Handschuhmacher, Hutmacher, Filzschuharbeiter, Schuhwarenarbeiter, Kürschner, Putzfacharbeiter, Buchbinder, Buchdrucker, Formstecher u. Top., Lithographen.

Auch der Frauen- u. Mädchenbildungsverein ist als Organisation der Arbeiterin zu betrachten. Der Bericht der Generalkommission vom 13. Aug. 1894 bringt die Zahlen 221,530 männl., 5384 weibl. gewerkschaftlich organisierte Arbeiter.

manchen Industriezweigen hat die Frau den Mann fast oder völlig verdrängt—wieder säckelt der Nimmersatte frohgemut den Profit ein. Warum fordert der Arbeiter nicht den gleichen Lohn für seine Schwester, seine Frau, wie für sich selbst?! Aber wenn er forderte, würde er ihn erlangen für sie?— Die Verhältnisse müssen in ihren Gang gehen. Wie die Wirrnisse sich lösen? Ich möchte an anderer Stelle einer Wahrscheinlichkeit Ausdruck geben. Der Arbeiter wird nicht 2 Tage, nicht 1 ½ arbeiten für den Lohn, dafür die Arbeiterin wöchentlich sich kleiden, nähren, wohnen muß. Oder möchte das ein Arbeiter, etwa für Mk. 4,30, welches Mordskapital durchschnittlich wöchentlich von einer Pankower Haussegen-Fabrik ausgezahlt wird. So einen Haussegen im Hause zu haben! In den donnergrollenden Fluch eines zürnenden Gottes möchte er sich verwandeln für Alle die, welche um solches Elend wissen und nicht jede Fiber ihrer Kraft anwenden, dem abzuhelpen!! Die Frauenarbeit an der Maschine kann gar keine weniger wertvolle sein als diejenige des Mannes. Die Maschine verlangt nur prompte, flotte Bedienung, sie verlangt keinen Aufwand an Körperkraft, und fix und schnell sind eher noch Frauen-als Männerfinger. Aber wie ist die Bezahlung! Kann schon der Arbeiter nur von einem Minimum der Lebenshaltung reden, so ist diejenige der Arbeiterin unter dem Minimum, d.h. ihre Körperkräfte werden durch ihre kärgliche Nahrung nicht mehr ersetzt, sondern zu gesetzt.

In und um Dresden giebt es Confiserien und Marzipanfabriken. Man beschäftigt in ihnen wenige Arbeiter, aber 5 000 Arbeiterinnen; denn letztere haben mehr Geschmack, neue Dekorationen und Formen zu erfinden, man zieht sie vor. Nun sollte man denken, daß sie in einem Industriezweig, dessen Eroberung sie nicht ihrer Billigkeit, sondern ihrer Geschicklichkeit zu verdanken haben, auch entsprechend honorirt werden. 4-5, sage vier bis fünf Mark die Woche, das ist ihr herrlicher Lohn.

Bebel bringt auf Seite 168 seines vortrefflichen Buches „Die Frau und der Socialismus“ (18. Aufl. 1893) eine einschlägige Statistik nach Mitteilungen des Leipziger Handelskammer-Berichtes für 1885:

Es erhielten à Person u. Woche:

	Ein Arbeiter männlich.	weiblich.
	Mark.	Mark.
In der Spitzenfabrikation	20-30	7-15
" den Stoffhandschuhfabriken	12-30	6-15
" der Hutweberei	12-27	5-10
" " Wollkämmerei	15-27	7,20-10,20
" einer Zuckerfabrik	10,50-31	7,50-10

" den chemischen Fabriken	8,50-25	7,50-10
" " Leder-u. Lederwarenfabriken	12-28	7-18
" " Gummiwarenfabriken	9-27	6-17

u.s.w.

Bebel fügt hinzu:

„Diese Lohndifferenzen dürften sich noch als weit höhere herausstellen, wüßte man, wie viel männliche und wie viel weibliche Arbeiter die höchsten und die niedrigsten Lohnsätze erhielten und wie hoch der Durchschnittslohn für beide Geschlechter war.“ Der Bericht der preußischen Fabrikinspektoren für 1893 bringt in seinen spärlichen Lohnangaben folgendes:

Aachen, Textilindustrie, männliche Arbeiter 3 Mk. täglich, weibliche 1-1.50 Mk. Trier, Cigarren, männl. Arbeiter 1.50-2.50 Mk., weibl. 0.60-1.20 Mk. täglich. Wiesbaden, Wochenlohn, männl. 4.80-38 Mk., weibl. 3-18 Mk. (In der Hausindustrie, wo die meisten Arbeiterinnen beschäftigt sind, erhalten sie 30-40 Pfg. täglich). Westpreußen, männl. 728 Mk. pro Jahr, weibl. 386 Mk. Potsdam-Frankfurt, männl. Tagelöhner 9-10 Mk., weibl. 6.50 Mk., männl. Accord-Arbeiter 12-14 Mk., weibl. 8-10 Mk.

In Neuwied werden in einer Tabakmanufaktur (Rolltabak) den Arbeiterinnen wöchentlich 3-4 Mk. ausgezahlt, den Arbeitern 9-14 Mk. Dasselbst in einer Knopf-Fabrik den Arbeiterinnen Mk. 3-3.60, den männl. Arbeitern 9-14 Mk.<sup>28</sup>

Dr. Karl Thieß, der für Berlin eine Lohnstatistik aufgenommen hat, berichtet, daß der Durchschnitts-Wochenlohn der Schneider 12 Mk. betrage, derjenige der Schneiderin 4 ½ Mk., derjenige der jugendl. Arbeiterinnen Mk. 3- (vergl. Vorwärts vom 16. Aug. 1894.)

„Die Gleichheit“, Organ für die Interessen der Arbeiterinnen, Stuttgart, Dietz' Verlag, berichtet in ihrer Nummer vom 21. Februar 1894 von den Strohflechterinnen in Glashütte (Sachsen), welche täglich —40 Pfennig verdienen. Das macht in der Woche 2,40 Mk. Fulda läßt in seinem „Verlorenen Paradies“ ein „gnädiges Fräulein“ die Hände über dem Kopf zusammenschlagen vor entsetzter Verwunderung, daß in der Fabrik ihres Vaters die Arbeiterinnen nur 10 Mark wöchentlich verdienen. „Zehn Mark!“ —ruft sie aus,— „das gebrauche ich für Handschuhe und Parfüm in der Woche“. Ich möchte alle gnädigen Fräuleins der Welt fragen, was sie mit 2 Marks 40 Pfg. die Woche zu thun gedächten. Sicher, es reichte nicht mehr für Handschuhe und Parfüm.

Die in einer Zündhölzchenfabrik in Königsberg beschäftigten Arbeiterinnen, die es zu einem Jahreseinkommen von 160 Mark, also zu einem Wochenverdienst von rund drei Mark gebracht haben, leben gewiß auch ein beneidenswertes Leben. (s. Gleichh. v.s.T.)

Der „Vorwärts“ vom 14. März 1894 bringt einen Bericht über eine „Frauenarbeit“, die ebenfalls trefflich entlohnt wird. Rüschen—wahrscheinlich handelt es sich um schwarze und weiße Crèperüschen—werden mit Perlen benäht, auf das Meter kommen 600 Perlen, also 600 mal muß die Verfertigerin hinsehen, scharf, die Perle auf die feine Nadel

<sup>28</sup> Von der V. aufgenommene Statistik.



nehmen und sie einzeln oder in kleinen Reihen auf den Stoff heften,—600 mal; dafür bekommt sie 4 Pfg. Vier Pfennige. Mit aller Anstrengung macht eine Arbeiterin 11 Meter im Tage fertig; 6600 mal die ermüdende, eintönige Bewegung!

Stich, Stich, Stich. — — — — —  
 Das ist der Armut Fluch. — — — —  
 O Gott, daß Brod so teuer ist  
 Und so wohlfeil Fleisch und Blut!<sup>29</sup>

Die Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren, aber das Herz blutet Einem bei so viel Elend und die Feder zittert in der Hand. Gedenken wir noch der Spitzenklöpplerinnen Belgiens und des Erzgebirges, der strohflechtenden Frauen der pistojesischen Berge<sup>30</sup>, die für 100 Meter Strohbandchen, an denen sie tagelang flechten=55 Centimes bekommen und möge es dann mit der Aufzählung dieser Schmerzbeladenen ein Ende haben. Der doppelte Fluch der Klasse und des Geschlechts ruht auf der Arbeiterin. Sie ist elend als Frau und elend als Proletarierin.

„Was für den Arbeiter Armut ist“—sagt Michelet in seiner „femme“ (das Weib)—„wäre für die Arbeiterin Reichtum, Ueberfluß, ja Luxus.“ Gewiß wäre es das! Wenn eine Arbeiterin wie mancher Arbeiter 24, 26 oder 30 Mark die Woche verdiente, sie würde wähnen, der „Himmel sei auf die Erde gekommen“.

Trotz der unbegreiflichen Genügsamkeit—es giebt Arbeiterinnen, die wochenlang von Cichorienkaffee und trockenem Brod leben—gelingt es ihr bei solchen Zuständen nicht, jenen elenden Beruf zu vermeiden, der nicht nur Hingabe der Leibeskräfte, sondern auch des Leibes selbst verlangt, um dem Hungertode zu entgehen, steigt die Arbeiterin in die Straße und das Goldjüngelchen, das da flanirt, zahlt gerne für seine Lust, was sein Vater für ehrliche Arbeit zu zahlen vergaß. Sie arbeiten sich nett in die Hände, Vater und Sohn, der ausbeutende Kapitalist und die *jeunesse dorée*. Sie haben die *g a n z e* Arbeiterin und teilen sich redlich die Beute: Dem Kapitalisten Vater des proletarischen Weibes Kraft, dem Kapitalisten Söhnlein des proletarischen Weibes Schönheit. Dem Einen Blut und Nerven, dem Andern ihre Glieder, ihre Umarmungen. Leib, Gehirn, Seele beiden—alles durch Beide zu Grunde gerichtet. Und was übrig bleibt, die Gekränkte, die Schmachbeladene ist—für den Mann des Volkes, für ihren Gatten!—Ja, das wird Deine Frau, Mann der Arbeit! Wo sonst willst Du eine finden. Sie, die Mutter Deiner Kinder! Sie, die Elende. So spielt man mit Deinem Glück, mit Deiner Ehre! Männer des Volkes, wie lange solls noch dauern!! — —

Ich wollte, der Schmerz und die Wut von all den Millionen Herzen zitterte in *m e i n e m* Herzen, und ich wollte, die Kraft all' dieser Millionen Arme belebte und stählte *m e i n e n* Arm. Und dann wüßte ich, was geschähe! —

Im kaufmännischen Leben ist es nicht besser: die Leistung der Verkäuferin, der Buchhalterin, der Cassirerin ist mindestens derjenigen ihrer männlichen Mit-Angestellten gleichwertig; meistens ist das „Fräulein“—man höre nur die Herren Chefs—zuverlässiger als der „junge Mann“. —Sie besucht ja keine Nachtkaffee's; wollte sie's thun, sie flöge bald hinaus aus dem „ehrbaren“ Hause; daß der *H e r r* Commis es thut,

<sup>29</sup> Das Lied vom Hemde. Aus Henkell's Buch der Freiheit.

<sup>30</sup> Vortrag von Frau Schubert-Feder, Dr. phil., im März 1893.

geht die Chefs nur von Zeit zu Zeit etwas an, nämlich wenn falsch eingetragene Rechnungen, schlecht stilisirte Briefe, manchmal auch ein Kassendefizit unangenehm an solche nächtlichen Besuche erinnern,—also die Leistung der Kaufmännin ist mindestens gleichwertig derjenigen des Kaufmannes, aber ihre Bezahlung bleibt hinter der seinigen weit zurück.

Überall dasselbe: an den Gütern dieser Erde dürfen wir keinen Anteil haben, höchstens dürfen wir sie als großmütiges Geschenk aus der Hand unseres „Herrn“ empfangen. Aber Wohlthat ist nicht ganz angenehm für Den, der das Objekt der Wohlthat ist; und Undank, soviel Ihr über ihn schreit, wird nicht eher aus der Welt verschwinden, als mit der Demütigung der Wohlthat selbst. Und mit der Erbitterung über sie. „Beschenkt—gekränkt“—ich schlage das vor als neues, zeitgemäßes Sprüchwort. Anstatt uns zu beschenken, damit Ihr Euch doppelt und dutzendfach als die Herren, als diejenigen empfindet, denen allein das Verfügungsrecht über das, was die Erde giebt, zugesteht, b e z a h l t lieber unsere ehrliche Arbeit ehrlich.

Aber wir dürfen nur alles das sein, was s c h l e c h t bezahlt wird.

Und was dürfen wir n i c h t sein?

Nichts was Ansehen, Macht und gutes Auskommen giebt.

Ob ich Kaiser sein möchte? Nein. Papst? Nein. Nicht einmal General. Verfehlt Berufe das! Aber wenn Bismarcks hochbegabter Aeltester Staatssekretär war und jetzt Reichstags-Abgeordneter ist—warum sollte nicht auch eine Frau eine schlechte Rede mittelmäßig gut memoriren und von der Tribüne herunter stottern können!? – Giebt es doch sogar Frauen, die entschieden g u t sprechen. Geläufig und frei.—Und Minister, Reichskanzler und Staatssekretär sind sehr angesehene und gut bezahlte Posten, soviel ich weiß. Daß man da länger zu arbeiten hätte als 16-18 Stunden täglich, wie es unsere Mäntelnäherinnen und Hemdennäherinnen für trockenes Brod müssen, glaube ich nicht. Anstrengender als der Posten einer Hebamme oder Krankenpflegerin sind diese Würden auch nicht—kaum so verantwortungsvoll. Wenigstens scheint sich die Verantwortung dort—merkwürdig leicht zu tragen.

Aber wir wollen vorerst bescheiden sein: gebt uns vorerst einmal Aerztinnen und Richterinnen: denn des Weibes körperliche und seelische Beschaffenheit verlangt die verständnisvolle, darum schonende und bessernde Behandlung der S c h w e s t e r. Und nun, meine Herren, die E r w e r b s v e r h ä l t n i s s e des weiblichen Geschlechts in Betracht ziehend, wird auch Sie vielleicht ein mitleidig-amüsirtes Lächeln ankommen, wenn Sie damit vergleichen, was das G e s e t z unter Umständen der Frau gebietet: im Fall einer Scheidung den Mann standesgemäß, d.h. s e i n e m Stande gemäß, zu unterhalten. (Der Mann braucht die Frau auch nur s e i n e m Stande gemäß zu unterhalten.) Ich werde von der Neugierde geplagt, wie es mit der standesgemäßen Ernährung aussehen würde, wenn eine Arbeiterin, etwa die Pankower Stickerin (4 Mk. 30 Pf. wöchentlich), um nicht die sächsische Strohflechterinnen, (2 Mk. 40 Pf. die Woche) zu nennen—wenn diese Stickerin sich von einem Grafen scheiden ließ, der ihr seiner hunde-und pferdemäßigen Gesinnung wegen auf die Dauer unerträglich war! Sie muß ihn „gräflich“ ernähren! Wenn man aber von den Frauen verlangt, daß sie Grafen und Barone, arme „Notleidende“, standesgemäß ernähren, müßte man ihnen auch bessern Erwerb gestatten. Woher es sonst nehmen und nicht stehlen! Wenn das Gesetz Bestimmungen trifft, muß es auch die Erfüllung derselben

nicht geradezu unmöglich machen und zum Vergehen des Ungehorsams nicht geradezu drängen—das ist nicht recht.

Gewiß gibt es Künstlerinnen, die sehr wohl ihren Renommirgrafen „standesgemäß“ aushalten können. Was man auch sage, hieran kann man lernen, daß weibliches Genie einen sehr nützlichen Zweck hat.

-- --Und so hätten wir Erwerb und Gesetz einmal ganz kurz in Parallele gezogen.

Und wie geht die Wissenschaft mit ihr um?

Im Jahre des Heils 1595 erschien eine lateinische Schrift „*mulieres non homines esse*“; es war die Wiederholung eines alten Concilbeschlusses von Macon. 1766 wurde eine französische Uebersetzung dieser „wissenschaftlichen“ Abhandlung gedruckt. Sie sagt, daß das Weib deshalb, weil es Männer—also Menschen gebäre, noch lange nicht auch selbst ein Mensch sei, so wenig wie die Gartenerde eine Blüte oder Frucht genannt werden könne, weil sie Blüten oder Früchte b r i n g e. Napoleon, der seine hohe Achtung vor der Geistlichkeit damit bewies, daß er Papst Pius VII. absetzte, nahm gleichwohl seine Weisheit aus diesem Pfaffengewäsch, wenn er meint: das Weib ist unser Besitztum, wir nicht das seine, wie der Fruchtbaum das Eigentum des Gärtners ist.

Nun, eigentlich habe ich hiermit schon alle Mitteilungen erschöpft. Wenn es bewiesen ist, daß das Weib kein Mensch ist, so ist das aller Weisheit Schluß. Daß man alsdann nicht nötig hat, es menschlich zu behandeln, ist selbstverständlich. Ueberzeugt durch so viel Wissenschaft, gebeugt durch so viel mannesherrliche Superiorität müßte ich in Demut ersterbend verstummen. Jedoch erscheint mir der Beweis für des Weibes „Unmenschigkeit“ noch nicht genügend erbracht durch den Vergleich mit der Gartenerde. Diesen Vergleich aber umzustoßen, werde ich mich hüten, denn er gefällt mir sehr; ich finde ihn fast so schön wie folgenden: die Gans geht auf zwei Beinen, Du gehst auf zwei Beinen, also bist Du eine Gans. Oder wie den: Keine Katz´ und eine Katz´ haben 78 Schwänze. Denn: K e i n e Katz´ hat 77 Schwänze, e i n e Katz´ hat 1 Schwanz.  $77+1=78$ . Also haben keine Katz´ und eine Katz´ 78 Schwänze. W. z. b. w. Aber, meine Herren, um aus dem Spaß herauszukommen, die Wissenschaft lügt und betrügt, schweigt tot und verdreht, sobald es sich um Frauen und Frauenleistungen handelt. Dies ist ein so reichhaltiges Kapitel, daß ich bedaure, ihm innerhalb des Rahmens eines Vortrags den gebührenden Raum nicht anweisen zu können. Des Stoffes für eine eigene Abhandlung darüber ist in Ueberfülle vorhanden.

Es existirt eine ganz vortreffliche Kulturgeschichte von Kolb, in der im Ganzen zwei Frauennamen genannt sind, der der Madame Roland, der andere ist mir nicht gegenwärtig, und doch handelt das Werk von allen Zeiten bis in die neueste hinein. Dieser Mann scheint einen wahren Widerwillen vor dem Nennen von Frauennamen gehabt zu haben. Wo er über eine bedeutende Frau nicht hinweggehen kann, weil ohne sie die Geschehnisse sich nicht erklären, nennt er sie die Witwe des So und So, die Schwester des So und So, die Freundin des So und So, „der Frauenkreis, der sich um die Encyclopädisten gebildet hatte“, nie aber die Namen.<sup>31</sup> Und wenn es keine Hexen und Dirnen, keine Nonnen und Fürstinnen gegeben hätte—wer weiß—Kolb hielt es vielleicht absolut nicht nötig, von der Existenz dieses inferioren Geschlechts Kunde zu

<sup>31</sup> Eine „bigotte Wittwe“, (B. I., S. 564). „Ganz eigent. Kreise hatten sich in jener Zeit gebildet“. B. II, S.568.

thun. (Er schreibt ja eine

Kulturgeschichte—hat er nicht eigentlich Recht?)

Charakteristisch ist auch noch, daß es in seinem Buch ein Kapitel giebt: Stellung der Frauen und Sklaven (im Islam).<sup>32</sup>) Frauen und Sklaven so ganz gemütlich beisammen, ist recht nützlich, würde Zwickauer sagen. Aber hat er nicht wiederum Recht? Nein, diesmal nicht, denn er selbst muß berichten—er ist nur ein Gegner der Frauen, sonst aber ein wahrheitsliebender Mann—daß die Frauen zur Zeit der höchsten Blüte des Islam trotz beschränkender und demütigender Gesetze im wirklichen Leben dem Manne so gut wie gleichgestanden hätten. Das war der verruchte Islam schuld, wir Christen sind doch bessere Menschen. Das Zusammenwerfen von Frauen und Sklaven, wie—männlich Herr Kolb war.<sup>33</sup>

„Die Frau in der Nationalökonomie“ behandelt L. v. Stein. Mit großen Erwartungen nahm ich dies „wissenschaftliche“ Buch des bekannten Nationalökonomen in die Hand. Ah, da giebt’s was zu lernen,—dachte ich. Jawohl, meine Herren:

Noch war die Einleitung eine gute. Aber dann! Die ganze „Wissenschaft“ läuft darauf hinaus, die Frau gehöre in’s Haus, habe dort ihre Kraft anzuwenden, um am Haushaltsgeld zu sparen—das ist die Nationalökonomie. Inwieweit der Mann sie aber über seine pekuniäre Lage aufzuklären hat—„ein kluger Mann wird da vorsichtig sein“, meint der wissenschaftliche Herr v. Stein, Nationalökonom seines Zeichens. Und dennoch soll sie sparen—aber das Sparen ohne das Warum und Wieweit zu kennen, ist kein Sparen, sondern Geizen. Und der Geiz macht unliebenswürdig, hart. Dennoch, „ein kluger Mann muß da vorsichtig sein“, eine Frau braucht nichts zu wissen. Stein fürchtet den Verlust der blinden und taubstummen Unterwürfigkeit—also der „Weiblichkeit“. Ob er vor dem Bankerott steht oder Millionen Einkünfte hat—was geht es sie an! Sie hat am Haushaltsgeld zu sparen. Und wenn sie nur zu sparen verstehe, würde der Mann sogar darüber hinwegsehen, daß sie—alt werde. Sogar das! braver Mann, der er ist. Und sie trotzdem lieben! wie nett von ihm—wenn sie nur spare. Denkt einmal, ihr Frauen! Denken Sie einmal, meine Herren. Denn das sei die Kraft, die dem Manne versagt sei—armer Inferiorus! Und als Ersatz ist ihm nun ewige Jugend garantirt.—Nicht?—Merkwürdig. Sollte doch sein. Nein, die Enttäuschung war zu herb, als daß ich nicht zornig hätte werden sollen. In die Ecke mit dem Ding! Und dann dies Phrasengebimmel und der ganze widerwärtige süßliche Ton: „Und glaubst Du denn, daß es etwas gebe, das Du auf dieser Erde ohne Mühe erreichen, ohne Mühe festhalten kannst?“ (Ueber die Mühe des Sparens soll getröstet werden.) „Und—Liebe und geliebte Thörin (!!), ist es nicht gut, daß dem so ist? Ist es nicht der wahre Segen, daß Du von Schönheit und Reichtum unabhängig (durch das Sparen!) durch eigene Kraft (des Sparens) in Deinem Hause Dir zu schaffen und zu erhalten vermagst, was die edelste Perle Deines Lebens, der ewige Kranz in Deinen Locken ist. (Die Liebe

<sup>32</sup> B. II, S.147.

<sup>33</sup> Kolbs Werk schließt mit 1885 oder 87. Damals existirte die organisierte Frauenbewegung seit 1865, dem Jahr der Gründung des allgemeinen Deutschen Frauenvereins durch Louise Otto Peters in Leipzig. Und dieser Verein sprach es offen aus, daß er das Recht der Arbeit für die Frau erstrebe.

Bis zum Jahre 1885 hatte die Bewegung solche Fortschritte gemacht, daß man in Verbindung und auch außer Verbindung mit der sozialen, die Frage nach Gleichstellung der Frau die brennendste der Zeit nannte. Aber Kolb—weiß nichts davon. Dann wäre er—Schlimmeres als ein Ignorant—ein Fälscher?! Ich möchte nicht so rigoros sein, handelt es sich doch nur um die Frau.

des Mannes durch Sparen erworben). Das Haus ist die Arbeit der Liebe; nie vergiß, daß sie zusammen auch mit dem höchsten Werte das höchste Glück der Frauen sind!“

Nur das der Frauen, Herr v. St.? Lieber und geliebter Thor! Arbeit, Liebe und Ruhe—mit letzterer übersetze ich nämlich Haus, sind auch das höchste Glück des Mannes, ja das einzige. Durch Sparen aber wird es nicht erworben, sondern durch einen Teil dieses Trio's selbst:

durch Arbeit. Sie ist—wenn nicht im Uebermaß gefordert—an und für sich ein Glück und führt zu den beiden anderen Bestandteilen vollkommener Zufriedenheit, zu Liebe und Ruhe, indem sie zu dem einen—zu der Liebe fähig macht und den andern—die Ruhe als notwendige Reaktion begehrt. Dir aber schwebt nicht das freie, stolze, kraftvolle, glückliche, liebende und geliebte a r b e i t e n d e Weib vor, sondern ein verschüchtertes, dumm gehaltenes, ängstliches, knickiges, jeden Pfennig 100 mal in der Tasche umdrehendes, engbrüstiges, Kochtopfreste zusammenkratzendes Wesenchen. Gewiß, das Weib, das durch eigene Erfahrung weiß, wie schwer der Erwerb ist, wird am ehesten in kluger Weise sparsam sein. Aber sie wird zugleich wissen, w o und w a n n zu sparen ist, wird die Ausgaben nach den Einnahmen regeln und auch für andere Menschen etwas übrig haben. Dem Herrn v. St. aber ist d e r Mann ein kluger, der sein Weib nicht in seine Börse gucken lässt. Sie müssen doch Gründe haben, Herr v. St., die bist Du uns schuldig geblieben, lieber und geliebter—ja, wenn Du k e i n Thor wärest, sondern am Ende ein verschmitzter—„Vater von sechs Kindern“, dann wären Dein Rat zur Sparsamkeit Deinem Weibe gegenüber und Deine Vorsicht verständlich, weise und notwendig.

Und das beliebt Dir, Wissenschaft zu nennen, Du kleiner Schäker! Diesen Schwindel, vorgebracht im Tone des unerträglichsten Pfaffenhochmuts, der süßlichsten Sentimentalität! Aber Du wendest Dich ja nur an die Frau; i h r Denken einzulullen, ist selbst D e i n Singsang gut genug. Frage nur Diejenigen, in dessen Gold Du wissenschaftest: die Machthaber des Kapitals.

Und ich vergaß noch eins: wagst Du d a s „Liebe“ zu nennen, dasjenige Gefühl, welches der Achtung und des Vertrauens, jener beiden Faktoren, ohne die j e d e Liebe würdelos ist—ermangelt?! Und wagst Du zu behaupten, derjenige Mann l i e b e sein Weib, der sie nicht hoch genug achtet, ihr nicht voll genug vertraut, um sie rückhaltlos in seine ganzen Verhältnisse einzuweihen! Wie denkst Du Dir eigentlich das Weib, das um solche „Liebe“ des Mannes ringt, mit „seiner ganzen Kraft“, wie Du das Geizen nennst? N i e d r i g, niedrig, lieber und geliebter Thor, denkst Du dir dieses Weib, so niedrig wie Dein eigener Standpunkt es ist. Aber w i e niedrig, das wirst Du nie begreifen. Denn Du bist der intellektuelle Urheber der holdesten Gestalt, die je einem Dichter des 19. Jahrhunderts aus dem Wogen, aus dem Chaos des kreisenden Hirns in das Licht der Wirklichkeit trat, um die Menschheit in liebender Anbetung auf die Kniee zu zwingen: Du Großvater der S p a r a g n e s Deines Sohnes Eugen.

Wir andere Frauen aber rufen Dir zu: gewiß! wir wollen unabhängig werden und auch durch „eigene Kraft“, aber nicht nach D e i n e n Ratschlägen.

Denn Du meinst es nicht aufrichtig mit uns, Herr v. St.

Ich war aus angeborener Gerechtigkeitsliebe gezwungen, Deine Bekanntschaft fortzusetzen; ich dachte, vielleicht hat er in seinen übrigen Werken etwas Gescheiteres

zu sagen. Ich las also: Die Frau, ihre Bildung und Lebensaufgabe.<sup>34</sup> Aber auch hier die widerliche Definition der durch Geizen der Frau erworbenen Liebe des Mannes und von dem Geizen als der nationalökonomischen „Kraft“ der Frau. Du bist nicht ehrlich, Herr v. St., wenn Du einen erhabenen Standpunkt einnimmst, man merkt dann bald die Pose, die Phrase. Seite 69 sagst Du z.B., Sparsamkeit halte man *i r r t ü m l i c h* für identisch mit Ersparnisse machen, sie sei nur die Kunst, Ausgaben geringer zu gestalten als die Einnahmen. Auf Seite 84 sagst Du aber, „daß sich mit dem Werke der allgemeinen Sparsamkeit noch gar kein positiver Sinn verbinden läßt und daß es daher für das praktische Leben wenig bedeutet, im Großen und Ganzen von der Notwendigkeit der Sparsamkeit und dem Werte derselben zu reden. Im Gegenteil, „müsse man Einzel-Ersparnisse machen“, was „einzig und allein die große tägliche Arbeit der Frau ist... und gerade darin tritt unerbittlich an jede Frau die recht ernste Aufgabe heran, der Liebe des arbeitenden Mannes ihre dauernde Grundlage in der Hochachtung vor der verständigen Sparsamkeit der Frau zu geben.“ Merkst Du die Widersprüche in Deinen eigenen Reden? Und dann den ungeheuren unausgesprochenen Widerspruch: die Frau *k e n n t* ja die Einnahmen nicht, wie soll sie die Ausgaben danach zu regeln wissen!! Und mit diesem Nichtwissen wird Deine „Sparsamkeit“ wieder zur Knickerei—Dein System.

„Sparsamkeit sei die Tugend nicht der Produktion, sondern der Consumption; sei aber „die kapitalbildende Kraft“, („Kapital ist angehäufte Arbeit“ sagt Marx; ich glaube, die Arbeit, nicht das Anhäufen ist die Kraft.) Produktion sei nicht das Gebiet der Frau, sondern Consumption, die Frau gebe nur das vom Manne erworbene Geld aus.“ Ach, Herr v. Stein! wir wissen ja, für *w e l c h e* Frau Du schreibst: für die „liebe und geliebte Thörin!“ Aber es giebt in den fünf industriellen Ländern 20 Millionen industriell arbeitender Frauen; wenn Du diesen etwa sagen wolltest, daß sie nicht produziren, und sie „liebe und geliebte Thörin“ adressirtest, so würdest Du—karg entlohnt und schlecht genährt, wie sie sind—dennoch ein Lachen entfesseln, das in seiner urproletarischen „unabhängigen Kraft“ Dich wie einen Gummihampelmann über den Haufen bliese. Und, Herr v.St., die ländlichen Frauen, die Bäuerinnen und Tagelöhnerinnen, kennen Sie *d i e*? Ach, da ist so ausmergelnd viel von Produktion und so herzbrechend wenig von Consumption die Rede! Frage sie einmal, wer in der Glut des Sommers von 3 Uhr früh bis in die sinkende Nacht auf dem Felde ist, dann nach Hause eilt, um noch bis Mitternacht zu schaffen und zu schuftet! *W a s* sie produziert? Gemüse, Korn, Kartoffeln, Butter, Käse, Eier, Geflügel, Honig, Rotfleisch, Obst etc. Wer es konsumirt? Käse und Kartoffeln sie selbst teilweise. Die Leckerbissen—Du und Deinesgleichen.

Und selbst die Kaufmannsfrauen! Frage sie, wer die Kunden bedient, die Einkäufe macht, die Bücher führt. Das ist wenigstens gearbeitet, wenn auch nicht produktiv. Für einige Dutzend nichtsthuende „liebe und geliebte Thörinnen“ schreibst und produziest Du, Herr v.St. und die ungeheure überwältigende Mehrheit der Frauen ist nicht für Dich vorhanden und darum sind Deine Produkte unnützer als selbst das sorgfältig gestickte Sophakissen oder der sinnig gehäkelte Schürzenlatz Deiner lieben und geliebten Thörin—immerhin bilden Sophakissen und Spitze „neue Werke“,—geschweige denn wertlos verglichen mit der nationalökonomisch unentbehrlichen

<sup>34</sup> 3.Aufl. 1890.

Arbeit der Masse der Frauen. Und dennoch meinst Du, die Frau brauche keine Nationalökonomie zu kennen, (S.252). „Wozu soll sie sich um Dinge kümmern, die sich um sie und ihre Arbeit nicht zu kümmern verstehen?“ Ah, da hast Du wahrlich den Nagel auf den Kopf getroffen. Daß sich die Wissenschaft der Nationalökonomie um die Frau und ihre Arbeit nicht zu kümmern versteht—wer wäre in Worten und Werken ein so klassischer Zeuge dafür wie Du!—„Und wenn sie alle Bücher der englischen, französischen und deutschen nationalökonomischen Literatur von Adam Smith und Turgot bis auf unsere Zeit noch so eifrig durchläse“—es würde unmöglich sein, „irgendetwas in ihnen zu finden, was auf sie und ihre Aufgaben Bezug hat.“ In der That! Aber ich ziehe einen anderen Schluß daraus, als Sie, Herr v. Stein. Ich meine, daß die Frau außer dem Kindergebären überhaupt keine Sonderaufgaben hat, auch nicht diejenige der Consumption und des Sparens.

Die Männer verstehen das Consumiren recht gut—denken Sie nur an all´ das Bier, an all´ den Tabak, der consumirt wird, und wenn es gilt, der Frau ein neues Kleid zu kaufen, sind sie auch sparsam. Lesen Sie nur die „Fliegenden“.

Solche „Wissenschaft“ wollen wir uns nicht mehr gefallen lassen.

Und weiter, meine Herren:

Franz Freiherr von Andlaw giebt 1862 eine innigliche, minnigliche, sinnigliche „Frauen in der Geschichte“ heraus. Ach, so süß und zart und fromm!—Und—hol´ ihn der Kukuk!—so heuchlerisch und verlogen. Entweder man schweigt das Weib tot, siehe Kolb, oder man macht´s lächerlich und schreibt andlawisch. Madame Roland´s Erscheinung macht ihm ganz besonderen Schmerz. So siegreich ist dieses Weib in seiner Reinheit, in seinem Geist, in seinem ganzen Thun und Lassen, daß es unverständlich in Allem wird—für einen Andlaw. Sie ist geistvoll und keine Anmaßende, sie ist gelehrt und kein Blaustrumpf, sie ist rein und nicht prüde, sie ist leidenschaftlich und nicht ausschweifend, sie ist in hervorragender Stellung und nicht hochmütig, sie ist von maßgebendstem Einfluß in den Staatsgeschäften und kocht ihre Suppe dabei, sie ist schön und nicht kokett, sie ist angebetet und geliebt und verliert den Verstand nicht darob, sie ist von feurigster Phantasie und thut ihre Pflicht, sie ist sanft und zart und arbeitet wie ein Rechenmeister, sie ist von wunderbarstem Liebreiz und hat strengste Grundsätze—mein Gott, es ist einfach frech von ihr, ein Weib zu sein und so überwältigend hoheitsvoll, groß und anmutig. Aber endlich hat er´s gefunden, nämlich Herr Andlaw, die Erklärung. Manon Jeanne Philippon (Mad. Roland) ließ sich „durch maßlosen Ehrgeiz und völlige Grundsatzlosigkeit verblendet verleiten, eine hervorragende, ihr durch Geburt und Stellung nicht bestimmte Rolle zu spielen.“ O Du „maßlos verblendete“, Du grundsatzlose Mad. Roland, da hast Du´s nun! Nun kann Herr Andlaw wieder ruhig schlafen. Luther war der Sohn eines Bergmanns; er stand tapfer und furchtlos Kaiser und Papst gegenüber. Darum ist er groß, herrlich etc., was der bekannten Epitheta mehr sind. Jeanne Philippon war Tochter eines Kupferstechers. Sie war tapfer, furchtlos einem ganzen Zeitalter gegenüber und besiegelte ihre Furchtlosigkeit mit dem Tod auf dem Schaffot—sie war demnach „völlig grundsatzlos, maßlos ehrgeizig und verblendet“. Das ist nur logisch und Herr Andlaw weiß, was sich für ein Weib gehört.

Denn dafür ist der Freiherr von Andlaw erstens ein Freiherr und zweitens ein frommer Freiherr, er weiß, daß die von Gott gegebene Ordnung, „Geburt und Stellung“,

bestimmt und daß nur ein Verruchter diese Ordnung zu verkehren wagt, indem er Geist und Mut hat und durch sie hervorragt. Solche verruchte Männer giebt es viele, Herr Andlaw wird ihre Namen zweifelsohne auf dem Gymnasium gelernt haben als sog. „große“ Männer, solche verruchte Frauen giebt es manche, sie sind „völlig grundsatzlos“ gewesen.

Jedoch mit einem Freiherr v. Andlaw sollte man sich nicht herumzanken. Wer kennt ihn? Wer nennt ihn!

Aber mit Carlyle. Er schrieb eine Geschichte der Revolution. Nun hat Mancher einmal etwas läuten hören von einem großen Einfluß der Frauen in der französischen Revolution. Er kennt auch einzelne Namen. Er will sich näher unterrichten. Carlyle ist ein guter Name, ein bester Name. Er greift nach seinem Werk. Ja, ja! Bei Carlyle findet man nichts von einem Einfluß der Frauen! Die Ereignisse reihen sich dicht aneinander und alle sind von Männern gemacht, für ein Eintreten der Frau gar kein Platz. Und dennoch ist es Thatsache, daß Frauen bestimmend in die Folge der Dinge eingegriffen haben; Carlyle sollte das nicht gewußt haben. O gewiß! Aber er fand nicht nötig, es zu berichten. So etwas widerstrebt dem echten Männergemüt, denn die Frau gehört in's Haus. Und nur damit sie sich nicht zu schämen habe, unterdrückt man die Mitteilung über ihre Teilnahme an Ereignissen, die sich außerhalb des Hauses abspielen. Und wem Carlyle s e l b s t seine Größe, seine Carrière schuldet? Seiner Frau. Seiner hochbedeutenden, geistvollen Frau.<sup>35</sup>

Professor Bischoff verdankte bei seinen Lebzeiten seine Berühmtheit dem Umstande, daß er den Beweis für die Inferiorität des Weibes „wissenschaftlich“ erbracht hatte. Denn ein solcher Beweis ist immer sehr angenehm. Professor Bischoff sagte: das Gehirn des Mannes ist durchschnittlich 1350 Gr. schwer, selbst dasjenige des dümmsten Münchener Biertrinkers (Professor Bischoff war Münchener, aber ich weiß nicht, ob er auch Biertrinker war,) sei nicht leichter. Aber das Gehirn der Frau wiege nur 1255 Gr., also sei die Frau inferior. Durch die sublime Feststellung dieser Thatsache wurde Professor B. berühmt. Heute, nach seinem Tode ist er sogar unsterblich durch die noch sublimere Festnagelung einer anderen Thatsache: nämlich, daß Professor B.'s Gehirn s e l b s t nur 1250 Gr, wog, also noch 5 Gr. leichter, als dasjenige der inferioren Frau und 100 Gr. leicher [sic] als dasjenige des dümmsten Münchener Biertrinkers war; heute ist Professor B. u n s t e r b l i c h—lächerlich.

Und war e r inferior? Hätte das zu seinen Lebzeiten eine Frau behauptet, die W i s s e n s c h a f t hätte sie gesteigt. Nein, nicht das Gewicht des Gehirns allein, auch die Feinheit der cerebralen Windungen kommt in Betracht. Einer Bekannten von mir, *Doctor philosophiae* Clara Sch. F., wurde eines Tages von einem Professor der Mailänder Universität auf ihre beiden Handflächen ein auffallend schweres Gehirn gelegt. Als sie sich verwundert über diese kolossale Masse äußerte, sagte er ihr, es sei das schwerste Gehirn, das er je gewogen, dasjenige—eines Blödsinnigen.

Nett behandelt von der Wissenschaft werden auch die Dichterinnen Roßwitha von Gandersheim und Sappho.

<sup>35</sup> Es ist überall so, bei Mignet, bei v. Sybel, bei Bloß, ich weiß nicht, wie viel Geschichten der Revolution ich noch durcharbeitete, um den Anteil der Frauen an letzterer zu erfahren.

Niemals wird alles berichtet, niemals im Zusammenhang. D i e s e Geschichte berichtet eine Anekdote, die andere eine andere. Dann, aus zeitgenössischen Gazetten, Journalen, Briefen, aus Biographien sammelt man sich mühsam Kenntnis. Warum dieses Unterdrücken und Verschweigen?



Man lese Cervinus über die Erstere, Roßwitha. Es geht ihm mit ihr genau so wie dem Andlaw mit der Roland. Verlegenheit! denn der Stein des Anstoßes ist doch nun einmal da, geradezu läugnen darf man das nicht, totschweigen geht nicht, obschon sie das durch ihre Frechheit, Dramen zu schreiben, vollauf verdient hätte. Ist denn das Frauenarbeit? Wie kommt so Eine dazu? Das Einfachste wäre, man erwähnte nichts von dem Skandal. Aber die Konkurrenz! Da könnte ein anderer Professor kommen, z.B. der X, der ihm so wie so aufsitzt und die Lücke nachweisen. Na, dann also über den Stein hinüber in drei T.....s Namen. Nur daß er vorher so klein wie möglich gemacht werde. —Und Cervinus<sup>36</sup> thut sein Bestes.

Wir hatten kein Drama bis zu Hans Sachs. Also von allem Anfang bis ins 16. Jahrhundert keins. Roßwitha lebte im 10. Jahrhundert. Dies war ganz besonders eine Zeit vollständiger Stagnation der poetischen Produktion, öde, trocken, leer. In dieser Wüste war sie wie die Oase; erquickend, voll quellfrischen Lebens. Ihre sieben Schauspiele<sup>37</sup> sind schön, originell, feurig und zart, höchsten dramatischen Lebens voll, voll tiefer Menschenkenntnis und Wahrheit, voll Laune, Geist, voll Phantasie und Gemüt. Manche Szenen und Bilder prägen sich dem Leser für ewig ein, und es ist beinahe gewiß, daß Roßwitha ihre Dramen auch im Kloster aufführen ließ und sie nur für die Aufführung schrieb. Muster hatte sie keine in ihrer Zeit, in ihrem Lande, sie mußte bis auf die Komödien des Terenz zurückgehen, um eine Form zu finden, an die sie sich anlehnen konnte. Aus ihrer Zeit heraus begriffen ist Roßwitha ein Wunder, erklärlich ihre Erscheinung nur Dem, der in ihr die geniale Dichterseele, die aus sich selbst gebärende Schöpferkraft anerkennt.

Thut das Cervinus? Aber, meine Herren, beleidigen Sie doch mit solcher Frage nicht einen Mann! Nun aber ist ihm ihre Erscheinung un erklärlich. Er steht vor ihr, wie vor dem Berge das bekannte Hornvieh. Nun wird er böse. Nun ist sie ihm in ihrer „Vereinzelnung“ geradezu widerwärtig. Nun stößt er mit den Hörnern gegen den harten Berg und jeder Stoß betäubt sein Forschergehirn bis zur völligen Verblödung. „Vereinzelt und ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Drama früherer oder späterer Zeiten können die Komödien der Hroswitha kaum für uns in Betracht kommen, doch sind sie auch in der Ottonenzeit wie ein vorausgeworfenes Licht von Dingen, die sich erst nach einem halben Jahrtausend vollziehen sollen. (Frech, so ein Licht vorauszuwerfen!) Ihre verschollenen Stücke wurden denn (?) auch gleich in der ersten Zeit der Wiedererweckung der antiken Literatur, die zugleich unser Schauspiel erst in Aufnahme brachten, durch Celtes der Vergessenheit entrissen. Eines davon übersetzt.“ (H!)

Roßwitha hat eben durchaus unwissenschaftlich gehandelt, daß sie von Cervinus' Literaturgeschichte und deren Einteilung ganz absah, als sie ihre Dramen schrieb und höchst unlogisch, eine Dichterin zu sein, zu einer Zeit, da Cervinus Keinen mit ihr zu einer „Schule“ zusammenstellen kann.—

Hätte doch nur Einer in den nächsten 600 Jahren soviel Grütze gehabt, etwas ihren Dichtungen Aehnliches zu äffen, so hätte sie doch eine „Epoche“ für Cervinus eingeleitet! Aber so: einzig und gigantisch dazustehen in einer Zeit von Pygmäen, das war höchst unkorrekt. Und der Roßwitha Unwissenschaftlichkeit, ihre schlechte Logik,

<sup>36</sup> Cervinus, Deutsche Dichtung, B. 4, Seite 563 ff.

<sup>37</sup> Roßwitha von Gandersheim, 7 Dramen, übersetzt von Bendiken 1850-53.

ihre Unkenntnis alles dessen, wie man sich einer bedeutenden Literaturgeschichte gegenüber anständig benimmt, v e r d i e n t e n des Cervinus Rüge. Roßwitha hätte das Dramenschreiben auf eigene Damenhand besser unterwegs gelassen.

Und darum ist sie ihm auch so häßlich in ihrer „dürftigen Erfindungsgabe“, ihrer „ausgekrampften Schulweisheit“; „die gelehrten Fäden und Flocken“ und „daß die Nonne ihren Kirchengesang ganz empfindungs- und gedankenlos gemacht hat“, „ihre Trockenheit“ sind ihm höchst zuwider. Und weil sie in einer Widmung bescheiden von sich und ihren Gaben spricht, ist sie „sich ihrer Unbildung bewußt“, während er an anderer Stelle von ihrer Anmaßung und Unbescheidenheit spricht. Das erste, ihre bescheidene Art ergreift er hastig, um ihr einen Strick daraus zu drehen, das andere beweist er nicht. Kurz und gut ist Roßwitha für Cervinus n i c h t s. Dennoch fühlt er die Notwendigkeit, zu beweisen, daß das Nichts auch v e r g l e i c h s w e i s e keine Bedeutung habe. „J e d e s Jahrhundert habe sein Drama gehabt“, sagt er, an Roßwitha sei daher in keinem Fall etwas Besonderes. Und was er nun vom ersten bis zum unwiderruflich letzten Jahrhundert da als Drama aufzählt— alle guten Geister mögen das Wunder preisen: der Neid, der sonst so blutig verzehrende, vernichtende—h i e r hat er einmal schöpferisch gewirkt: die mikroskopisch—mikrokosmisch—atavistischen Ansätze hat er zu einer Dramenwelt zusammengelogen.

Aber hieße Roßwitha Roßvitus!—ja, das wäre was Anderes. *Quod licet bovis non lice* der Roßwitha! Da wäre Cervinus stille gestanden vor dieser Erscheinung, und hätte sich gedacht, und hätte sich die Stirn gerieben, und hochwahrscheinlich hätte die Reibung einen Funken erzeugt und der Funken hätte auch in seinem Gehirn ein Lichtlein angesteckt—man soll nichts verrufen, möglich ist ja alles—und schließlich wäre Cervinus Feuer und Flamme gewesen und hätte ausgerufen: „Her zu mir, her! Noch nie dagewesene Sehenswürdigkeit! Ein Kalb mit keinem Bein, sechs Füßen, 35 Zähnen und  $\frac{3}{4}$  Kopf! Jedes Los gewinnt! Alles reell, alles neu!“—Nein, s o marktschreierisch hätte sich Cervinus n i c h t behabt. Aber er hätte ernst und gründlich nach den Bedingungen einer solchen Erscheinung gefragt, hätte die Perlen und Kleinodien ihrer Dichtung zu Tage gefördert und in des Tages Sonne hätte er sich an ihrem köstlichen Glanz und Leuchten ergötzt. Und er wäre ein wenig über das Ziel hinausgeschossen und hätte nachgewiesen, daß die Keime aller späteren dramatischen Dichtung in i h m enthalten sind, daß alle späteren Dramatiker aus i h m schöpfen, selbst ein Shakespeare.

(Thatsächlich haben einige Szenen und Vorwürfe Roßwitha's merkwürdige Aehnlichkeit mit solchen von Shakespeare.) Ja, wäre sie ein e r. Aber der Frau gegenüber darf man nach Herzenslust roh und blödsinnig sein, und schreibt sie Dramen, so vergleicht man die mit Epen—Roßwitha's Dramen stellt Cervinus in Parallele zum Waltarilied, preist den „feurigen Poetenblick“ des Dichters dieses Liedes und tadelt der Nonne „Märtyrerblick“— also mißt und prüft Dramen an Epen, wie man etwa an der Nase mißt, ob der Strumpf lang genug ist und nennt das: Kritik.

„Ihre verschollenen Stücke!“—Ja, so lange brauchte eben die Zeit, um sie einzuholen, um ihr congenial zu sein,—Jahrhunderte brauchte sie dazu. Ihre verschollenen Stücke. War nicht Bach auch verschollen? Es war Zufall, daß Mozart ein Stück aus seiner *H-moll*-Messe in Leipzig hörte, und was sagte Beethoven von Bach, staunend ob dessen schier grundloser Tiefe? „Nicht Bach, M e e r sollte er heißen!“ Aber was kannte Beethoven von ihm? Einige Fugen und Präludien und alle die herrlichen Chorwerke

moderten im Schrank und waren verschollen. Bis Mendelssohn kam, der Semit und die erste Aufführung der Matthäus-Passion—im Jahre 1829—in Berlin stattfand. Und von Bach's Tode bis dahin war Bach verschollen. Er, Bach!<sup>38</sup> Und wer hat vor Lessing einen Shakespeare gekannt?!

Scherer behandelt Roßwitha glimpflicher. Er thut sie unter der Rubrik „althochdeutsche Zeit“ in 1 ½ Seiten ab.<sup>39</sup> Später, als er das Drama speziell bespricht, erwähnt er sie nicht einmal mehr. Wozu auch?—Und Cervinus und Scherer, das sind die Literaturhistoriker.

Ich beanspruche nicht, daß man groß Wesens von den paar Frauen mache, die in der Geschichte hervorgetreten sind, ich weiß ganz wohl, daß die Cultur allein von Ihnen herrührt, meine Herren! (Aber es ist auch eine Cultur danach. Weil sie nur von Einer Seite stammt, ist sie einseitig, schief). Ich will nur, daß man anerkenne, diese Frauen, die, trotz aller Hemmnisse so Hervorragendes, ewig Bleibendes schufen, müssen ganz ungewöhnliche Naturen gewesen sein, daß also das Ungewöhnliche sich nicht nur in Männerkörpern einmietet, sondern daß sich vielleicht auch bei uns manch' schöne Blüte entwickeln würde, wenn man die weibliche ebenso sorgsam pflegte wie die männliche Pflanze, oder das Pflänzchen. Ich spreche für unsere Zukunft. Will aber Jemand diesen Frauen Verdienst zuerkennen, so möchte ich, daß sich die Wissenschaft zur Richterin, nicht aber zur Henkerin des weiblichen Verdienstes mache!

Ueberfliegt man bei Cervinus das Namensregister, dann brennen Einem die Augen, so wird man geblendet von all' den Markgräfinnen, Fürstinnen etc. Man glaubt, der genealogische Gothaer Hof-Kalender sei Einem unversehens zwischen die Finger gerutscht. Aber nein! es sind alles „Dichterinnen“ oder so. Das hat Cervinus nach derselben Methode entdeckt, wie daß jedes Jahrhundert sein Drama habe. Aber in demselben Namensregister sucht man unter H. den Namen *Annette Drost*-*Hülshoff* vergebens! und bei dem Namen *Arnim* vergißt er *Bettina*! Im Brockhaus suchte ich übrigens auch Roßwitha, Hrosvitha, Rosvitha und dieselbe unter Gandersheim, überflüssiger Weise auch unter Drama—vergebens. Steht sie nicht im Brockhaus, Ausgabe von 80 und den folgenden Jahren? Ich weiß nicht. Aber Emil Götze, der berühmte Tenor steht drin, das wissen er und ich ganz genau. Und Männer von gleicher Bedeutung für unser Geistesleben stehen noch viele drin. Die Frauen setzt man nicht hinein, damit sie tugendhaft und demütig bleiben.—Denn es sind

„Demut, Niedrigkeit, die höchsten Gaben  
Der liebevoll austeilenden Natur“

Sagt Faust zu Gretchen.

Bei Kolb und Cervinus dieselbe Idiosynkrasie gegen Namensnennung einer selbstständigen Frau. Sie muß den Männern sehr gegen den Strich gehen. — Schwerer als bei Roßwitha ist bei *Sappho* nachzuweisen, daß sie *direct* durch die Wissenschaft geschädigt ist. Das Wenige, was wir von ihr haben, läßt wohl kaum eine *heutige* Beurteilung ihrer Leistungen zu. Aber zu ihrer Zeit müssen sie wohl so glänzend gewesen sein, daß *Sappho's* Ruhm den aller Zeitgenossen verdunkelte. Da rächten sich denn die Herren Athener, machten schlechte Komödien und sie lächerlich

<sup>38</sup> S. Naumann, Musikgesch., Stuttg. B. II. S. 859. S. auch Wilh. Hensel, die Familie Mendelssohn.

<sup>39</sup> Scherer, Deutsche Literatur. Berlin 1885. S. 57.

darin. Vielleicht glauben sie auch, was sie ihr nachsagten, denn in Athen, wo die ehrbare Frau unfrei war und nur die Hetäre Freiheit genoß, konnte man die selbstständigere Stellung der Aeolierin Sappho nicht anders begreifen, als daß sie ebenfalls Hetäre sei. Wir haben aber das Zeugnis des Alkäos, daß sie einem fleckenlosen Lebenswandel führte und ihre Ehre unantastbar war, daß „ihre heitere Anmut ihrer sittlichen Würde nichts entzog.“<sup>40</sup>

Auch hätte sie wohl kaum ihrem Bruder Charaxos wegen seines Umgangs mit der schönen Rhodopis so tüchtig den Text lesen können, wenn ihr eigenes Benehmen so gewesen wäre, daß er Vorwürfe von einer „Solchen“ lächerlich finden durfte. Dennoch steht bis heutigen Tags das Märchen von Sappho's Zuchtlosigkeit in schönster Blüte. Nicht ihre Leistungen, dafür aber ihren Charakter schmätzt man. Warum wird lieber den verdächtigen Zeugnissen jener Athener Lysippos und wie sie alle heißen, geglaubt, als dem durchaus unverdächtigen des edlen Alkäos!? Doch nur, weil man das gerne glaubt, was man wünscht. Sappho spricht gewiß ihre Empfindungen glühend aus. Nun, es war ihr so just um's Herz. Durfte sie keine Empfindung haben? Oder durfte sie sie nur nicht kennen? Muß sie sich selbst ein „holdes Rätsel“ sein, also unbedingt im Finstern der Dummheit wandeln?! – Oder durfte sie ihre Gefühle nicht aussprechen? Doch ist sie Dichterin, und „edle Leidenschaft“, „glühende Sinnlichkeit“, „feurige Empfindung“ das sind Ihnen doch gewiß die unerläßlichen Attribute eines—Dichters? Und sie hätte kein Anrecht darauf, bei ihr wären sie zu tadeln? Was beim Dichter hohe und schöne und gesunde Natur ist, das entspränge bei der Dichterin ekelhaften und lächerlichen Krankheiten? Nicht doch, meine Herren! nicht so absurd sein! Sie müßten ja keinen Verstand haben, wenn Sie das glaubten. Selbst der ihr so wohlgesinnte Müller meint Sappho entschuldigen zu müssen: „Seht nur her, es ist ja gar nicht so arg, mit ihrer Glut!“ Braucht Sappho diese Entschuldigung? Sind sie nur beschwichtigt, wenn sie weniger Empfindung zeigte? Hatte sie kein Recht zu ihrer eigenen naturgegebenen Individualität? –

Warum muß man von edlen Geistreichlingen immer wieder hören, daß Sappho nymphomanisch und Roßwitha „eine erotisch veranlagte Nonne war, die sich die Langeweile durch Nachahmungen des Terenz vertrieb?“—

Wissen Sie, meine Herrn, wer die Unechtheit des Macpherson'schen Ossian aufgedeckt hat? Es war Talvj. Derselbe Talvj, der auch eine ganz vortreffliche, von Göthe eingeführte und von ihm hochgepriesene Uebersetzung Serbischer Volkslieder heraus gab; derselbe Talvj, dem wir eine Geschichte der Kolonisation Neu-Englands verdanken, die an Uebersichtlichkeit und Zuverlässigkeit ihres Gleichen sucht; derselbe Talvj, der sich Verdienste erwarb durch Erforschung der Geschichte der slavischen Sprachen und Literatur.

Wir kennen ferner von ihm: „Die Kosaken und ihre hist. Lieder“. „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen 1840“, und wissen, daß 2 vortreffliche Romane: „Heloise“, (1850) „Die Auswanderer“ (1852), dann eine Erzählung „Kurmark und Kaukasus“, sowie eine kulturhistorische Erzählung „Fünfzehn Jahre ein Zeitgemälde“ aus derselben Feder stammen. Mir war zufällig bekannt geworden, daß Talvj ein Pseudonym sei, zusammengesetzt aus den

---

<sup>40</sup> Müller, Griech. Literaturgeschichte Bd. 1, S. 291.

Anfangsbuchstaben des Namens Therese Albertine Louise von Jacob, also eine Frau. —  
— —

Mein Interesse war groß. Ich eilte zu den dicken Encyclopädien, Näheres über sie zu erfahren, die so Bedeutendes geleistet. In Appleton's New-Cyclopaedia American war nichts—der Name Talvj nicht. Wo ich noch weiter suchte, weiß ich nicht mehr—ich fand sie, wie der Poe'sche Rabe sagt, „nimmermehr“. Da erfuhr ich durch Güte eines Custos, der meinen Bestellzettel vervollständigte, daß sie eine verehelichte Robinson sei—und siehe da: der Namen ihres *G a t t e n* befand sich in dem dicken Band. Er war zwar nur ein ganz mittelmäßig begabter Mann, „ging ins Heilige Land und schrieb zurückgekehrt von da „*Physical Geographie of the Holy Land*“, was sehr brav und fleißig von ihm war, was aber keinerlei Genie verlangte. Dennoch berichtet die Cyclopädie in einem langen, langen Aufsatz über ihn. Und—G.s.D.!—hier geschah es denn auch, daß in zwei Zeilen die Notiz folgte: *in 1828 he married Therese Albertine Louise von Jacob, daughter of an eminent professor of Philosophie at Halle. This highly cultured lady was already well known as authoress under the pseudonym Talvj.* (Im J. 1828 heiratete er Th. A. L. v. Jacob, Tochter eines hervorragenden Professors der Philosophie in Halle. Diese hochgebildete Dame war damals schon eine wohlbekanntete Schriftstellerin unter dem Pseudonym Talvj.) Der Vater war eminent—er bekommt einen Artikel, der Gatte noch eminenter, ihm weihet man einen noch längern Artikel,—aber Tochter und Gemahlin überragt Beide, Vater und Gatten himmelhoch—sie schweigt man tot—wenigstens als Talvj. Nur als Anhängsel, als Gattin des eminenten Professors Robinson und als Tochter des eminenten Professors v. Jacob hat sie ein Recht auf Existenz und Beachtung. Das ist die „Objectivität der Wissenschaft“ meine Herren!

Die Cyclopädie setzt noch hinzu: „*she became of great assistance to her husband in his learned pursuits*“. (Sie war ihrem Manne in seinen gelehrten Bestrebungen sehr hilfreich). Das ist Talvj's Bedeutung, meine Herren, sie war ihrem gelehrten Mann sehr nützlich. Und das ist ganz natürlich, meine Herren. Denn es giebt Titel, Promotionen, Ehrendoktorerklärungen, Professuren, Orden etc. etc. aufzuzählen, das sind Etappen auf dem Lebensgang eines Mannes, an die sich der Biograph so prächtig halten kann. Im Leben einer Frau giebt es das alles nicht.

Sie kann nur *V e r d i e n s t* haben und keine *B e l o h n u n g* dafür, sie darf nur *P f l i c h t e n* erfüllen und keine äußerliche *E h r e* beanspruchen—ihr muß als Triebfeder die Arbeit selbst genügen und Begeisterung die der Sache gilt.—Es wäre noch viel zu erzählen von Talvj; nach Herz und Geist und Charakter war sie gleich vortrefflich. Auch noch manche literarische Leistung von ihr wäre zu erwähnen. Jedoch nur das Eine: der Freiheitsdrang lebte in ihr, wie in *j e d e r* Frau und sie schrieb vortreffliche Artikel über die russische Leibeigenschaft.

Warum aber die stiefmütterliche Behandlung? Ist die Wissenschaft, sobald sie in Kontakt zum Leben tritt, im Dienst jener Partei, die die Knechtung der Frau *b r a u c h t*? Verschweigt darum die populäre Wissenschaft Frauendienst, weil es zu empörend wäre, das Verdienst, statt im Tempel—im Kerker zu sehen?“—

Arme *k a p i t a l i s t i s c h e W i s s e n s c h a f t*!

Die Staatswissenschaft spricht sich über die Frau auch recht interessant aus. So Bluntschli, Deutsches Staatswörterbuch 1858.

„Die Frau ist für eine unmittelbare Teilnahme am Staatsleben von der N a t u r nicht bestimmt und nicht organisiert.“

Er beweist das zwar nicht, aber

„auch das Christentum hat diesen Grundsatz unberührt gelassen und an die politische Emancipation der Frau nicht gedacht. E s b e d ü r f t e k e i n e s w e i t e r e n Argumentes, um eine politische Gleichberechtigung des Geschlechts als falsch, der weiblichen Natur und Bestimmung im innersten Grundwiderstrebend zu verwerfen.“

So zu lesen im Bluntschli. Wer jetzt noch nicht überzeugt ist, der wird als Feind des Christentums—verbrannt.

Ebenda steht aber auch ein sanfter Vorwurf für uns:

„Das weibliche Geschlecht, das den Staat so selten begreift und zu schätzen weiß (warum sollten wir denn, wir gehören ja gar nicht dazu und sind als „Bedienstete“ nur da zu gebrauchen, wo es „nicht wirklichen Staatsdienst“ gibt), hat gleichwohl seine bürgerliche Emancipation (meint, daß wir erben dürfen) der erstarkten Staatsgewalt zu verdanken.“

S i n d wir bürgerlich gleichgestellt? Nein. Der Mann lügt!

Proudhon spricht dem weiblichen Geschlecht die volle intellectuelle und moralische Gleichheit mit dem Manne ab.

L. Frantz, Naturlehre des Staats meint, der „Unterschied der Geschlechter sei ewig“, ebenso Holtzendorff. Aber was sagen denn die Herren damit? Wir sagen ja dasselbe. Wäre kein Unterschied da, so wären wir ja Männer. Aber da wir Frauen sind, muß ein Unterschied da sein.—Aber ist der Mann Maßstab alles Wertes? Sind wir minderwertig, weil wir keine Männer sind? Wer sagt Ihnen denn, meine Herren, daß Ihre Selbsteinschätzung nicht einen Rechenfehler aufweist? Die Natur rechnet anders: ohne Mann, aber auch ohne Weib, kein neuer Mensch. Das sollte genügen. Nicht Gleichheit, G l e i c h b e r e c h t i g u n g wollen wir.

Kein Gebiet der Wissenschaft, kein Gebiet der Kunst, wo die Frau nicht wenigstens ihre Befähigung, mitzuarbeiten erwiesen hätte; die productive Musik etwa ausgenommen. Und auch da sind Klara Schumann's Lieder, aufgenommen in die Sammlungen Robert Schumann's, Fanny Henkel's Lieder, welche man allgemein für Kompositionen ihres Bruders Felix hält ein schöner Anfang.

Karoline Herschel, die 8 Planeten entdeckte, Mrs. Sommerville, die 1831 ihr *Mechanisme of heavens* schrieb, Frau K o w a l e w s k a, die unlängst verstorbene Professorin der Mathematik in Kopenhagen, M a r i a C a j e t a n a Agnesi, die 1750 in Bologna als Professor A n a l y s t i k dozierte und sehr wohl dabei in der T h e o l o g i e zu Hause war, die Schriftstellerinnen G e o r g e s S a n d, Madame S t a e l, E l l i o t, M a r i e v o n E b n e r - E s c h e n b a c h, die—außer den genannten Sappho und Roßwitha—Dichterinnen C o r i n n a: „die den Pindar fünfmal besiegte“<sup>41</sup>, A n n e t t e D r o s t e - H ü l s h o f f, die Malerinnen R o s a B o n h e u r und A n g e l i k a K a u f f m a n n, seien hier als Beweis angeführt. Stammt nicht auch eines der herrlichen Portale des Straßburger Münsters von Erwins Tochter S a b i n a? Und die vielen großen Schauspielerinnen und Sängerrinnen! Sind sie nicht

<sup>41</sup> Müller, ebenda, a. a. O.

vollwertig mit ihren männlichen Kollegen? Und diese, die Bühnenkunst ist die einzige Kunst in der man ihr völlig freie Konkurrenz gestattete, und auch das noch nicht lange. Denn noch zu Shakespeares Zeit wurden die weiblichen Rollen von Männern dargestellt. Und so lasse man ihr denn freie Konkurrenz auf anderen Gebieten. Es kommt ja nur auf einen Versuch an, mißglückt er im Sinne der Frau, so wird sie sich für alle Zeit bescheiden müssen in der nunmehr erlangten Gewißheit, daß auch auf dem Gebiet der geistigen Produktion die Natur ihr das Empfangen, nicht das Hervorbringen anwies. Aber ohne diesen Versuch, gewaltsam von jeder gleichberechtigten Konkurrenz ausgeschlossen, ist es natürlich, daß wir solche Tyrannei nicht dulden wollen. Ist es sogar natürlich, daß wir den Männern zurufen: nur weil Ihr euch schwach fühlt, fürchtet Ihr freie Konkurrenz.

Man sagt Frauen sind keine Genies. Ja, aber um neue Bahnen einzuschlagen, muß man die alten kennen. Und sind denn alle Männer Genies? Die weitaus meisten leisten auch mit nur mittelmäßiger Begabung Nützliches. Das können wir auch. Aber mit welchen unwürdigen Mitteln bekämpft man uns!

Niemals erlaubt man ihr den Ernst der wissenschaftlichen Arbeit, man gestattet ihr den Dilettantismus, des *donothingisme* und den *saynothingisme*—so bleibt sie ein liebenswürdiges *à peu près*, ein Spielzeug.

Diejenige, die den Kampf aufnimmt wird auf Schritt und Tritt gehemmt, gequält—gequält und gehemmt weil sie Frau ist. Gegen sie zieht—weil sie Frau ist, der ganze männliche Chorus ihres jeweiligen Fachs einmütig und gewappnet zu Felde. Mögen sie sonst sich gegenseitig zerfetzen, daß man eine Frau nicht aufkommen lassen dürfe, darin sind sie einig, und die edlen Seelen finden sich da in den edelsten Vorsätzen. Das ganze Rudel der Ruhmesassekurranz- Gesellschaft auf Gegenseitigkeit wendet sich gegen die unbefugte Eindringlingin und in dem Wau, wau dieser Hunde klingt dann vernehmbar das Hau, hau!—die Frau. Dem hochversicherten, erste Prämie und Ruhm beanspruchenden Mann gegenüber verwandelt es sich in ein schau, schau! Es müßten denn ganz besondere Umstände vorliegen—Protektion. Das kommt ja auch vor. Aber wie wird sie erworben? Durch ganz ausgezeichnetes Talent doch wohl?! Die Schriftstellerin etwa, die Dichterin, durch ein vorzügliches Werk, durch ein herrliches Gedicht erwirbt sie sich Beachtung. So naiven Glauben hatte wohl jedes strebende Weib einmal—aber er wird wohl auch einer Jeden unselig vergangen sein. Wenn ein männlicher Theaterdirektor oder Redakteur etc. sich für ein aus weiblicher Feder stammendes Gedicht begeistern soll, so verlangt er in 99 von 100 Fällen dafür als Belohnung ein anderes Gedicht, das „Gedicht von Gott dem Herrn“, wie Heine es nennt—des Weibes Leib.

Warum sollte man Fleisch nicht erwerben, wo man Gelegenheit dazu vermutet, und warum sollte die Bezahlung nicht einmal in Protektion bestehen? „Unbeschadet der hohen Achtung, die der Deutsche vor dem Weibe hat“. Man muß versuchen, j e d e s Weib zu stürmen, mit dem man sich allein befindet, sagt Beyle, „unter 10 Angriffen gelingt e i n e r, aber dieser eine Sieg ist 9 Niederlagen wert.“ „Sieh´ in mir nicht das Weib, laß in mir den Menschen gelten“, so rief es oft leidenschaftlich in mir, wenn ich einem Manne gegenüber saß, den ich gern geachtet hätte. Ach man hat Mühe, bis sie einsehen, daß „da nichts zu holen ist“. Nichts? Kein Verstand, kein Talent, kein Geist? Ach was, wer fragt danach! Nichts—kein Genuß. Und von dem— — Augenblick ab

begegnet man der Kälte, ja der Feindseligkeit, denn der Mann hat da „eine Niederlage erlitten“ und wer verzeiht eine Niederlage! Das Weib wurde geschaffen als des Mannes Spielzeug. Und für Nietzsche sind die Georges [sic] Sand und Staël die „komischen Weiber an sich“—ein Widerspiel der Natur. Beweis? Ach, wer wird sich mit solchen Kleinigkeiten wie Beweise plagen, wenn man der Uebermensch, wenn man Nietzsche ist. Wenn nun ein Weib sich anmaßt, in der Wissenschaft ein ernsthaftes Wort mitreden zu wollen, so ist das probateste Mittel dagegen, sie lächerlich zu machen.

Hochsympathisch und sehr ergötzlich wird jedem Manne,—ausgenommen Ihnen, meine Herrn, die Sie mich hören—die Geschichte von v. Eck und Argula von Grumbach sein. Letztere, eine hochbedeutende Frau der Reformation, schickte dem Reaktionär eine Aufforderung zur Disputation zu. Seine Antwort war ebenso schlagend wie überzeugend; er sandte ihr zurück: — — eine Spindel.

So eine Spindel möchte man heute noch Jeder gerne zuschicken, die aus ihrer Geistesenge herausstrebt, und noch heute thäten´s besonders gern die Pfaffen. Sie, die auf der Dummheit der Massen von je ihre unheilvolle und grausame Macht errichteten, die Macht zu sengen und zu brennen, zu morden und hinzurichten, zu plündern und sich den Magen vollzuladen. Und wer war bessere Trägerin dieses Gewölbes der Pfaffenmacht, als gerade die dumme und unwissende Frau?! Der Ausgangspunkt manches unseligen Ereignisses war der Beichtstuhl, wo eine Fürstin beichtete, einem Pfaffen beichtete und seinen Ratschlägen lauschte; und wollen Sie wissen, meine Herren, wie das Centrum noch heute seine Wähler zusammenhält? Indem die Capläne Schürzenbänder als Fessel benutzen. Entreißt uns der Dummheit, entreißt uns der Pfaffenübermacht und -List. Uns! und damit—Euch. An die Sonne des Wissens mit den Quadersteinen der Dummheit, damit sie zerbröckeln!

Man schneidet uns Mittel und Wege ab, unsere Kräfte zu bethätigen und dann geht man hin und kommt uns mit der Phrase von deren „freiem Spiel“. Ja, es giebt sogar Leute, die so thun, als sei man auf dem Wege, uns zu bevorzugen, und so herzlich davor warnen, daß man glauben könne, es sei ihnen ernst und sie künnten nicht ihre eigene unverschämte Lüge.

„Von vornherein ist kein Grund, den Frauen einen Vorzug zu geben. Die Regierenden sind auch vorsichtig genug gewesen, indem sie an die Frage herantraten, nicht zu präjudiciren. Vor jeder einseitigen Humanitätsrücksicht hat man sich hier zu hüten, das Gesetz der Concurrrenz läßt sich nicht beliebig umwandeln.“

„Die Regierenden“, das sind die kapitalistischen Männer, und die lassen „einseitige Humanitätsrücksicht“ nur walten—für sich selbst. Dem Weibe Menschlichkeit? „Der M a n n ist der eigentliche Mensch“, wie Schopenhauer sagt, und im Griechischen und Französischen giebt´s für Mann und Mensch nur Ein Wort. Das Menschentum raubt man ihr und octroyrt ihr dafür die „Weiblichkeit“, vom Leben sperrte man sie ab in des „Weibes Himmel“, meint E h e natürlich.

Alle Romane schließen mit der Heirat, kriegen sie sich, ist man beruhigt. Alle lyrischen Gedichte handeln von sich Nichtkriegenden und deshalb ist man so gerührt dabei.

Jedoch die langatmigen Tiraden sagen manchmal etwas Anderes als ein kurzer unbewachter Ausruf und letzterer pflegt wahr zu sein.

Ein Reimspruch aus der Marsch geht so:



De Jungfer is Brut,  
Aer Fүүr geit ut,  
Aer Elend geit an.

Und ganz und gar aufrichtig ist das Folgende:

„Erst dat Nädigst, sä de Keerl, da prügelt he sin Wif.“

Es erinnert an das maßvolle Züchtigungsrecht des Ehemannes. Im vorigen Jahr ging durch die Zeitungen die Geschichte von einem Ehemann, der seine Frau, so oft er ausging, in einen Koffer sperrte; er wurde bestraft, gelinde zwar, aber er wurde bestraft. In der Urteilsbegründung heißt es aber ausdrücklich: weil er sie in den *K o f f e r* sperrte. In´s Zimmer, in irgend ein Loch hätte er sie ungestraft einsperren dürfen. Ich will keine grausigen Ehegeschichten erzählen, sondern nur an einigen ebenso ungeschiedenen wie fortbestehenden Ehen erweisen, daß das Haus unter allen Umständen des „Weibes Himmel“ ist.

Z.B. die Hausfrau des „verheirateten Mannes und Vaters von sechs Kindern“ aus dem Kaffee Baur—was meinen Sie wohl, meine Herren, wie angenehm die´s hat! Was wird er wohl thun, wenn er nach Hause kommt?

Bleich, abgehärmt—sie weiß sich betrogen—so findet er sie, noch wachend, seiner wartend. Sie liegt zu Bett, angstvoll blickt sie ihm entgegen. Er tritt heran, er tastet nach dem Bett, er beugt sich über sie—sein Atem, sein ekler Säuferatem weht sie an, und dann? — —

Sie stößt ihn zurück. — — *O, d i e s e* Grillen wird er ihr vertreiben! Was! das sollte denn doch! Sie, sein Eigentum, und sich ihm widersetzen!?! Trinkt er nicht seinen Wein, wann *e r* es will!?! Prügelt er nicht seinen Hund, wann *e r* es will?! Genießt er nicht sein Weib, wann *e r* es will!?!—

Vorhin, der Dirne hat er ihren momentanen Gebrauchswert mit ein paar Groschen anerkannt, und hier seine lebenslange standesamtlich angetraute Hausehre füttert und kleidet er lebenslang. Und *d a s* will einen eigenen Willen haben!?

—O, so dumm wie lächerlich ist solche Anmaßung. Aber er ist nicht umsonst *M a n n*, der „Vater von sechs Kindern“. Ein Mann läßt sich doch wahrlich von einem Weibe nichts verbieten! Ein netter Mann wäre das! Ein Pantoffelheld!

Jüngst hat es ihm einer seiner Freunde erzählt, wie man die Weiber behandeln muß, und wie er das seinige behandelt. Die beklagte sich auch—über alles mögliche. Er war des Nörgelns müde: nächsten Abend kommt er nach Hause, tritt barsch zur Thür herein ins Zimmer, wo seine Frau ist, wirft eine Hand voll Silbergeld wütend auf die Erde, daß die einzelnen Stücke weithin rollten und sagte: „Da, Du Aas, friß Dich noch einmal satt von meinem Verdienst!“ — — —Seitdem ist sie still. Sie sieht sehr schlecht aus, aber—das Essen war nie so prompt auf dem Tisch wie jetzt. Subordination,—*d a s* ist die Hauptsache bei einem Eheweib—sagt der Freund.

Und sonst—bah! diese Weiber mit ihren Muskeln von Spinnwebe, sagt der Freund und lacht mit dem ganzen roten Gesicht und reckt die Arme. — „So roh sind nicht alle Männer“, sagen Sie, meine Herren. Wahrlich nicht. Aber schlimm ist es, daß sie es alle ungestraft sein *d ü r f t e n*.

Eine andere kleine Geschichte: Er lernte sie kennen, sie, die einzige Tochter reicher Leute, 18 Jahre alt, lebhaft, wunderschön, klug und in guten Schulen unterrichtet, von

mehr als Durchschnittsgeist. Sie war eine „gute Partie“ für ihn, der alles, was das Leben bietet, bis zur Neige gekostet hatte, nur die standesamtliche Ehe noch nicht.

Er war ein Richter, von ungefähr 42 Jahren, ein schöner, sehr geistvoller Mann.

Sie sahen sich auf dem Eise. Damals waren die Fauste noch in der Mode. Er spielte den Faust, dem „zwei Seelen, ach! in der Brust wohnen“. Er zeigte ihr aber mit Vorliebe die eine, die „gewaltsam sich vom Dust hebet zu den Gefilden hoher Ahnen“—und die ihrige lag rettungslos in seinem Bann. Sie war ein Kind; aus dem Klassenzimmer der städtischen Töchterschule in die Einsamkeit eines englischen Pensionats gekommen, von dort eben zurück ins Elternhaus, verwöhnt, umschmeichelt, froh, lieb und reizend „zum Fressen“, unwissend in allem, was Schmutz des Lebens bedeutet—so heiratete er sie. Ein halbes Jahr danach traf sie ihn—bei ihrer Magd.

Diese Magd war frech, unsauber, häßlich, alt. Aber das junge Weib mit dem entzückenden Antlitz, mit dem süßen, herrlich modellirten wunderbaren Leibe, mit der unnennbaren Lieblichkeit, Herzigkeit und Grazie ihres Wesens traf ihn dennoch bei ihr. Psychologisch interessant, nicht wahr? Ein Rätsel? Literarisch auch so beliebt: der Mann, der zwischen zwei Frauen steht.

„Eine Dirne ist mir zehnmal lieber als eine Frau“—dies, dies die schmachvolle Erklärung des sonst Unbegreiflichen.

Eine Verirrung, eine Perversität!—sagen Sie.

Ach, ja. Wenn nur nicht die „Verirrung“ zum täglich beschrittenen Wege, wenn nur nicht die „Perversität“ zum selbstverständlichen Geschehnis würde!

Aber diese Ehe hat sich doch gelöst? Das junge reiche Weib blieb nicht bei dem Treulosen? O, meine Herren, dann wäre sie eine „Geschiedene“ gewesen und nicht Jede hat die Kraft des Martyriums. Das Odium einer Geschiedenen ist wie Pesthauch für die Gesellschaft. Nein, sie blieb. Sie fand auch einen Tröster. Sie finden das doch natürlich. Das r e i n e Weib erträgt den Betrug des Geliebten nicht, sie stirbt oder tötet, oder— b l e i b t nicht rein. Dann ist der g e g e n s e i t i g e Betrug da mit seinem Hohn, seiner Frechheit, seiner Brutalität.

In Leben und Poesie heuchelt man dem Weibe. Eine schöne Redensart sagt die andere. Besonders aber in der Poesie. Indessen die Poesie ist nur das Spiegelbild des Lebens und kann als solches nur subjektiv, nicht objektiv wahr sein. Nur das Leben trifft der Vorwurf der Heuchelei.

Da waren doch die Juden aufrichtiger. Selbst in ihrem Gebet bedanken sie sich bei ihrem Schöpfer ganz offenherzig, daß „er sie nicht zum Weibe schuf“. Auch drückte ihnen Gott selbst seine Verachtung des Weibes aus: er verlangte als Einlösung der männlichen Erstgeburt 50 Sekel, als Einlösung der weiblichen Erstgeburt aber nur 30 Sekel. Zahlen beweisen, und ich gebe diesen ehrlichen jüdischen Zahlen den Vorzug vor der deutsch-germanischen „Hochachtung des Weibes“—für die der Beweis immer vergessen wird. Im jüdischen Cultus ist die Frau überhaupt ein Garnichtda. Des Knaben Eintritt ins Leben begleitet eine religiöse Handlung—die Beschneidung. Sein mit dem 13. Lebensjahr erfolgreicher Eintritt in die Gemeinde wird ebenfalls gefeiert. Die Weiber nimmt man nicht auf. Sie gehören nicht offiziell zur Gemeinde und können am eigentlichen Gottesdienst nicht teilnehmen. 3 Männer dürfen z.B. das Tischgebet laut sprechen, 10 Männer Gottesdienst halten, man nennt ersteres *mesummen*, und letzteres *minjan*. Aber 2 Männer und 99 Frauen bilden kein *mesummen* und 9 Männer und

10 000 Frauen kein *minjan*. Millionen Frauen ersetzen nicht den Einen Mann. „Ich danke Dir Gott, daß Du mich nicht zum Weibe geschaffen“, diesem stolz-frohen Gebet des Juden setzt die Jüdin ein: „ich danke Dir Gott, daß Du mich nach Deinem Wohlgefallen erschaffen“, traurig, klagend entgegen.

Ich kenne die Wittve eines kleinen Beamten mit ihren 4 Kindern, 2 Knaben, 2 Mädchen. Die karge Pension reichte nicht aus, die Frau nahm Gymnasiasten in Pension, die Töchter halfen im Haushalt, die älteste verdiente noch mit Weißsticken nebenbei. So gings denn halb und halb. Man konnte sogar die Knaben auf das Gymnasium schicken; der älteste erhielt sein Einjähriges, er hat heute eine gute Stellung in einem Geschäft, der zweite schlägt die höhere Postkarrière ein, die Mutter und Schwester plagen und sorgen sich, um ihm das Nötige schicken zu können. In einigen Jahren sind beide Herren, „gemachte Männer“; der Eine als höherer Beamter wird sogar zu den „Edelsten und Besten“ gehören; man wird ihnen reiche Frauen nicht nur gewähren, sondern aufdrängen. Die Schwestern aber und die Mutter werden immer noch Gymnasiasten halten und immer noch weißsticken. So werden sie alt. Eine typische Erscheinung unserer Zeit: eine Beamten-Wittve mit sitzengebliebenen Töchtern. Sie „des Weibes Himmel“ zu entreißen, wird sich kein Mensch anstrengen, sie dürfen ruhig zu Hause hocken und die vornehmen Herren Söhne werden selbst die Erinnerung an ihre vergränte kochende Mutter, ihre verblühten weißstickenen Schwestern verscheuchen. Witzbolde erzählen diese Geschichte etwas anders. Ungefähr so: Als Minchen 2 Jahre alt war, bekam sie ein Brüderchen, als sie vier Jahre alt war und er war zwei, zerbrach er ihre liebste Puppe. Dann mit 6 Jahren ging sie in die Schule und bemutterte Karlchen. — — So geht's fort mit den Vergleichen durch alle Stadien von Tanzstunde, Poussege, Backfisch- und Studentenjahren. Dann als er 30 Jahre war, heiratete er; sie war Brautjungfer und 22 Jahre alt. Als er seinen 36jährigen Geburtstag feierte, war sie schon 25 Jahre alt geworden und erzählt allen Menschen, daß Karl sie als Kind immer auf den Armen getragen habe, „freilich war er damals schon ein großer Junge“. — Und nun könnte ein Philosoph kommen und tief sinnig fragen, warum Kinder, aus Einer Mutter Schooß hervorgekrochen, so verschieden geartetes Schicksal haben müssen. Der Philosoph sollte Nationalökonomie studieren.

Es soll Mütter geben, die weinen, wenn man ihnen sagt, daß das von ihnen geborene Kind ein weibliches sei. Ob wohl diese Mütter dem grübelnden Philosophen Antwort geben könnten?

Meine Wäscherin ist die Wittve eines früheren Eisenbahnschaffners. Der Mann wurde nervenkrank und dienstunfähig. Man gewährte ihm eine Pension, die gerade zur Bezahlung der Miete reicht. Meine Wäscherin hat also Nahrung für ihren kranken Mann und 3 Kinder und für sich selbst zu besorgen. Ebenso Heizung, Licht, Steuer, Kleidung, Schulgeld. Sie hat schwere Arbeit mit ihrer Wäsche, schwer genug, daß sie für Einen Menschen vollauf ausreicht und zwar für einen kräftigen. S i e aber hat daneben noch für Pflege des kranken Mannes und ihrer drei Kinder zu sorgen, muß auch kochen und reinigen und alles, alles thun. Der Mann wird von Tag zu Tag schlimmer, wie sollten wohl die Kosten für ärztlichen Rat, für Medikamente und teure Bäder und Speisen aufgebracht werden? Könnte der Mann in eine Pflegeanstalt kommen, wie es deren ja genug giebt, wäre ihm geholfen und dem Weibe eine große Last abgenommen. Jedoch wird er in solcher Landesheilanstalt aufgenommen, verliert sie die Pension—man zahlt

sie nur dem M a n n e, nicht ihr. Und wollte man sie ihr zahlen, so wäre das auch höchst unvorsichtig; wie wird man denn von Staatswegen einem weiblichen Wesen so viel Geld in die Hände geben! Und so, damit die Weisheit und die Vorsicht der Landeseinrichtung auf's Neue herrlich bethätigt wird, muß die Aermste ihre Last weiter schleppen, Tag für Tag, bis sie zusammenbricht. Ein wenig, ein ganz klein wenig Vernunft und Menschlichkeit nur gegen das Weib, nur das einfache Begreifen, daß s i e, das vollsinnige Weib, doch ebensowohl fähig ist, zu disponiren wie ihr armer geisteskranker Mann und den Leuten wäre geholfen.

Das Mädchen heiratet nicht, sie wird verheiratet. Hierin liegt die größte Schmach, die man einem Menschen anthun kann. „Du bist Challe“<sup>42</sup>, sagte neulich ein alter Jude von der Reise zurückkehrend zu seiner Tochter. „Aetti,<sup>43</sup> mit wem?“ frug das Mädchen. „Geht's Dich ebbes an?“ schrie der alte Mann im höchsten Zorn zurück. Nach seiner Meinung hatte sie sich sehr gegen die kindliche Pietät vergangen und höchste rebellische Gesinnung verraten. Und so was ist nicht nur jüdisch, sondern auch christlich.

Daß all' diesen Verschiedenheiten in der socialen Stellung der Geschlechter zu Ungunsten der Frau auch eine zweierlei Moral entspricht, ist selbstverständlich. Der Code Napoleon sagt es so schön wie kurz: *la recherche de la paternité est interdite, la recherche de la maternité est admise*. Danach richtet sich dann die „Gesellschaft“.—Ich möchte einen Vater fragen, was wirst Du thun, wenn Deine Tochter heimkehrt und auf dem Arm oder unter dem Herzen ein Kind der Liebe trägt? Meine Herren, Ihre eigenen Empfindungen sind mir Antwort. Und dann möchte ich denselben Vater fragen, was wirst du thun, wenn Dein Sohn Geld von dir verlangt, um die Alimente für d r e i uneheliche Kinder zu bezahlen? — Der Vater schmunzelt. S o l c h' ein Schlingel wird doch wohl sein Sprößling nicht sein; aber wenn—*mon dieu!* man war a u c h einmal jung. Aber wenn solch' ein *stealth of nature* vorkommt, sind nicht b e i d e Ausübende Diebe? Oder betrachtet man den Mann als den großen Dieb und die Frau als den kleinen Dieb und läßt logischerweise den Mann laufen, während man das Weib—hängt?— Und so auf Schritt und Tritt ist das Weib in freier Bewegung gehindert. Die Kleinigkeiten des Lebens—sie können so ärgerlich sein und Einem so manche Stunde verderben—auch hier das Weib in lächerlichster Weise benachteiligt. Eine Bekannte von mir suchte neulich ein möblirtes Zimmer; ihre Erfahrungen bei diesem Rundgang gab sie zum Besten. Wahrlich, wahrlich — — eine Dame sucht ein Zimmer—das kann doch keine Dame sein! Sie ist wahrscheinlich...so was, oder so was, oder so was. Also immer nicht reich, also immer keine Dame. Folglich nimmt man sie nicht auf. Nimmt man sie aber auf, so versteht es sich von selbst, daß man sie nicht so gut zu behandeln braucht wie den Herrn Studiosus, den Herrn Commis oder den Herrn Lieutenant etc. Denn dies sind Herren von Rang und Stellung und später können es hohe „Tiere“ sein. — Aber so eine alleinstehende Dame—bah.—

Auf der Königl. Bibliothek dürfen Damen lesen. Ich hatte neulich ein menschliches Bedürfnis—auf der Königl. Bibliothek dürfen Damen nicht l a n g e lesen! — Ich mußte wandern, die Bedürfnisanstalt war gar nicht so nah — — und die Sache mir durchaus damals nicht so spaßhaft wie heute in der Erinnerung. Ich kam hin und las:

---

<sup>42</sup> Challe=Braut.

<sup>43</sup> Aetti=Vater.

„Die Besucher werden ersucht“ etc. etc. Und doch dürfen nur Besucher i n n e n da hinein. Aber Besucher i n n e n zu setzen,—das kann man doch unmöglich verlangen. Das ist selbst dort viel zu viel Ehre.

Neulich fuhr ich mit einem Omnibus vom Rosenthaler Thor bis zur Potsdamer Brücke, also eine weite Strecke. Die Luft im Wagen war verdorben zum Ersticken. Ich trete auf den Perron. Der Condukteur weist mich zurück. „Wenn ein Schutzmann komme, habe er drei Mark am Bein, Damen dürften da nicht stehen“. Ich wollte es nicht glauben, machte ihn darauf aufmerksam, wie doch auch Damen auf der Pferdebahn stehen. „Ja, das ist eben traurig genug“ meinte er; „denken Sie nur im Sommer, wenn es heiß ist, und dann Damen da stehen, und es kommen Herren, die gern da stehen möchten, dann können die das nicht, wegen der Damen.“ Das letzte sagte er in einem Ton der Verachtung und Erbitterung, die beide unmöglich größer sein konnten. „Wenn aber nun H e r r e n da stehen, antwortete ich, und es kommen andere Herren, die auch gern da stehen möchten—wie dann?—„Ja, wer zuerst kommt, mahlt zuerst“—sagte er.

Der Mann hat Recht, dachte ich; nur ist es ihm selbstverständlich, daß Damen niemals mitzumahlen haben, ob sie nun zuerst oder zuletzt kommen.

Es giebt in Berlin vegetarische Speisehäuser, wo Damen gerne hingehen. (Denn wegen der lieblichen Einrichtung der Prostitution ist es in einem andern Restaurant nicht immer angenehm und auch—wie erwähnt—nicht immer m ö g l i c h zu essen—sie geben Einem einfach nichts). Zwei von diesen sonst behaglich eingerichteten und überaus netten und empfehlenswerten Häusern haben ein „Damenzimmer“ und dies ist das schlechteste Zimmer des Restaurants. Man würde nicht wagen, es ein Herrenzimmer sein zu lassen. Zerrissene Tapeten, Ofenröhre, Dunkelheit! Abends keine Beleuchtung! Eines davon ist zugleich Bibliothek eines Vereins und Jahr aus Jahr ein steht ein Stahlroß da—es sieht sehr nach S t a l l aus! Das sind Kleinigkeiten, aber sie geben zu denken. Und warum soll man nicht einmal l a u t darüber denken—sprechen!? Diese Kleinigkeiten äffen das Große, wie Kinder ihren Eltern nachäffen, diese Kleinigkeiten sind Abspiegelungen der Gesetze, entfallen wie Gift k ö r n l e i n der Giftpflanze: Sklaverei des Weibes.

D i e F r a u i s t E i g e n t u m d e s M a n n e s—alle beregten Mißstände haben in dieser Grundanschauung ihren Ursprung.

Wir sind Eigentum wie der Hund, der Hörige, der Sklave Eigentum ist und war.

Behandelte man uns nur auch so; gestattete man uns neben der Demütigung auch die Sorglosigkeit, fütterte man uns auch nur.

Wir sind Werkzeug. Aber auch hier ist nur das S c h l e c h t e davon: die

D i e n s t b a r k e i t unser, nicht aber der V o r z u g—die F ü h l l o s i g k e i t. Wir werden wie ein Werkzeug nach vollbrachtem Dienst fortgeworfen, aber wir bleiben Menschen und unsere Seelen und Sinne aller menschlichen Qual fähig.

Aber wie Eigentum und Werkzeug sind wir—nicht so g e s c h ü t z t und geschont, aber so r e c h t l o s. Von Pontius zu Pilatus wandern wir und suchen—ein Plätzchen, wo wir ein Recht haben, zu sein. Es giebt keines.

Nicht vor dem Gesetz, nicht in der Familie, nicht in der Ehe, nicht im Erwerb, nicht im Staat, nicht in der Wissenschaft und Kunst, nicht in Haus und Straße. Ueberall, überall nur geduldet, herumgestoßen wie ein würdeloses lästiges Tier.

Wohin also mit uns.

Kein Geringerer als Friedrich der Große hat die Frauenfrage gelöst.

Als ihn 1779 der Generalmajor von Rothkirch um eine Stiftspräbende für eine seiner Töchter bat, antwortete der große König:

„Es sennd 30-40 anwartschaften auf jeder Stelle. E r s o l h ü b s c h J u n g e n s m a c h e n, die kan ich alle unterbringen, aber mit die Madams weiß ich nirgends hin.“  
N u r hübsch Jungens! Mit die Madams braucht man dann nirgends hin.—

### Wie es kam.

Es ist die Tragik des Geschlechts, daß sein höchster Vorzug die Ursache seines Verderbens war.

Es ist ja nur natürlich, meine Herren, daß Sie sagen, wenn das weibliche Geschlecht im Kampf mit dem männlichen unterlegen ist, so muß dieser Sieg der Männer doch in ihrer Superiorität, die Niederlage der Frauen in deren Inferiorität begründet sein. Im Kampf um's Dasein unterliegt, was nicht die Kraft hat zu siegen; und was vergeht, ist nicht wert, daß es besteht. Dann ist zu des Mannes Füßen des Weibes richtiger Platz, und sie soll sich nicht gegen das auflehnen, was gerecht, gegen welches keine Berufung zulässig ist, gegen die Natur.

Wie aber, wenn nicht Natur, sondern Unnatur des Mannes Oberherrschaft, wenn nicht Schwäche, sondern Kraft des Weibes Knechtschaft begründete?

Nicht durch seine Fehler ist das Weib unterlegen, sondern durch das, was seine eigenste höchste Tugend ist.

Was das ist? Meine Herren, ich will einmal so antworten, als wenn ich ein Mann wäre und also sagen: des Weibes höchster Vorzug ist seine Weiblichkeit.

Und nun meine Herren, sind Sie erstaunt, Sie sind so klug wie zuvor, nämlich wie vor meiner umfassenden Antwort und fragen mich, wie wir Frauen auch in solchen Fällen fragen möchten: Ja, was ist denn des Weibes Weiblichkeit?

Ich wette, ganz gewiß, ich wette, daß Sie sich etwas bei dem Wort „Weiblichkeit“ denken. Wüßte man nur genau was, und könnte man's nur so recht in Worte fassen. Ich wette, es klingen und schwirren und flimmern und säuseln und wehen und schweben so allerlei Farben, Klänge, Düfte und Formen vor Ihrem innerlichen Menschen, wenn das Wort „Weiblichkeit“ ertönt. Nur, daß sich nichts davon so recht gestalten, so recht fassen lassen will. Es giebt Frauen, die bei dem Wort Männlichkeit gleich an Säbelklirren und Athletenarme, andere, die an einen gedrehten Schnurrbart, andere, die an ein aufgeschlagenes Contobuch und ernste Brillengläser, andere, die an anderes denken; so giebt es Männer, die sich bei dem Wort Weiblichkeit an weiße Schürze und Kochlöffel, oder an Spitzennegligees, Ottomanen und französische Romane, oder an heulende Dienstboten und Kindergeschrei, oder an duftende Locken und leise mit schüchtern gesenkten Blicken lieblich gehauchten „Oh's“ und „Ah's“ und „Meinen Sie?“, andere, die sich an volle Busen und derbe Hüften erinnern.

Meine Herren, was Männlichkeit ist, weiß ich nicht. Was aber Weiblichkeit ist, weiß ich: es ist Mütterlichkeit.

Und diese wäre dem Weibe zum Verhängnis geworden, dieser mächtige Trieb, diese Naturgewalt des Individuums, die zugleich die höchste Kraft der Gattung zum Ausdruck bringt. Mütterlichkeit des Weibes, was ist es anders als Selbsterhaltungstrieb der Gattung: Mensch—und sie hätte des Mannes Oberherrschaft verschuldet?

Ja, meine Herren. Darum sagte ich's ja: Nicht Schwäche, sondern Stärke, nicht Armut, sondern Reichtum, nicht Fehler, sondern Vorzug sind Ursache von des Weibes Erniedrigung. Und darum nannte ich es die Tragik des Geschlechts: das, was Kraft ist für die Gattung,—für das Individuum wirkte es als Schwäche, das, was höchster Segen

ist für die Menschheit, dem Weibe ward es zum Fluch: die Mütterlichkeit.

Denn Mütterlichkeit ist Liebe zum Hervorgebrachten, Schonung des Lebendigen, und diese schonende Liebe gereichte dem Weibe zum Unheil. Undankbar genug erwies sich hier die Gattung gegen das Individuum.

In jedem normalen Weibe ist das Muttergefühl lebendig, und das weiblichste Weib wird das mütterlichste sein. Und nicht nur, wenn sie einem Kinde das Leben gegeben hat, auch bei der Unverheirateten, auch bei der Kinderlosen tritt diese wesentliche Eigenschaft des Weibes zu Tage. Die Kinderlose adoptirt ein fremdes Kind und findet darin ihr Glück, und die Unverheiratete eilt an die Krankenbetten, als Diakonissin, als Schwester, und unter Gefahr des eigenen Lebens rettet sie der Gesammtheit manch' ein anders—gerade wie dies die Gebärende thut. Ja selbst in seinen Ausartungen und Lächerlichkeiten erkennen wir die Allmacht dieses herrlichsten aller menschlichen Triebe—um so herrlicher, je natürlicher er ist, um so beglückender als diese Natur hier wie nirgends mit edelster Cultur harmonisch verschmolzen ist und nicht die leiseste Dissonanz zurückbleibt; um so erhebender als sich in alle Ewigkeit dies Verhältnis nie und nimmer ändern kann. Die Mutterliebe ist der Anker des Menschengeschlechts, und wie gesagt, ihr Bild zeigt sich uns erkennbar auch im Hohlspiegel der Lächerlichkeit. Die alte Jungfer und ihr Kätzchen oder Hündchen sind zur typischen Figur des Volkswitzes geworden, aber was anderes als des Weibes Bedürfnis, seine Mütterlichkeit auszuleben, ist hier zu finden! Es ist kein Zufall, daß die alte Jungfer ihre Vierbeiner, ihre Vögelchen füttert und ihre Blumen pflegt, und daß das Zimmer des Hagestolz kahl und öde ist, von allem frohen Lebendigen entblößt. Kein Zufall, sondern bedingt durch den ganz natürlichen Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Eigenart, begründet in der biologischen, physiologischen, darum psychischen Verschiedenheit von Mann und Weib.

Biologisch und physiologisch verschieden ist der Anteil, den Mann und Weib an der Zeugung und an der Entstehung eines neuen Lebewesens haben. Biologisch, denn wenn auch die Fäden des männlichen Spermas und des weiblichen Eies sich zahlenmäßig gleich durchdringen<sup>44</sup>, so ist doch der Unterschied da, daß das weibliche Ei sich nicht aus dem Mutterkörper entfernt, während der männliche Samen, um wirksam zu sein, in den Schoß des Weibes dringen, sich also vom Manne entfernen muß. Aber solch' abgegebener Stoff ist ja dem producirenden Körper überflüssig, muß ihm überflüssig sein, sonst könnte es nicht zu seiner natürlichen Ausscheidung kommen. Und dieses Scheiden bedingt ein Fremdwerden, ja ein Fremdsein. Der einmal abgegebene Stoff bekümmert des Mannes Körper nicht mehr. Und es ist gar nicht unnatürlich, wenn das, was daraus wird, seine Seele nicht bekümmert. Daher die relative, leider oft die absolute Gleichgültigkeit des Vaters gegen die von ihm Erzeugten, gegen seine Kinder. Und physiologisch ist der Unterschied noch größer: zur Ernährung des neu entstehenden Lebewesens trägt der Vater gar nichts bei, während es, unauflöslich mit dem Körper der Mutter verknüpft, aus deren Blut seine Nahrung saugt. Und wie sollten solche körperlichen Vorgänge nicht auch auf die Seele wirken! Die Mutterliebe ist wahrlich fest genug gegründet in den Bethätigungen der Natur, und sie ist um so viel größer als

<sup>44</sup> Vorlesungen des Prof. Reichenbach am Senckenberg-Institut in Frankfurt a. Main, Winterhalbjahr 1891-92.



die Vaterliebe, wie des Weibes Leib die wichtigere und vornehmere Aufgabe bei Schaffung des neuen Lebens zu übernehmen hat. Dazu kommt noch, daß die Zeugung für den Mann nur ein Augenblick der Lust ist, oft genug bald von ihm vergessen über anderen ähnlichen Momenten. Wie sollte dieser Vorgang also Macht über sein Gemüt, Einfluß auf seinen Charakter gewinnen?<sup>45</sup> Dagegen das Weib! In ihrem Leib entfaltet sich der Keim des werdenden Menschen wie das Korn im Mutterschoß der Erde. Geheimnisvoll und heilig ist ihr der Vorgang, erfüllt sie mit Ehrfurcht vor sich selbst und dem Geist des Lebens. Sie nährt das Wachsende und es wächst durch die Nahrung aus ihren Säften. Aus ihrem Blut saugt es sich Gedeihen. Ein allminutenliches Darbringen ihres Selbst dem Kinde zum Opfer. Und nicht kurze Zeit, sondern lange Monate währt dieses untrennbare Verbundensein. Wenn dann der fertige Mensch hervordrängt aus seiner schützenden Verborgenheit an's Licht der Sonne, dann hat ihn die Mutter „gemacht“, wie die italienische Sprache sich unverblümt ausspricht: „*Bella, che non fanno piu le mamme*“. Und der Schmerz des Gebärens, wie heiligend ist er für die Mutter! Teuer erkaufte, kostbar ist das neue Leben für sie, die soviel seinetwegen ertrug. Alle diese Beschwerden, sind sie nicht wie eine Mahnung der Natur an die Mutter: das, was Du hegst und trägst, was Du geboren hast, ist all' dieser Mühsale und Leiden wert. Wie aber könnte eine gleich ernste Erinnerung in der Augenblickslust des Erzeugers zu finden sein! Darum sie so viel zärtlichere Muttersorge gegenüber der Sorglosigkeit des Vaters, wie uns beides überall und überall auch in der Tierwelt entgegentritt. Und Laboulaye<sup>46</sup> sagt von einer gewissen Epoche der römischen Gesetzgebung, sie „schütze die Kinder gegen die Gleichgültigkeit der Väter.“ Die Mutterliebe ist der mächtigste, der natürlichste und der edelste Instinkt der Gattung, der Selbsterhaltungstrieb in seiner liebenswürdigsten Form, und gewaltig wirkt er ein auf die Psyche des Individuums, das ihm als Träger dient: auf das Weib. Sie ist die Lebengebende, darum die Lebenerhaltende. Ihre vornehmste Aufgabe besteht darin, Leben zu schaffen, ihre vornehmste Sorge, dies Leben zu bewahren. Ihre höchste Lust das Hervorbringen, ihr tiefster Schmerz der Tod. Und dieses Geben und Erhalten, diese Aufgabe und Sorge, diese Lust und dieser Schmerz sind ihre Kraft und alles zusammen ist: die Mutterliebe. Ihr tiefster Schmerz der Tod. Und hier beginnt die Tragik des Geschlechts, daß diese höchste Kraft für das Weib gleich einer Schwäche wirkte, daß sie Mittel wurde zu seiner Unterjochung durch den Mann, zu seiner Jahrtausende langen Knechtschaft. Denn es ist, als stehe dem Prinzip der Erhaltung, verkörpert im Weibe, das Prinzip der Vernichtung, verkörpert im Manne, gegenüber. Das Weib die Bejahung, der Mann die Verneinung des Lebens. Als Grausamkeit äußert sich diese Verneinung schon beim Knaben, als Grausamkeit gegen Tiere und gegen seinesgleichen. Beim Manne wird sie, genährt durch andere Leidenschaften, durch Habgier und Ehrgeiz zum Haß und führt— zum Krieg.

<sup>45</sup> Es ist wohl nicht nötig, für diese Behauptung Beweise zu bringen. Täglich, stündlich liefert sie das Leben. Die Alimentationsklagen werden nicht alle vor Gericht, und im Briefkasten der Zeitungen wird angefragt, wie man sich der leidigen Ansprüche der Mütter klugerweise entziehen könne. Neulich standen in der Voss. Zeitung in einer einzigen Nummer fünf „böslische Verlassungen“ friedfertig untereinander, u.s.w.

<sup>46</sup> Ebenda, S.61.

Und es ist der Krieg, der die Grundursache zu des Mannes Oberherrschaft, also zu des Weibes nicht gleichgeachteter Stellung in der Gesellschaft wurde und es ist ihr 'Nichtdienen', ihr Nichtsoldatwerden, ihr Nichtindienkriegziehen, was heute noch als Vorwand ihrer Knechtung herhalten muß. In der Zeit des Communismus hatte das Weib dieselbe Freiheit, dieselben Rechte und Pflichten wie der Mann. Bachofen behauptet sogar, das Weib habe damals Vorrechte gehabt und nennt diese Epoche die Zeit des Mutterrechts.<sup>47</sup> Damals gab es noch nicht so viele Menschen auf der Erde, die wenigen schlossen sich in engen Gruppen zusammen, und der Kampf, den sie führten, richtete sich gegen die Natur zur Gewinnung von Nahrung, Wohnung und Kleidung und nicht gegen den Mitmenschen. Der Wildheit kaum entwachsen, dem Zustand, wo einzelne Paare noch auf Bäumen des Waldes und in Höhlen wohnten, waren die Waffen des jungen Geschlechts noch die denkbar einfachsten. Steinerne Aexte und Messer und Beile, Knüppel vom Baume. Später lernte man Pfeil und Bogen verfertigen und gebrauchen. Wann zuerst Mensch gegen Mensch sie anwandte, wissen wir nicht. Es mag geschehen sein, als eine dieser festgeschlossenen seßhaften Gruppen sich von einer anderen wandernden, heranziehenden um Grund und Boden, Heerde und Jagd bedroht sah.<sup>48</sup>

Der Kampf des Menschen gegen den Menschen, also der Kampf der Individuen miteinander innerhalb derselben Gattung ist dem Menschen nicht von der ihn umgebenden Natur gelehrt worden. Es ist ein unnatürlicher Kampf. Innerhalb des Tierreichs kämpft erbittert Art gegen Art, nicht aber Individuen derselben Art gegeneinander. Der Fuchs ist Feind des Hasen, der Vogel frißt Insekten, der Frosch schnappt nach der Fliege, die Schlange erwürgt, was sie erreicht und der Löwe und der Tiger, der „Wüstenkönig“ und sein Vetter, jagen die Giraffe. Aber der Fuchs kämpft nicht gegen den Fuchs, die Schwalbe nicht gegen die Schwalbe, Schlange nicht gegen Schlange und Löwe nicht gegen Löwe. Man sagt, die Ameisen führen regelrechte Kriege, jedoch ich glaube, von der Ameise hat der Mensch das Kriegführen nicht gelernt, er konnte es und übte es aus, ehe er die Ameise beobachtet hat—vorausgesetzt, daß diese Beobachtungen überhaupt richtig sind. Es giebt ja noch einen bekannten Streit bei den Tieren, derjenige der Hirsche in der Brunftzeit. Aber man kann in diesem Kampf Vernunft finden, denn es ist ein Kampf um das Recht der Fortpflanzung, er läßt nur dem mutigsten und stärksten der Tiere, dem Sieger, die Möglichkeit dazu und ganz gewiß ist der Art damit gedient. Dieser Kampf bedeutet also nicht Selbstvernichtung, sondern Selbsterhaltung. Die Unnatur der Selbstvernichtung blieb—dem Menschen vorbehalten. „Kein Tier tötet seinesgleichen—der beste Beweis, daß der Mensch kein Tier ist“,—sagt ein bekanntes Paradoxon. Der gesunde Instinkt der Tiere schützt sie davor, aber der Mensch, der den Instinkt verachtet, erfindet den Krieg, benutzt seinen allerfeinsten Verstand, Mordinstrumente immer vollkommener, Massenmorde immer ausgiebiger zu machen. Sinnlos und wahnsinnig ist das Wüten gegen sich selbst, sinnlos

<sup>47</sup> B a c h o f e n : Das Mutterrecht. 1860.

<sup>48</sup> Dann wäre der Ursprung des Krieges die S e l b s t v e r t e i d i g u n g und also gerechtfertigt? Nein, nur begreiflich. Symbolisch ist die Erzählung der Bibel von Abel und Kain, für die Entstehung des Krieges; B r u d e r m o r d ist es auch dort. Und nun gar die f r e i w i l l i g unternommenen Raubzüge, *vulgo* Heldensiege erklären sich n u r aus dem Gewaltsamen in des Mannes Charakter: aus Nichterfurcht vor dem Leben, aus Habsucht, Ehrgeiz, Herrschsucht.

und wahnsinnig dem Bestehen der Art deren Untergang vorzuziehen. Im Kriege werden die stärksten, schönsten und kräftigsten Individuen hingeopfert und deshalb vermindert der Krieg nicht nur die Zahl der Menschen, er setzt auch ihre Eigenschaften ungünstig herab. Niemals hat die feindliche Natur dem Menschengeschlecht so viel Schaden als er sich selbst zufügt. Wolf und Bär, Löwe und Tiger, der herniederzuckende Blitz und die reißende Flut, der harte Boden und das drohende Meer sind Feinde, aber der Mensch wird selbst sein größerer und sein gefährlicherer Feind.

Er wurde es, er war es nicht immer. In der Zeit des Communismus war der Mann friedfertig und glücklich, Ackerbau, Jagd, Fischfang, Viehzucht sorgten für Nahrung, alles Gut war gemeinsam, wie die Arbeit für Mann und Weib gemeinsam war. Auch Haus und Liebe waren gemeinsam. In einem Hause, in Einer Ehe lebten ganze Gruppen<sup>49</sup>. Viele Männer und viele Frauen, die sich gegenseitig besaßen, untereinander verheiratet waren: die Gruppenehe. Auch noch lange bei steigender Civilisation blieb es so. Da die aus solcher Ehe hervorgehenden Kinder niemals mit Sicherheit ihren Vater, sondern nur ihre Mutter kennen konnten, so trugen sie den Namen der letzteren. Die Mutter war Stammeshalterin und darum war sie Stammesfürstin. Sie war hochgeehrt und das Weib war gleichberechtigt dem Manne, seine Genossin, seine freie und stolze Gefährtin. Ihr Rat gefordert, ohne sie kein Gericht, ohne sie nicht Austeilung von Amt und Würde. In den Mythologien der alten Völker, diesem zurückgebliebenen Spiegelbild vergangener Wirklichkeit, können wir diese Epoche noch heute erkennen. Wie die Mutter im Leben die Fürstin des Stammes war, so im Widerspiel des Menschenlebens, in der Götterwelt die Mutter als oberste Gottheit: Rhea, Kybela, Isis. Ueberall die Mutter, die Lebenspendende, die Beglückende, Erhaltende, die Fruchtbarkeit, immer das Prototyp der Liebe.

Und als nun der Mann den Krieg begann und seinem unsinnigen Zerstörungstrieb nachging, da flüchtete alle Kraft der Selbsterhaltung, die der Gattung nötig war, in das Weib: es widersetzte sich dem Krieg. Zuerst passiv, indem es nicht Teil daran nahm, wie es auch an der Tötung der Tiere, an der Jagd nie teilgenommen hatte, denn auch sie sind ihm ein Lebendiges, das zu vernichten des Weibes Mütterlichkeit nicht zuläßt, und selbst in der Zeit des Communismus waren Pfeil und Bogen Privateigentum des Mannes und erbten vom Besitzer auf den Neffen, den Sohn der Schwester. Als nun Mensch den Menschen abzuschlachten begann im Krieg, da trauerte das Weib um den Tod dessen, was sein Schoß hervorgebracht. Die glückliche Mutter ward zur trostsuchenden und trostlosen. Und wieder sehen wir die Mutter der Götter mit ihm trauern: aus Rhea und Kybele wird Demeter, die weinend die Erde durchirrt und nach dem verlorenen Kinde sucht, das die Unterwelt, der Fürst des Todes mit sich nahm und birgt, Isis klagt um den getöteten Gatten und sucht seinen zerstückelten Leib zusammen und betrauert in ihm zugleich den Sohn, das erloschene Leben, die Fähigkeit des Hervorbringens—der Phallus ist in den Nil versenkt. —Aus den Eumeniden, den „wohlthätigen“, dieser geheimnisvollen Personifikation der heiligen Kraft des Mutterschoßes werden die Erynnyen, die Rächerinnen des Mordes. Und die semitische Maria—es ist ein spätes Nachspiel—die Incarnation höchsten Mutterschmerzes klagt um des Sohnes Tod. Am deutlichsten aber hat der scharfe Blick des egyptischen Weisen, Eingeweihten der Isis-

<sup>49</sup> Siehe: E n g e l s: Ursprung der Familie, und Morgan: A n c i e n t S o c i e t y u. A.

Mysterien, des semitischen Helden und Organisators, des Dichters und Sehers, ich meine, am deutlichsten hat M o s e s diese Urkraft des Weibes erkannt. Kain, der Ackerbauende ergrimmt wider Abel den Schäfer: in zwei Worten ist hier die Urgeschichte des Krieges erzählt, Abel fällt erschlagen vom Bruder und Eva, die M u t t e r d e r M e n s c h h e i t, klagt und weint. Daß Adam, der Vater der Menschheit, geklagt hätte, davon sagt Moses nichts. Zwar w ö r t l i c h spricht er auch nicht von Eva's Trauer, aber wir erkennen sie deutlich in dem Bericht: „Adam erkannte abermal sein Weib, den hieß s i e Seth. Denn Gott hat m i r —sprach sie—einen anderen Samen gesetzt für Habel, den Kain erwürgt hat“. S i e brauchte des Trostes, s i e benannte den Neugeborenen, s i e gedachte des Erwürgten. Von Adam an dieser Stelle kein Wort.<sup>50</sup>

So wenig wie der Erdboden sich rühren wird, um das zu vernichten, was er gab, so wenig kann das Weib seinem ganzen Wesen nach an Krieg und Mord teilnehmen. Aber der Mann, der hinauszog mit Bogen und Pfeil, mit Speer und Axt, die alles sein Eigentum waren, sein persönliches Gut, das er liebte, der brachte Beute heim, erkämpft mit diesen Waffen, und wieder gehörte diese Beute ihm, ihm allein. Zuerst: Kleider, Nahrungsmittel, Schmuck, Heerden, Waffen, Geld, Edelsteine. Die vergrößerten des Mannes Gut. So gewann der Mann durch den Krieg ein Eigentum, zu dessen Erwerb Frauenarbeit nicht beigetragen, an das sie also auch kein Anrecht hatte. Und so war durch den Krieg die Reinheit des Communismus schon getrübt, als diese beste aller Gesellschaftsformen noch bestand. Später brachte der Mann auch l e b e n d i g e M e n s c h e n mit aus dem Krieg als B e u t e. Und wieder waren die sein Eigentum, seine Sklaven. So schuf der Krieg auch die Sklaverei und wieder nahm das Weib keinen Anteil an dieser Institution. Der Mann brachte Sklaven als Beute heim, auch S k l a v i n n e n. Sie reizten seine Begier, er zeugte Kinder mit ihnen, und diese Kinder der Sklavin waren zu jener Zeit der gemeinschaftlichen Ehe zwischen den Stammesangehörigen, den freien Angehörigen der Gens die einzigen, die der Mann als die seinigen erkennen konnte. Die Sklavin war sein ausschließliches Eigentum, kein anderer Mann durfte ihr beiwohnen, sie gehörte nur Einem. Der Gedanke, ob nicht auch die F r a u e n d e r G e n s ihm allein gehören könnten, damit er so seine Kinder kenne, lag zu nahe, als daß er ihm nicht kommen sollte. Und der Wunsch, seine Kinder zu kennen, war wiederum durch das im Krieg erworbene persönliche Eigentum erweckt; nicht länger wollte er dies dem Sohn der Schwester, er wollte Waffen und Schmuck und Kleider, die ihm teuer waren, dem eigenen Sohn hinterlassen. Möglich, daß zuerst das Weib diesen Wünschen des Mannes entgegen kam; es mußte ihrem größeren Keuschheitsgefühl entsprechen, nur Einem anzuhören. Der erste Mann, der ein Weib aus der Gens für sich allein hatte, mußte sich mit dieser Gens abfinden; einmal im Jahre—vielleicht—mußte er sie den anderen Männern überlassen. Daher

---

<sup>50</sup> Moses, dem es darauf ankommen mußte, seinem in Aegypten verkommenen, niedergedrückten, geknechteten und ausgebeuteten Stamm eine gewissermaßen vornehme Herkunft zu erweisen und dem es zugleich gefiel, das neuerworbene Vorrecht des Mannes über das Weib zu kräftigen, erfand den Jehovah, als „Gott der Väter“ Israels. Er erfand auch die Schöpfungsgeschichte, so wie sie vorliegt, wo das Weib erst aus der Rippe des Mannes hervorgeht, und ihm verdanken wir die schöne, aber leider naturwidrige Sage, daß das Weib den Mann verführt und als logische Folge den famosen Befehl Jehovah's: „Und er soll Dein Herr sein.“

stammen denn wohl die jährlichen, gottesdienstlichen Preisgebungen der Frauen bei den alten Völkerschaften. (Siehe *B a c h o f e n*, Das Mutterrecht, und *E n g e l s*: Ursprung der Familie.) Der Cultus der Mylitta in Babylon, der Astarte in Sidon, die Tesmophorien Athens seien hier erwähnt. Selbst die Einrichtung der Vestalinnen in Rom ist ein letzter Ausläufer dieser Art, da ihr offenbar als Vorbild die Sonnenjungfrauen Aegyptens dienten, jene Jungfrauen, die dem Pharao gehörten, wenn auch das ursprüngliche Prinzip der Preisgabe durch Fortbildung schließlich zur Umbildung kam und so bei der Keuschheit (Vestalinnen) angelangt war. Man kommt eben schließlich nach Osten, wenn man immerzu nach Westen geht.—Also zuerst waren die Frauen mit der neuen Einrichtung zufrieden. Bald aber fanden sie sich düpirt, um ihre Freiheit betrogen. Damals begann der Kampf zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Mutter, zwischen Patriarchat und Matriarchat. Er klingt uns herüber aus den Amazonenkriegen. Und wieder rührt uns hier die Tragik des Geschlechts. Sie unterlag im Kampf, aber sie unterlag, weil sie—liebte.

Die Töchter des Danaos wollen nicht das Eigentum ihrer Vettern werden. Das Leben dieser Freier ist in ihrer Hand, sie haben Macht über sie. Und alle lieben ihre Freiheit glühend und hassen die Knechtschaft. Darum töten sie die, die gekommen sind, sich als ihre Ehemänner die Herrschaft über sie zu sichern—sie töten sie. Nur Eine nicht. Sie liebt denjenigen, der sie zur Sklavin machen will. Sie ist das weiblichste Weib von allen. Aber gerade in der Kraft ihrer Mütterlichkeit, in der Schonung des Lebens, in der Liebe findet sie ihr Verderben. In Hypermnestra kommt die Tragik des Geschlechts zur vollen Erscheinung: die Kraft der Gattung, das erhaltende Prinzip, die Liebe wird Ursache ihrer Knechtschaft und erscheint als Schwäche. Und so in Hippolytta. Sie, die Amazonenkönigin, hat den Theseus besiegt und hält ihn gefangen, aber sie liebt ihn, und freiwillig folgt sie ihm nach Athen—und wird in Athen sein Eheweib, sein Eigentum. In Athen aber ward die Freie zur Sklavin.—In diesem Athen des Gynäkeion; in diesem späteren Athen der Hetären und Päderasten; in diesem Athen, das den traurigen Vorzug hat, seine Frauen am meisten verdummt, geknechtet und entwürdigt zu haben. Aber Hippolytta *l i e b t e*.

Und Penthesilea liebte. Bis zum Wahnsinn führte sie der Kampf zwischen Liebe und Stolz, der Aufruhr all' ihrer Empfindungen. Wie wunderbar hat ein echter Dichter, Kleist, diese Frauengestalt aufgefaßt! Wie wahr in jedem Sinne! Nur im *W a h n s i n n* kann es geschehen, daß das Weib den teuersten Mann tötet—dann aber zur Sühne sich selbst. Zur Sühne und weil mit ihm ihr Lebenszweck vernichtet ist. Sie hat keinen mehr. Sie kann kein Leben mehr geben, also stirbt sie. Es ist nicht die größere physische Kraft des Mannes, die das Weib überwältigte, es ist die Milde, die Liebe des Weibes, die des überwundenen Mannes schont. (Schmählich genug ist der Undank, mit dem er diese Schonung vergalt). Das Weib unterlag nicht, weil es körperlich und seelisch *s c h w ä c h e r* wäre als der Mann, sondern weil es *g u t, g r o ß* und *l i e b e v o l l* ist.<sup>51</sup>

Und als nun das Weib die Sklavin, das Eigentum des Mannes geworden war, sperrte er es ein und es mußte für ihn weben und spinnen. Zwischen Frau und Sklave wurde jetzt, nachdem die Gesellschaftsform des Communismus gesunken war, die produktive Arbeit

<sup>51</sup> Auch Brunhild verkörpert diese Zeit des Kampfes. Sie ergiebt sich nur dem sie besiegenden Mann. Noch manchmal erklingt uns aus Sage und Märchen dieses Motiv. Ich erinnere an Atalante.

verteilt, an welcher der Mann früher teilnahm. Denn mit dem Weibe war die Freiheit vom Thron gestoßen worden. An Stelle des Communismus, der freien Herrschaft Aller oder besser der Herrschaftslosigkeit, der Gemeinsamkeit der Interessen war die Gewalt getreten.<sup>52</sup> Mit der Oberherrschaft des Mannes aber kam der Egoismus zur Macht. Und die Arbeit wurde dem Sklaven und dem Weibe aufgebürdet, während sich der Mann von ihr befreite. Und weil sie von Sklave und Weib—also nur von Untergebenen und Unfreien—besorgt wurde, ward diese Arbeit verächtlich. Und die verächtliche Arbeit machte wiederum den sie Besorgenden verächtlicher—so im Circl. Der Mann aber behielt für sich die Geschäfte, die zwar unproduktiv sind, aber Vergnügen machen: den Handel, er lernte die Welt kennen; die Jagd, das war lustige Tötung der Tiere, und den Krieg, das war noch lustigere Tötung der Menschen. Letztere nannte er Vaterlandsverteidigung, und sie ist die Ursache des—Lieutenants. Gerade aus Athen klingt uns in einigen Gedichten und Dramen des Aristophanes die Sehnsucht der Frau nach dem Communismus und ihr Haß des Krieges herüber in unsere Zeit. In der Aristophanes- Comödie Lysistrata verschwören sich die griechischen Weiber gegen den Kampf der griechischen Stämme untereinander. Und sie erreichen es, daß Friede geschlossen wird. Daß dem Komödiendichter Aristophanes das drastische Mittel, das die Frauen anwenden und das Lachen seiner Zuhörer vielleicht Hauptsache waren, geht mich nichts an. Weht mich doch an wie denkender Ernst aus dem Klingeln der Schelle, und die komische Maske scheint mir die sorgende Stirn und das Antlitz des Menschenfreundes zu verbergen. Hab´ ich doch selbst gelacht—wer thät´s n i c h t, wenn Aristophanes will, daß er soll. Wenn aber in der Comödie ein Ratsherr zu der Lysistrata, der Hauptverschworenen sagt:

„Euch (die Weiber) geht der Krieg ja doch nichts an“ -- und Lysistrata ihm antwortet: „Ei wohl, Du verwünschter Geselle! Wir leiden ja mehr als doppelt von ihm, denn die wir mit Schmerzen geboren, die müssen gewappnet hinaus in den Krieg“ -- so klingt das, als ob der Dichter die Berechtigung des Weibes, den Krieg zu hassen, ganz ernsthaft anerkannt habe und als ob sein Herz mit ihnen empfand. In der Comödie „die Frauenherrschaft“ läßt er, sobald die Frauen das Ruder des Staates in Händen haben, diese dem C o m m u n i s m u s—so gut oder so schlecht ihn der Dichter verstand—herstellen, auch den Krieg abschaffen. Daß dann die „Frauenherrschaft“ ein fürchterliches oder „ferchterliches“ Ende nimmt,—das war Aristophanes den Athenern schuldig, sie hätten ihn sonst—ich weiß nicht, was sie ihn hätten.

Ja—als nun die Frau Eigentum und Sklavin des Mannes geworden war, die im Verein mit anderen Sklaven die notwendige produktive Arbeit verrichtete, als diese Arbeit für verächtlich und nur die Leitung der Staatsgeschäfte, die dem „freien Manne“ oblag, von ihm als wichtig und erhaltend erklärt worden war, da gab es kein ü b e r f l ü s s i g e r e s Geschöpf mehr unter der Sonne, als eben die Frau. Wie, sie nahm ja an der Staatslenkung, an den Kriegen nicht teil! sie verwaltete ja kein öffentliches Amt! Und ihr Spinnen und Weben, Kochen—bah—gering, niedrig, verächtlich—schließlich hätten die Sklaven das auch noch mit übernommen. Also, wie

<sup>52</sup> Communismus und Gleichberechtigung des Weibes sind so im innigsten Zusammenhang. Nur wo den Interessen Aller gedient, nur wo es die Erhaltung, das Wohl der Menschheit gilt, ist das Weib, des Weibes Eigenart, welche sich gegen den Egoismus wendet, zu gebrauchen.

furchtbar überflüssig war sie! Daß man überhaupt so ein Geschöpf noch duldet und —  
— ernährte. Doch halt! sie bekommen ja die Kinder!

Und richtig! Die Männer kriegten es fertig zu sagen: die Frauen bekommen die  
Kinder n i c h t, wir, die Männer, bekommen sie.

Unmöglich!—O bitte! Das Weib war Besitztum geworden, und mit seinem Besitztum  
macht man bekanntlich was man will. Wenn die Stunde der Geburt, der Gebärakt  
vorüber war, dann sagte der Mann zu seinem Weibe, die eben geboren hatte: „Geh´  
hinaus an den Herd und koche mir eine Krankensuppe; denn ich habe den strammen  
Jungen höchsteigenleibig hervorgebracht. Ich fühle mich ein bischen angegriffen davon  
und werde mich sogleich zu ihm in´s Bett legen. Daß Du´s mir ja an Pflege nicht fehlen  
läßt, Frau! das sage ich Dir!“—

„Unmöglich! so etwas ist n i e vorgekommen“ sagen Sie, meine Herren. Wie aber,  
wenn es heute vorkäme!

Lesen Sie Lubbock´s *history of human civilisation* <sup>53</sup>

Da können Sie´s gedruckt haben, meine Herren: Die Basken, ein Stamm, die im Norden  
von Spanien, im Süden von Frankreich wohnen, Nachkommen der alten Iberer, und  
andere Völkerschaften der Pyrenäen, viele wilde Völker im Süden von Amerika, ja  
einzelne Stämme a l l e r Erdteile machen es noch heute so. Pleß [sic, eigtl. Ploß/ Ploss]  
weist darauf hin in seinem Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“. B. I. S.  
143-160 und in einem speziellen Artikel im Bericht der Gesellschaft für Erdkunde 1870  
S. 33-46.

Ich will die dort genannten Völker, die diesen Gebrauch haben, kurz registriren, eine  
eingehende Würdigung mir vorbehaltend.

Die schon genannten Basken; auch auf Corsika, Sardinien. Nachkommen der Iberer.  
Die Celtiberer und Cantabrer. In A s i e n, im südwestl. Teile von China, Provinz  
Zerdandani. (Der Mann nimmt sogleich nach der Geburt den Platz der Frau im Bett ein,  
bleibt 40 Tage darin; sie steht auf.) Die Nogayer am Kaukasus. Auch in A f r i k a bei  
den Kongonegern. Auf der ostindischen und malayischen Inselgruppe auf Buru und  
Borneo. Besonders weit verbreitet wie gesagt in S ü d a m e r i k a: bei den Caraiben  
auf den Antillen, in Guaiana, zwischen dem Orinoko und Marannon, auf Martinique etc.  
Dann bei den Guaranis am Amazonenstrom. Bei den Papudos in der Gegend von Rio  
Janeiro. Ebenso in Brasilien wird von vielen Stämmen die Sitte geübt. In Peru, in  
Paraguay bei den Indianern u.s.w. U e b e r d i e g a n z e E r d e s e h e n w i r  
d i e s e S i t t e d e s M ä n n e r k i n d b e t t s verbreitet.

Freilich, so schnell die Männer sonst bei der Hand sind, alles Mögliche und Unmögliche  
zu kombiniren, Hypothesen zu bauen bis in die Wolken, einen Gedanken spitz wie eine  
Nadel die Wucht der Welt tragen zu lassen; wie sie nicht zu faul sind, das Verborgenste  
hervor zu zerren und aus ihm dann auf das Dasein dessen zu schließen, was noch kein  
Menschenauge gesehen hat—hier, wo die Wahrheit breit und offen am Wege lag,  
schlossen sie das Auge und wandten sich ab. Sie w o l l t e n nicht sehen und zogen  
n i c h t den Schluß, den sie doch sonst ziehen und der unbedingt gezogen werden  
mußte: Wo heute Trümmer sind, war einst ein Gebäude, wo heute Ceremonien sind,  
stellen sie das Abbild vergangener G e s c h e h n i s s e dar, Geschehnisse und Thaten,

<sup>53</sup> S. 12 u. ff. siehe auch W e s t e r m a r c k: *history of human marriage*, sowie P e s c h e l,  
Völkerkunde, S. 25.

die Ernst des Lebens bedeuteten. Gerade Lubbock, der mit Morgan und wie sie alle heißen, die aus dem Verwandtschaftssysteme einzelner Völker, z.B. der Irokesen und Hawaier aus Verwandtschafts b e n e n n u n g e n, denen der wirkliche Grad der Blutsverwandtschaft nicht entspricht auf früher bestandene Eheverhältnisse schließt, mit so großem Scharfsinn schließt, mußte er hier, wo die Dinge doch so viel einfacher liegen, diesen Schluß nicht ebenfalls ziehen?! Aus solchen

Verwandtschafts b e n e n n u n g e n, die heute dem Verwandtschafts g r a d e nicht mehr in Wirklichkeit entsprechen, schließt man, daß sie's vor Zeiten einmal thaten. Aus den Hochzeitsgebräuchen: Bei den Betta's auf Sumatra existirt die R a u b e h e noch heute, die die Raubehe markiren, entnimmt man, daß die Raubehe einmal Thatsache war<sup>54</sup>. Und aus den Geschenken an Braut, Brautvater und -Mutter, daß man zu irgend einer Zeit die Frau kaufte, K a u f e h e. „Wenn die Art eine Ehe einzugehen sich änderte, blieb die frühere Mode als C e r e m o n i e zurück, da die früher W i r k l i c h k e i t war“ sagt Westermarck.<sup>55</sup>

Aber hier wollen die Herren nicht sehen. Es ist die schon einmal erwähnte Objektivität der Wissenschaft. Wahrheit, Wahrheit! seufzt und jubelt es aus den Reihen Derer von der Wissenschaft. Und ganz gewiß sind nicht Alle Heuchler. Aber merkwürdig: sobald es sich darum handelt, Licht zu verbreiten über Dinge, die man lieber im Dunkeln läßt, dann schweigt die allmächtige Sehnsucht nach Wahrheit. Und hier läßt man lieber den Ursprung dieser sonderbaren Kindbettssitten schamhaft verhüllt und spricht es nicht aus: wir müssen schließen, daß das, was heute bei den Wilden geschieht in irgend einer Epoche der heutigen Naturvölker auch bei diesen g e s c h e h e n ist.

Wir müssen ferner schließen, daß das, was heute anscheinend zwecklos ist, irgend einmal zu einem ganz bestimmten Zweck geschah. Und da hier offenbar der Zweck vorliegt, glauben zu machen, daß dem Mann die Ehre des Gebärens zukommt, so müssen wir schließen, daß er diese Täuschung einmal zu irgend einer Zeit wirklich versuchte.

Dieser Schluß und dieser Beweis wären den Männern um so leichter geworden, als auch hier die Himmlischen sich in die Angelegenheiten der Sterblichen mischen: Kaum hatten auf Erden die Männer sich vorgenommen, von dato ab die Kinder selbst zu gebären, da ließ auch Zeus aus seinem unsterblichen Haupt die Minerva hervortanzen, und Jehovah bekam später einen „von Ewigkeit erzeugten Sohn.“—

Sie brauchten beide keine Mutter dazu, ja Minerva's Bruder Apoll—sonderbarerweise hatte dieser noch eine Mutter—mischte sich noch dazu ein, als es galt den Orestes, der seine Mutter ermordet hatte<sup>56</sup>, schuldig oder unschuldig zu finden. Apollo bestätigt, daß man „Vater sein könne, ohne einer Mutter zu bedürfen“ und verweist eben auf die Pallos Athena die Tochter des Zeus und darum „sei die Mutter nicht ihres Kindes Zeugin.“ Und Minerva sagt dasselbe und spricht Orestes von der Schuld frei. Minerva lobt nebenbei auch die n e u e Ehe, wo die Frau Eigentum des Mannes wurde—und die Eumeniden, die das a l t e Recht schützen, werden überstimmt.

Also die Götter ahmten, wie immer, das irdische Treiben nach: auch sie brauchten keine Mutter mehr. Unsere Gelehrten betrachteten sich auch diese interessanten Dinge. Den

<sup>54</sup> Siehe N e u e Z e i t, Jahrg. 1889 Dezemberheft, S. 531. Dietz' Verlag, Stuttgart.

<sup>55</sup> Ebenda S. XVII.

<sup>56</sup> Aeschylos: Eumeniden.



einzig richtigen Schluß zogen sie nicht. Sie gingen—immer etwas hurtig und eilfertig daran vorbei, richteten den Blick auf Nebensächliches und halfen sich durch Verschweigen. D e r Schritt, der führte vom Mutterrecht zum Vaterrecht, jene Zeit des Uebergangs wurde nie beleuchtet, und dennoch mußte die Frage danach sich unabweisbar aufdrängen. Aber so viele der Werke ich auch durchstudirt, sie war nirgends beantwortet. H i e r war das Mutterrecht, d o r t das Vaterrecht—die Brücke zwischen beiden fehlte. Und doch war sie uns in den Sitten der wilden Völker in der Mythologie der Alten so deutlich gezeigt und erhalten. Gezeigt, wie es bei der Vergewaltigung der Frau zugegangen hat, erhalten die ganz unglaubliche Rohheit, die ganz ungeheuerliche Lüge des Mannes. Die Lüge, die vor dem Unnatürlichen nicht zurückbebt, wo es seinen Vorteil galt, nicht zurückschrak vor der Behauptung, daß er es sei, der gebärte.

Freilich, kaum kann man es den Männern übelnehmen, daß sie hier scheu die Mahnungen ihres Forschergewissens überhörten. Es muß schwer sein, so viel Grausamkeit und Härte, so viel Unwahrheit, Lächerlichkeit und Anmaßung von sich selbst einzugestehen.

Welche gezwungenen Deutungen versuchen nicht die Herren. Vor allem soll es Aberglaube sein, W a h n b i l d e r sagt Peschel. „Die Wilden wännen, was der V a t e r esse, schade dem Kinde.“ Aber um´s Essen handelt es sich doch nicht, wenigstens ist dies gar nicht das Charakteristische der Sitte, daß auch der Vater sich—und dies nicht einmal überall—gewisser Speisen enthält. Das Charakteristische und das überall vorkommende ist *l a c o u v a d e*, des Vaters *I m b e t t l i e g e n*, und das Allerbezeichnendste ist des Weibes *N i c h t i m b e t t l i e g e n*.—Warum setzt der Hebel der Forschung nicht h i e r an? Oder hält man es für so ganz natürlich, daß ein Weib, welches soeben geboren hat, mit all´ der Mattigkeit, die die vorausgegangenen Wehen, die der Blutverlust mit sich bringen, aufsteht,—sie setzt sich ja wiederum einer Lebensgefahr aus—und nun noch draußen steht und kocht und dem Mann Speise bringt?! Meint man, das erscheine i h r natürlich, das thue sie f r e i w i l l i g! Warum untersucht man nicht, welche Macht sie dazu zwingt? Der Mann nimmt ihre Stelle im Bett ein. Und das will man erklären, indem man sagt, es herrsche der Aberglaube, was der Mann esse und wie er sich verhalte, wirke auf das Neugeborene. Und M a x M ü l l e r, dieser sonst so gründliche, hochbedeutende Gelehrte, will d i e s e auffallende, zum tiefsten Nachdenken geradezu nötigende Erscheinung sogar mit einem —S c h w i e g e r m u t t e r w i t z abthun. Nun, Herr Professor, Sie sind der Sohn unseres Wilhelm Müller, und Oberflächlichkeit ist doch sonst Ihre Sache nicht. Welche Mühe haben Sie sich mit Ihren Forschungen über die S p r a c h e gegeben! Wie haben Sie da nachgedacht, wie fleißig und gewissenhaft waren Sie, bis Sie den Ursprung der Sprache ergündeten. Und ich meine, Sie haben uns ein herrliches Werk geschenkt. Aber diejenige, die diese Sprache spricht, wäre Ihnen nicht einmal 1/1000 Gramm Ihres Gehirns wert! Nicht eine Sekunde ernsthaften Nachdenkens!! Das Weib wollen Sie mit lauter Trivialität und Unverstand abspeisen?! Max Müller sagt in seinen *Chips from a German Workshop*:<sup>57</sup> „Es ist klar, daß der arme Ehemann (!) zuerst von seinen weiblichen Verwandten tyrannisirt worden ist und nachher aus Furcht und Aberglauben hineingetrieben. (In´s Bett. Das ist klar.) Dann m a c h t e e r s i c h s e l b s t z u m

<sup>57</sup> Citirt bei Lubbock, ebenda, a.a.O.

Märtyrer und in der That krank, floh er in Selbstverteidigung (!) zu seinem Bett. Seltsam und absurd, wie sie Couvade ist, erscheint doch etwas darin, mit dem,—glauben wir—jede Schwiegermutter sympathisiren wird.“

Nein, Herr Professor, der Gebrauch erscheint denn doch zu seltsam und absurd, als daß die Sympathie der Schwiegermutter mit demselben ihn erklären könnte. Diese Erklärung ist zum mindesten nicht wissenschaftlich, geehrter Herr, und Sie sind ein Mann der Wissenschaft. Wollen Sie inductiv vorgehen, wie bei anderen ähnlichen Fragen und Untersuchungen, so nehmen Sie hübsch die Thatsachen und schließen Sie daraus auf eine allgemeine Idee. Aber alle Thatsachen. Besonders die, daß der Mann die Gebälerin aus dem Bett treibt und sich hineinlegt und nun thut, als habe er geboren und sich krank stellt und die Besuche von Freunden und Verwandten im Bett empfängt und ihnen das Neugeborene zeigt und sich behabt, als habe er's hervorgebracht. Hier setzen Sie an mit der erprobten Methode: Heutige Ceremonien sind die Ueberbleibsel früherer Wirklichkeiten. Und wenn die heutige Ceremonie eine Täuschung darstellt, so ist die frühere Wirklichkeit ein Betrug gewesen. Der Mann nahm in lächerlichster und betrügerischster Weise das Recht in Anspruch, Lebendiges zu gebären! Glaube gern, daß Sie davor scheu zur Seite blicken.

Der arme Mann, welcher von dem in Schwäche und Hilflosigkeit daliegenden Weibe so drangsalirt wurde, daß er sich nicht zu helfen wußte. Sie wollte Suppe, er ärgerte sich krank und legte sich in's Bett. Wenn aber den Mann der Aerger überkommt, ist das wichtiger, als wenn die Frau mit einem Kind nieder kommt. Darum warf er die Frau aus dem Bett. So meinen Sie doch, Herr Professor Müller?

Oder aber die Frau ist es, die auf ihre Wichtigkeit pocht: sieh hier, Mann, ich bin diejenige, welche den Staat erhält. Da sagt der Mann: „das wollen wir sehen“. Plötzlich liegt sie draußen vor dem, er drinnen in dem—Kindbett. Und die Schwiegermutter sagt: „det versteh ick, bravo, min Sähn!“

Nein, das „Männerkindbett“ ist ein Besitzantritt. Der Mann legt Hand auf sein Eigentum. Und zur Sicherung seines Besitztitels hielt der Mann es für nötig, so zu thun, als sei das für ihn Geborene auch von ihm geboren.

So ist es gekommen, meine Herren! Das Weib verdankt seine Niederlage der Mutterliebe, trotzdem diese Mutterliebe die erhaltende Kraft der Gattung Mensch ist—das ist die Tragik des Frauengeschlechts. Und wie es die Tragik des ganzen Geschlechts ist, das einst frei und stolz war und das dann den Moment des vollständigen Zusammenbrechens erlebte, so wiederholt sich diese Tragik im Leben der einzelnen Frau.—

Und es ist die Unnatur des Krieges, durch die der Mann zum Sieg gelangt, und die Unnatur der Lüge im Männer-Kindbett—durch die er den Sieg festhält.

Noch heute sehen wir—analog dem Vorgang früherer Zeiten die Frau durch ihre Vorzüge leiden. Oder wären Geduld und Genügsamkeit keine Vorzüge. Fast möchte ich sagen: nein. Jeder Fabrikant weiß diese Eigenschaften auszunützen und läßt die Frau seinen Geldbeutel füllen, damit er Austern und Champagner schwelgen kann, während er ihre Arbeit so bezahlt, daß sie sich kaum an trockenem schwarzem Brod ihren Hunger zu stillen vermag.

Wann wird es anders sein?

Wie es gekommen, so muß es verschwinden. Der Mann usurpiert ein Eigentumsrecht über die Frau und sanctioniert dieses Eigentumsrecht durch Gesetze. Er leitet es her aus dem Kriege. Der Krieg wurde darum hochgeachtet, friedliche Arbeit verächtlich. Und so ist es noch heute: Wir werden nicht Soldat, darum haben wir kein Staatsbürgerrecht. Und weil wir das nicht haben, sind wir gesellschaftlich und ökonomisch schlecht gestellt.

Verschwindet der Krieg aus dem Völkerleben, wird Kulturarbeit höher geschätzt als Massenmord, so gelangt auch die Frau wieder zu ihrem Recht. Hat sie sich vermittelst der Arbeit Achtung und Anerkennung erworben, so wird ihr auch über kurz oder lang das Gesetz die volle Gleichstellung nicht vorenthalten können.

Der Mann machte die Frau zu seinem Eigentum durch List und Gewalt, durch Lug und Betrug hielt er dies usurpierte Recht fest und die Gesellschaft degeneriert. *D i e R e g e n e r a t i o n k a n n n u r v o n d e m f r e i e n W e i b e a u s g e h e n .* Beide, Mann und Weib sind heut verkommen durch die schlechte Einrichtung des Mannes. Er hatte die Wahl: *E h e*<sup>58</sup>—d.h. freie Wahl, oder *E i g e n t u m*. Er wählte Eigentum und that nicht gut daran. Wir wurden was wir sind. Und wie sind wir? — —

---

<sup>58</sup> Ehe, (etymologisch) mittelhochdeutsch: *êwe*, Gewohnheit, Recht, Gesetz, althochdeutsch: *êwa*, Gesetz, Ehe, angelsächsisch: *êo*, Gesetz, niederl. *echt*, Ehe, also Naturrecht, Vertrag, *n i c h t* Eigentum.

### Was wurde aus uns?

Meine Herren, Sie selbst sagen es uns jeden Tag: das Weib ist lügenhaft, falsch, treulos, hinterlistig; es ist eitel, putzsüchtig, kokett; es ist unpünktlich, unzuverlässig, gewissenlos; es ist hohl, dumm, unwissend; es ist sentimental, oberflächlich, träge, sinnlich; es ist ränkesüchtig und zanksüchtig, es ist kleinlich und geizig; es ist in allem halb, ein liebenswürdiges *à peu près*.—Eine Leporelloliste.

Sie halten sie uns vor in Poesie und Prosa, im Leben und in der Dichtung. Man begegnet tagsüber keinem Manne, der uns diese Anklagen nicht mehr oder minder scherzhaft oder ernsthaft, in irgend einer Form entgegenschleuderte. Man schlägt kein Buch auf, faltet keine Zeitung auseinander, die sie uns nicht gedruckt in's Gedächtnis rief, diese unsere Fehler, Sünden und Laster.

Jeder berühmte Mann hat nach der beregten Seite hin irgend einen Ausspruch,— mindestens einen—über uns zum Besten gegeben. Jeder Unberühmte möchte sich die verunstaltende kleine Vorsilbe abtreten und ein Berühmter werden, indem er wacker auf unsern Sünden herumstampft. Denn sie sind interessant, diese Sünden und wir, die Sünderinnen, und indem man auf Interessantes schimpft, hört man selbst auf, uninteressant zu sein.

Dichter und Nichtdichter, Philosophen und Laien, Gelehrte und Verkehrte, Sangesbrüder in des deutschen Dichtewaldes Zweigen und lockere Zeisige—alle singen und sagen, dichten und denken sie von unsern Schwächen und unserer Nichtswürdigkeit.

Am klarsten und sichersten, so daß es keine Berufungsinstanz mehr dagegen giebt, hat sie uns Strindberg, im Magazin für Literatur 1893 bewiesen. Er sagt, die Weiber können keinen Kaffee kochen, und darum taugen sie nichts. Keine Berufungs-Instanz giebt es gegen diesen Ausspruch Strindberg's, weil Kinder und Narren die Wahrheit sagen.

Auch geniale Narren und Wunderkinder.

Schopenhauer, der große pessimistische Philosoph nennt uns kindisch, läppisch, kurzsichtig, zeitlebens große Kinder, „eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann, als welcher der eigentliche Mensch ist“; er sagt unsere Vernunft sei eine gar knapp bemessene und wir ziehen Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vor, darum stehen wir auch den Männern an Gerechtigkeit, Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit nach; den Grundfehler des weibl. Geschlechts hat Schopenhauer in der Ungerechtigkeit entdeckt, unsere Waffe ist nicht die Kraft, sondern die List, daher unsere „instinktartige Verschlagenheit“ und unser „unvertilgbarer Hang zum Lügen.“ „Die Verstellung ist uns angeboren. Ein ganz unverstelltes, wahrhaftes Weib ist vielleicht unmöglich. (Dieses „vielleicht“ ist viel von Sch. Und nett von ihm.) Aus dem aufgestellten/ ausgestellten Grundfehler entspringt aber: Falschheit, Treulosigkeit, Verrat, Undank. Auch herrscht „von Natur“ zwischen uns Feindschaft, denn wir Alle haben nur einen Beruf, den, einen Mann zu kapern, der dumm genug ist und „hingerissen wird, die Sorge für sie zeitlebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen“, auch sind wir unaesthetisch, denn weder für Musik noch Poesie, noch bildende Künste haben wir wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit, „sondern bloße Aefferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche vorgeben.“

Ich habe Schopenhauer so gründlich citiert, weil meines Wissens v o r ihm keiner seinen Weiberhaß—ich wollte sagen uns unsere Fehler in einem ganzen System vorgeführt hat und weil n a c h ihm es Keinem mehr möglich war, ihn in diesen Dingen zu umgehen und ganz originell zu sein. Selbst Strindberg und Nietzsche nicht, von E. v. Hartmann, Schopenhauers Schüler ganz zu schweigen. Strindberg ist schon erwähnt, Nietzsche—da steht Ihnen, meine Herren, in seinen Ratschlägen über die Art, wie wir behandelt werden müssen, noch ein ganz besonderer Genuß bevor.

Ich übergehe Schopenhauers Betrachtungen über die Ehe—sie zeugen von einer so eminenten Kurzsichtigkeit in wirtschaftlichen Dingen, von einer so harmlosen Unwissenheit, verraten auch des Autors kindliches Gemüt, dem es mehr als er weiß, Bedürfniß ist, aus Weiberliebe seinen Weiberhaß auszusprechen so sehr, daß der gute, alte, gallige Mann einem leid thut! Verschmähte er es doch nicht, selbst, er der große geniale Schopenhauer nicht, selber ein wenig weiblich eitel zu sein: als er bereits tot war kam´s leider erst an den Tag—nämlich ein ganz prächtiges falsches Gebiß—sonst hätte man ihn sicher schon bei seinen Lebzeiten daran erinnert. Sogar das heroische Wort von ihm: „Das alte Weib ist ein Abscheu“—ist nicht im Stande mein Wohlwollen für ihn zu mindern. Hat mir doch ein alter Freund von ihm, der Bibliothekar K. von der Frankfurter Stadtbibliothek verraten, daß er „ein ekelhafter Kerl“ war, „nicht mit ihm auszukommen“, „oft hörte man in 4 Wochen von ihm kein menschliches Wort“, „launig, wie ein altes Weib“— — und ich habe eine Schwäche für solche Originale. („Launig, wie ein altes Weib“ sagt der Freund Schopenhauers von ihm, und er selbst sagt, „das alte Weib ist ein Abscheu“. Merkwürdig! Wollte Schopenhauer etwa sagen: „seht mich an, so ist ein altes Weib“?)

Meine Herren! A b e r S c h o p e n h a u e r h a t g a n z R e c h t; w i r s i n d s o s c h l e c h t, w i r s i n d s o s c h l e c h t, w i e e r s a g t. Es ist arg, aber was Wahrheit ist, muß Wahrheit bleiben: wir sind um kein Haar besser, als er uns macht. Er und Andere. (Mir fällt da ein, ich wollte ja noch von Nietzsche reden; jedoch es ist nicht der Mühe wert. In den Gedanken wiederholt er Schopenhauer, der Rat, von dem ich sprach, der Rat, wie wir zu behandeln sind, ist folgender: ein „altes Weiblein“ giebt ihn Zarathustra-Nietzsche: „Du gehst zu Frauen, Zarathustra? Vergiß mir die P e i t s c h e nicht!“—Also wir sollen mal wieder gepeitscht werden. Eine „mäßige Züchtigung“ war uns schon früher bekannt und Nietzsche kommt uns daher so wenig spanisch, wie sonst neu und originell.)

Ja, in den Thatsachen hat Schopenhauer, haben alle seine Vor- und Nachahmer Recht: wir sind listig, wir sind lügnerisch, falsch, treulos, schmeichlerisch; und wir sind wiederum kleinlich, eitel, putzsüchtig, oberflächlich, kindisch, ein liebenswürdiges *à peu près!*

Nur daß Schopenhauer einen—für einen so großen Mann selbstverständlich k l e i n e n Fehler begeht: bei ihm sind wir dies alles „von Natur“. Feindselig untereinander „von Natur“, unwissend „von Natur“, den Mann für die Ehe kapernd—wohlverstanden für die b ü r g e r l i c h e E h e, die V e r s o r g u n g, nicht zur Liebe anreizend „von Natur“. Schopenhauer meint, das Weib erringe durch die Ehe „eine widernatürlich vorteilhafte Stellung,“ und da „die Gesetze welche dem Weibe gleiche Rechte mit dem Manne einräumen“ ihnen nicht auch „gleiche Vernunft verleihen“ konnten, tragen „kluge und vorsichtige Männer oft Bedenken, ein so großes Opfer zu bringen und ein so

ungleiches Pactum einzugehen;“ (Wie opferbereit und großmütig die verheirateten Männer sind, erfahren wir also durch Schopenhauer, aber auch wie unvorsichtig und dumm sie waren, erfahren sie selbst), Nun konkurrieren also die Weiber „in Feindschaft von Natur“ um diese wenigen unklugen und unvorsichtigen Männer. Schrecklich! Die armen Weiber! Entweder sie kriegen gar keinen Mann, oder einen dummen, unvorsichtigen.

Es bleiben bei der großen Anzahl kluger und vorsichtiger, darum unverheirateter Männer ein ganzes Heer, „stützloser Weiber“ „unnützer alter Jungfern“ übrig. Sie dienen dann dazu, jene „vom Schicksal begünstigten Weiber, welche Männer gefunden haben“, „vor Verführung zu bewahren“. Da stellt sich dann wieder die Feindschaft „von Natur“ ein.—Sie sind aber auch zu schlecht, „diese vom Schicksal begünstigten Weiber“! Nicht nur, daß sie ihren Mitschwestern die Männer wegkapern, sie lassen sich auch noch durch sie „vor Verführung bewahren“—und richten die Prostitution ein, diese erbärmlichen Weiber. Lassen sich durch sie bewahren vor der Verführung jener klugen und vorsichtigen Männer, die nicht gewillt waren dem Weibe die Ehe, also „eine widernatürlich vorteilhafte Stellung“, „ein unverhältnismäßiges Recht“ zuzugestehen, und nun „zur Befriedigung des männlichen Geschlechts“, zu den „Freudenmädchen“ zu gehen gezwungen werden, eben durch jene „listigen Eheweiber“. Da hat man doch endlich einmal eine Aufklärung über die Institution der Prostitution. Die Feindschaft des Weibes untereinander, diese Feindschaft „von Natur“ ist ihre Ursache.

„Von Natur“ sind wir auch „zum gehorchen“ bestimmt, und ganz „naturwidrig“ ist des Weibes Unabhängigkeit. Beweis: das j u n g e Weib hat Liebhaber, das a l t e Beichtväter—vom Liebhaber und vom Beichtvater sind sie abhängig—„von Natur“. Weiterer Beweis: in Hindostan ist n i e ein Weib unabhängig und höchst wahrscheinlich ist auch das Weib an der französischen Revolution und an „allen folgenden Umwälzungen“ schuld. Deshalb ist sie „von Natur“ zum gehorchen bestimmt, damit so etwas nicht wieder vorkommt und damit man in Hindostan Recht hat.

„Arrogant und rücksichtslos“ sind wir auch „von Natur“; man wird durch uns „bisweilen an die heiligen Affen von Benares erinnert, welche im Bewußtsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit sich Alles und Jedes erlaubt hatten.“

Es ist schwer, sich von Schopenhauer und von dem, was er die Weiber sein läßt, loszureißen. Jedoch endlich müssen wir ihm Rede stehen. Leider ist unsere Antwort lange nicht so interessant und poetisch wie Herrn Schopenhauer's Phantasien und prächtige Dialektik. (Auf Wissen und Logik verzichteten wir ja bei ihm.) Unsere Antwort ist nüchtern wie die Wahrheit: wir sind ganz so schlimm wie Du uns machst, wie die Männer uns machen und machten. Wohlverstanden: „wir sind die Produkte einer Weltordnung“, wie sie von den Männern beliebt wurde. Die N a t u r schuf zwischen den Geschlechtern nur einen fundamentalen Unterschied, welcher in der Verschiedenheit der geschlechtlichen Funktionen vollauf seine Erklärung findet: des Weibes M ü t t e r l i c h k e i t allem Lebenden gegenüber, des Mannes T e i l n a h m l o s i g k e i t. Alle andern Eigenschaften sind i n d i v i d u e l l e, weil keine andere in dem physischen Leben des einen oder anderen Geschlechts a l s Geschlecht ihre Begründung haben, sondern nur in der jeweiligen körperlichen und geistigen Beschaffenheit des jeweiligen Individuums. So hat z.B. die Lüge durchaus

nichts mit der natürlichen Bestimmung der Geschlechter zu thun. Spricht man dennoch von der Lüge als von einer typisch-weiblichen Eigenschaft, schreibt man sie diesem einen Geschlecht vorzugsweise zu, so muß irgend etwas in der gesellschaftlichen „Ordnung“ nicht richtig sein, es muß in ihr irgend ein Umstand mit der *Natur* und mit der Möglichkeit der *natürlichen Entwicklung* kollidieren. Und so ist's. Alle diese Eigenschaften sind keine uns natürlichen, sondern sind erworbene. Wäre der Mann im Kampf der Geschlechter, in dem wir eben kraft jener einen Eigenschaft die uns „von Natur“ auszeichnet, kraft unserer Mütterlichkeit unterlegen sind, wäre umgekehrt der Mann der Uebervorteilte, Betrogene, im Lauf der Jahrhunderte Geknechtete gewesen, so wäre es auch der Mann, der sich diese Eigenschaften angewöhnt hätte; er wäre es, der lügen und heucheln und kriechen würde; und hätten wir ihn, wie er uns in Unwissenheit gehalten, so wäre er heute kindisch, hohl, dumm, ohne Vernunft, tändelnd etc. etc.; denn jene Eigenschaften sind entweder *Sklaven-eigenschaften*, oder Eigenschaften der Unreife: *Kindereigenschaften*.

Und hielten *wir* das Brod in der Hand, so würde zwischen *Euch* die Konkurrenz entstehen wer dieses Brodes teilhaftig wird—*ihr* würdet euch putzen, um uns zu gefallen. Und würden *wir* sagen, den Mann, den wir heiraten, setzen wir in „eine widernatürlich bevorzugte Stellung“, wenn auch die Natur ihn durch einige Jahre kräftig und stattlich machte, so wollen wir dennoch zu „klug und vorsichtig sein, die Sorge für ihn auf zeitlebens zu übernehmen“—so würden Sie, meine Herren, durch Feindschaft „von Natur“ hingerissen, sich um diese „Vergünstigung“ gegenseitig zu beneiden.— Wenn ein Fabrikant einen Arbeiter fortschickt und gleich darauf bitten zehn andere Arbeiter um des Entlassenen Stellung—wird dann der Fabrikant sagen: „zwischen diesem Geschlecht herrscht doch Feindschaft „von Natur“? Nein, der Fabrikant weiß ganz genau, daß der Arbeiter Hunger hat, daß es das herrschende „System“ ist, welches ihn zwingt, bei ihm, dem Fabrikanten mit seinesgleichen um Brod zu konkurrieren. Der Weiber Feindschaft unter einander ist nicht „von Natur“ sondern sie ist Ergebnis der gesellschaftlichen Einrichtung, die uns zu Untergebenen, zum *Eigentum*, zum Sklaven des Mannes machte. Und so ist's mit all' den andern uns großmütig zuerkannten Lastern.

*Sklaven* sind wir, wenn wir Euch belügen und Euch etwas vorheucheln, Kinder, wenn wir liebenswürdig *à peu près* sind. Aber zu Sklaven haben Sie uns gemacht, und als Kinder wollen Sie uns ewig halten. Und diese beiden Kategorien durchdringen sich und sind in einander geflossen. Wo die Sklavin aufhört, wo das unerzogene und ungezogene Kind anfängt—man kann die Grenze nicht bestimmen!

„Das echte Weib bleibt ewig Kind“, singt irgend ein Dichter und will damit etwas wunderbar Tiefes, etwas „ewig“ Wahres gesagt haben. Im Grunde aber, wenn er sich selbst verstanden und den Mut der Wahrheit gehabt hätte, würde er geschrieben haben: „Das Weib, wie ich es wünsche, *bleibe* ewig Kind!“

Denn das ist Ihnen bequem, meine Herren, dies Gaukeln, Tändeln, dies Kindspielen des Weibes.

„Man lasse ihnen doch ihre lieblichen Künste“—sagt Paul Hense. Gewiß, man lasse sie ihnen! Es ist Ihnen ja so amüsan. Beinah' noch mehr als die possierlichen Purzelbäume eines Affen. Und wenn Pfauen ein Rad schlagen, so ist das zwar hübsch anzusehen,

aber was ist es gegen das kokettierende Augenrollen, gegen das Lächeln, gegen die „naiven“, „lieblichen“, „schüchternen“, „kindlichen“ Geist-und Körperverrenkungen eines Weibes, das alles dieses thut, um—Ihnen—zu gefallen!

Und wenn der Mann die Absicht, die Lüge merkt?!—Was thut's? „Laßt sie doch ihre Künste üben!“

Und dabei denkt gewiß noch mancher Mann allen Ernstes, er thue uns einen Gefallen; er nehme den „Kampf um's Dasein“ allein auf, und wir dürften nur tändeln, spielen. Ganz offenbar faßt es Hense selbst so auf, aber welche Verachtung liegt *au fond* dieser Auffassung. Der Mann ist tüchtig, strebt, arbeitet recht angestrengt, wenn er dann zu seiner Frau kommt, will er tändeln, spielen. Zu diesem Zweck muß sie sinnlich, schön, kokett, oberflächlich, geputzt, immer lustig sein. Ist sie das nicht, muß sie Lustigkeit, Oberflächlichkeit, Tändelei *h e u c h e l n*. Merken Sie die Lüge, so ist noch immer die Anstrengung Ihnen zulieb, Ihr Selbstgefühl—ach was Selbstgefühl,—ich lüge jetzt selbst, ich bin ja Weib—Ihre Eitelkeit kitzelnd.

Verschmäht sie aber die Heuchelei, denn eine Hausfrau hat manchmal die „Launen“, über ihren ernsthaften Pflichten gegen Kind und Haushalt die Possenreißerei zu vergessen—dann ist sie „unweiblich“ und Sie suchen sich holdere „Weiblichkeit“ im—Nachtkaffee.

Seiltänzerkunststücke wollen Sie von uns. Und trotzdem der Seiltänzer in hoher Luft equilibriert, ist seine Kunst doch nichts weniger als erhaben. Nein, unser Seiltanzen und Schauspielen, unser Kokettieren und Liebäugeln, unser Lügen und Falschsein setzt uns herab. Und indem wir uns so künstlich klein machen, indem so der Mann uns zu Boden drückt, hat er es leicht über uns zu stehen und auf uns herunter zu blicken. Aber an und für sich ist er darum nicht größer.

Jedoch davon nachher.—Lüge und Hinterlist, das sind die Eigenschaften mit denen wir unsere Existenz verteidigen; Schopenhauer hat ganz Recht. Es sind Sklaveneigenschaften, aber uns nicht von der Natur zugedacht, sondern erworben. Das ehrliche, das freie, das offene, stolze Weib ist verloren im Kampf um's Dasein—im vielgerühmten „freien Spiel der Kräfte“ (des *L i b e r a l i s m u s*, der nun *fin de siècle* zum *K a p i t a l i s m u s* ausartete). Der Mann sieht nicht den Wert eines solchen Weibes; ihm ist Ehrlichkeit: Schrofheit, ihm ist Freiheit: Emancipation; Stolz ist ihm unerträglich und Offenheit uninteressant. Es fehlt dann die „Weiblichkeit“, unter welchem geheimnisvollen Wort der Mann ja nicht das versteht, als was ich es eben definierte, nicht Milde, Schonung und Mütterlichkeit,—denn das ist ihm in diesem Falle zu klar und nüchtern—sondern etwas Unsagbares, ein *je ne sais quoi*, einen geheimnisvollen Reiz, dessen Schleier—so strenge und gern er sonst forsch—kein Mann zu lüften wagt. Es ist, als ob er den Selbstbetrug ahnt, aber die Lieblichkeit der Täuschung nicht missen wollte. Um Gotteswillen nicht ehrlich, nicht offen, nicht frei darfst Du Weib sein, wenn Du dem Manne gefallen willst, sei weiblich, weiblich, weiblich! Nur kein durchsichtiger, klarer Mensch sei, nein, ein „holdes Rätsel“ ein „süßer Dämon“, eine „zauberische Hexe“—u.s.w. u.s.w.

Mich ekeln sie an, diese Epitheta, diese Zeugen unserer Schmach und der nachsichtigen Verachtung des Mannes.

Es giebt einen bekannten Schriftsteller von ebenso bekannter Ehrenhaftigkeit. Der Mann hat seiner Ueberzeugung Opfer gebracht, das ist sicher. Einst aber, als ich ihm



sagte, „wenn ich meiner Ueberzeugung treu sein will, so muß ich das und das thun“— was antwortete mir der Mann, der bei sich selbst keine Unlauterkeit dulden würde? Er antwortete. „Nein, das werden Sie nicht thun, denn das ist unbequem für Sie „und eine junge D a m e b r a u c h t nicht so ehrlich zu sein.“ — —

Leider hatte ich einige Monate später Gelegenheit zu erfahren, daß es ihm sehr Ernst war mit seiner Theorie; er hatte sie in die Praxis übertragen. Freilich in der Form, daß er selbst nicht „so ehrlich“ gegen eine Dame gewesen war. Und wieder war ich diese Dame.

Von jedem M a n n e wird dieser Herr Ehrlichkeit verlangen, jedem Manne wird er sie leisten.

Mir, der Frau, hätte er eine Unehrllichkeit verziehen und gegen mich, die Frau verzieh er sich sie selbst. Das ist die Nachsicht der Verachtung. Und a l l e Nachsicht ist Verachtung. Wir weisen sie zurück, meine Herren.

Wie aber wirkt das ehrliche, freie, stolze, offene Weib auf ihre klügere Schwester, auf das „weibliche“, auf das Durchschnittsweib?

Dasjenige Weib, welches vor allen Dingen nach Menschlichkeit und Einfachheit strebt ist dem heute typischen Weibe unverständlich. Das letztere ist aber nicht dazu angethan, sich mit Problemen und Nachdenken zu plagen. Wer so nicht ist, wie das Nichtdurchschnittsweib, der gehört ihm nicht ins Leben—also dann ins Tollhaus, ist eine Närrin.

Oder aber man sucht eine recht Raffinierte hinter ihr: die will dem Manne durch etwas ganz Neues gefallen—durch Ehrlichkeit. In diesem Falle fürchtet man sie.

„Ach, wir Armen“, „Zum Manne strebt“ etc.— — etc. Unser bischen Denken dreht sich darum, wie Ihnen gefallen, meine Herren. Ein sehr erwünschter Zustand, sehr schmeichelhaft für Sie, nicht wahr? und besser verlangen Sie´s nie.

Geduld, meine Herren! Ist es wirklich so schmeichelhaft für Sie, wenn Unwissenheit, Dummheit, Falschheit, Lüge, Koketterie und Verstellung Mittel sind, Ihr Wohlgefallen zu erregen, wenn wir Sie dadurch erobern können?! Ist nicht das Lächeln des Beifalls, ist nicht die „Liebe“ mit der Sie das lügenhafte und falsche—darum aber für Sie „weibliche“ Weib beglücken, eine Herabsetzung Ihrer selbst. Ja, wenn Wahrheit, Reinheit, Milde, die Eigenschaften wären, Ihre Sympathie zu gewinnen, d a s wäre schmeichelhaft für Sie, meine Herren, das würde Ihre eigene Größe bezeugen. Aber— Hand auf´s Herz, meine Herren, sind das die Eigenschaften, die Ihnen gefallen? Für Schönheit haben Sie gewiß ein *faible*,—nebenbei ein sehr begreifliches—aber müssen Sie nicht zugeben, daß Ihnen die „Interessante“, d.h. die Kokette, sich Verstellende, tausendmal lieber ist als die Schöne. Letztere, ohne ihre „kleinen Künste“ werden Sie bald müde. Sie ist „kalt.“

Ich kenne ein Weib, die den Männern gefiel und gefällt—und was sagt sie ihren Vertrauten?—„Ich fühlte es schon als Fünfzehnjährige, daß es nur meine Fehler waren, von denen die Männer angezogen wurden. Von mir, von meinem eigentlichen Selbst, wußten sie gar nichts. Aber mein Eigensinn, mein „Sprühteufeltum“—das waren Dinge, die die höhere philosophische Ueberlegenheit des Mannes dann zu bändigen Gelegenheit hat; und meine Koketterie—war ich doch kokett, um den Herren der Schöpfung zu gefallen. Ich schauspielerte eben. Dann ein lebhaftes Temperament, Impulsivität—bei den Ausbrüchen eines solchen amüsiert man sich. Ich geb´s zu, alles

das hätte nicht solche Sympathie erregt, ohne ein Paar hübscher Augen in meinem Kopf. Aber die hübschen Augen allein ohne mein Wesen, d.h. ohne meine Fehler hätten´s den Herrn wahrlich noch viel weniger angethan, viel eher die Letztern ohne weitere Assistenz.

Aber daß ich ihnen nicht zeigen durfte, wie ernst es mir mit dem Leben war, wie gern ich auf all´ ihre Anbetung verzichtet hätte, auf jede „Eroberung“ als Weib, hätten sie sich nur entschließen können, den *Menschen* in mir gelten zu lassen, einfach, und wie mit einem Ihresgleichen zu verkehren—daß mein innerster, bester Kern vor ihnen verborgen bleiben mußte auf Gefahr ihres Mißfallens—ich habe manchmal ein Experiment nach dieser Richtung angestellt—das war es, weshalb ich sie—*tefverachtete*.“

Meine Herren, ist Ihnen diese Verachtung eines Weibes, die hübsch genug und schlau und „weiblich“ genug war, Sie zu fesseln, wirklich *so* schmeichelhaft?!

„Geh´ den Weibern zart entgegen“, singt Göthe und giebt Ratschläge, wie man sein Benehmen einrichten müsse, sie am leichtesten und sichersten zu verführen. Ich möchte frei nach ihm, auch einen Rat erteilen:

„Geh den Männern *schön* entgegen,  
Du gewinnst sie, auf mein Wort,  
Thust Du *kindlich* und *verlegen*  
Kommst Du noch viel besser fort.  
Aber wie man allerwegen  
Ganz unfehlbar sie ausführt?  
Wenn man sie—durch *Dummheit* rührt.“

So ging es durch die Jahrhunderte: um Ihnen zu gefallen, machte das Weib sich künstlich klein, streckte sich nicht zu seiner vollen Höhe aus, sondern ging mit gesenkten Knieen einher, und nach und nach verkrüppelte es. Und nun ist der traurige Krüppel an Geist und Körper, an Charakter und Wissen da und nun kommen Sie, meine Herren und—verachten. Viel richtiger aber sollten Sie sich bei solchem Anblick reuig an die Brust schlagen: *mea culpa!* Aber Verachtung ist billig und wohlthuend, Reue und Selbsterkenntnis ist nicht ganz so leicht und angenehm. Und Sie spotten, denn Spott ist amüsan. Alles aber thun Sie, weil Sie sich nicht unterrichten. Ganz aus der Nähe, ganz aus der Gegenwart heraus betrachten Sie die Frau; sie als geschichtliches Produkt zu erkennen, dafür sind Sie zu gleichgültig gegen ihre Leiden und Beschwerden und darum zu bequem, sich den historischen Blick zu erwerben.

Sie fahren noch heute fort zu sagen: „das echte Weib bleibt ewig Kind“. Und wenn nun ein Weib nicht ewig Kind bleibt, so ist es nicht „echt“, und wer „echt“ sein will, muß ewig Kind bleiben. Dann aber muß sie auch „gefühlvoll“, „gemütvoll“ schüchtern, lieblich „dienend“—, „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung“ selbstlos, anspruchslos, opferwillig sein. Sie züchten noch heute die Eigenschaften beim Weibe, welche Ihnen, meine Herren, bequem sind, welche aber des Weibes eigene menschliche Entwicklung hemmen. Und dann rufen Sie dem zurückgebliebenen Geschlechte zu: weniger bist Du, als wir, Du Inferiore sollst dienen. Ja, wäre jenes

Dienen gemeint, das der Menschheit seine Kräfte weihet, ja dann wäre Dienen des Weibes Bestimmung. Aber dieses schöne und herrliche, befreiende, weil vom kleinen Ich ablenkende und auf das Ganze hinweisende, stolze Dienen des Weibes beansprucht der Mann für sich. Nein, das Dienen des Weibes ist nicht dieses große, erhebende Sichanpassen an die Gesamtheit, das Dienen des Weibes ist—D i e n s t b a r k e i t.

Dienstbarkeit, Unterwürfigkeit, Demut, Sklavensinn ihrer selbst willen, nicht zu Zwecken der Gesamtheit, das ist Weiblichkeit. „Des Weibes schönster Schmuck ist Demut“. Immer und immer preisen sie uns die Demut, solche Dienstbarkeit, die sich auch der Willkür, auch der Unvernunft willig zeigt, Cadavergehorsam. Das Hohelied dieser Dienstbarkeit ist „Griseldis“. Griseldis ist eine prachtvolle Gestalt, nicht wahr, meine Herren!? Sie ist so ganz Weib. Das heißt, sie ist so ganz Sklavin. Griseldis, die von ihrem Manne geprüft wird auf diese Dienstbarkeit hin und—besteht. Und wie glänzend besteht! Der Mann, dieser Graf, ihr Gatte malträtiert sie—sie liebt ihn. Er befiehlt, daß sie, die Schamhafte, Keusche, sich nackt den Gästen und dem Hausgesinde zeige. Ihr ganzes Wesen muß sich dagegen empören. Aber sie ist gehorsam—und liebt ihn. Er nimmt ihr, der zärtlichen Mutter, ihre Neugeborenen—sie schweigt und liebt. Diese „Prüfungen“, diese Schmach setzt er fort durch lange Jahre, bis Sohn und Tochter heiratsfähig geworden sind—sie ist dienstbar und liebt. Da mutet er ihr zu, ein Hochzeitsfest für ihn zu bereiten,—er wolle heiraten, und sie, die gehorsame Griseldis verstoßen—sie richtet das Hochzeitsfest. Da—führt er ihr in der Braut ihre eigene Tochter zu—die Prüfungen haben ein Ende. Griseldis hat sich bewährt—nämlich als Dienstbare. Der herrliche Gatte wird sie angemessen belohnen.

Wer Griseldis liest, dem empört sich alles, was Würde und Stolz in ihm heißt. Es ist ein ungeheuerlicher Kampf, dieser Zwiespalt zwischen Würde und Liebe, zwischen Menschlichkeit und Weiblichkeit. Der Mensch in ihr wird zertreten, gequält, aber das Weib liebt und kann nicht hassen darob. Ein ungeheuerlicher Kampf, wie zwischen zwei Naturgewalten, und nur ein Ungeheuer wird ihn entfesseln—frech, willkürlich, frevelhaft. Das hat sogar ein Mann empfunden und der „Griseldis“ folgenden abgeänderten Schluß gegeben: Sie, nachdem sie merkt, welches Spiel ihr Mann mit ihr getrieben, wird von heftigstem, zornigstem Schmerz ergriffen. Sie v e r läßt ihn und ü b e r läßt den „prüfenden“ Gatten einigem Nachdenken. Dieser Schluß ist aber im Geiste der Zeit nicht recht. Und auch heute giebt es j e n e r Griseldise nicht viele—wohin soll sie gehen? Die Erde ist des Mannes.

Wie wird nun aber solch´ erzwungene Ergebung auf den Charakter wirken? Die erzwungene Ergebung zeitigt verbissenen Trotz, zeitigt Heuchelei und Hinterlist, Lüge. So erzogen Sie uns und dann wundern Sie sich, wenn Ihnen im täglichen Leben das Produkt Ihrer Erziehung begegnet. „Das Weib lügt".—Ja, wollen Sie nicht die Lüge? Nur der Freie spricht die Wahrheit, aber das Weib ist Sklavin. „Das Weib ist treulos, verräterisch.“ Ja, treten Sie nicht auf ihm herum, wie auf einem Wurm und da wundern Sie sich, wenn der Wurm Sie in die Ferse sticht?! „Die treulose Gattin“!—(O, aber der t r e u e Gatte. Der „Vater von sechs Kindern“). „Das Weib ist zu dumm, den Mann zu begreifen“. Ja, warum erziehen Sie sie nicht zu Wissen und Verstand! Aber andererseits sagt so Mancher von Ihnen, „ich will keine gescheite Frau“, „ich will r u h e n können, ausruhen bei meiner Frau.“ Und dazu brauchen Sie eine Dumme?

Meinen Sie, die kluge Frau habe nicht das Bedürfnis nach Ruhe? Ich glaube erst recht, denn sie arbeitet ja selbst und versteht auch den arbeitenden Mann. Ruhe bei einer Verständnislosen?! Ich weiß nicht, mich regt die Gegenwart eines Unterbürtigen in allen Nerven, scheucht mich aus aller Ruhe auf. Aber nicht dies ist der wahre Grund, daß der Mann keine kluge Frau wünscht, sondern der wahre Grund ist der: er weiß, wenn er eine kluge Frau hat, so hat er als Frau ein Wesen mit *e i g e n e m W i l l e n*, und kein *w i l l e n l o s e s*.

Und dies ist, was ihm nicht paßt. Seine *E i g e n t u m s* rechte werden dadurch geschmälert.

Wundern Sie sich nicht darüber, wie wir heute sind. Heuchlerische Demut, das Verstecken des eigenen Wertes, was Sie beides wünschten, die Notwendigkeit, um des lieben Brodes willen Ihnen nach den Augen zu sehen, zogen die Lüge in *j e d e r* Gestalt groß: Schmeichelei, Kriecherei, Hinterlist—dann als Reaktion der Rache: Treulosigkeit, Verrat. Alle diese Untugenden, verstärkt durch die Kurzsichtigkeit der Unwissenheit, durch die Beschränktheit des geistigen Blicks. Beschränkt auf das Nächste, ohne die Fähigkeit, ein Großes und Weites zu überschauen, verfolgt die Frau mit aller Leidenschaftlichkeit dieses nächste Ziel und sei es noch so klein. So wird sie kleinlich und nur ihre Leidenschaftlichkeit häßlich und groß, häßlich, weil es Leidenschaftlichkeit, nicht Leidenschaft ist und weil ihre Aeüßerungen so form- und maßlos sind, d.h., weil die dafür aufgewandte Energie so sehr im Mißverhältnis zu dem kleinlichen Objekt der Erregung steht. Nichts Widerwärtigeres unter der Sonne, als ein keifendes Weib. All' dies Aufgebot von Worten und all' diese Verschwendung von Gebärden, die funkelnden Blicke, dies Schreien und Toben!—wozu?—Vielleicht hat das Dienstmädchen eine Kaffeetasse zerbrochen. O, es genügt ein noch viel geringerer Anlaß, ein Weib zum Keifen zu bringen. Und nicht nur das Weib der mittleren und unteren Stände,—die Gräfin, die ihre Jungfer ohrfeigt, weil ihr auf dem Balle eine Haarnadel entfallen und sie „*derangée*“ aussah, ist um nichts ethischer und ästhetischer in ihrem Verhalten. So ist unsere Kleinlichkeit eine notwendige Consequenz des Umstandes, daß man uns Großes nicht zu thun giebt. Und eine andere Consequenz der Unthätigkeit ist die Langeweile in den Frauenkreisen der obern 10 000. Diese bleierne Langeweile, dieser Müßiggang, der dort in Wahrheit aller Laster Anfang ist. So der *I n t r i g u e*; sie hat—eine andere Form der Lüge—bei jenen Frauen eine warme Heimstätte gefunden. Hier kann man auch jene Rücksichtslosigkeit beobachten, von der Schopenhauer sagt, sie erinnere an die heiligen Affen mit ihrem Gefühl der Unverletzlichkeit. Ja, *h i e r* umgiebt der Mann das Weib, als wäre es ein unverletzlicher, heiliger Affe. Er betet sie an, d.h. eigentlich ihre Frisur, ihre Spitzentoilette, ihr Armband und ihre Diamanten. Was hier von den Damen der oberen Zehntausend in Redensarten und kleinen Zügen des täglichen Verkehrs der Männerwelt oft geboten wird, besonders von reichen Erbinnen, das ist allerdings rücksichtslos genug. Aber wäre die Frau an *V e r a n t w o r t l i c h k e i t* gewohnt, es würde unterbleiben. Die Nachsicht der Männer aber, fußend auf dem Gefühl, „Du Thörin schwatze nur, mich gaudirt ja nur Dein Geschwätz“, also die Nachsicht aus Verachtung, ist ihr aber sicher.

Im Großen und Ganzen aber ist keine Ursache, sich bei dieser Erscheinung sehr aufzuregen. Erstens bemitleidet man Mitgiftjäger überhaupt nicht allzusehr, wenn sie

auch einmal eine Grobheit einstecken müssen und zweitens handelt es sich eben nur um die Frauen der oberen Zehntausend, die die Verantwortung für ihre Fehler selbst übernehmen mögen. Sie verdanken dieselben auch nicht der Verantwortungslosigkeit allein, sondern ebensowohl ihrem Geldsack; und letzterer ist auch wie nichts anderes geeignet, ihr Straflosigkeit zu sichern. Offenbare Ungezogenheit gegen die Männerwelt darf sich außer der Erbin nur die gerade in Mode befindliche Dame der Demimonde gestatten. Auf alle Fälle: die *a r b e i t e n d e* Frau darf es *n i c h t*.

Im großen Ganzen sind wir, was der Mann aus uns machte und haben die Eigenschaften, die er von uns verlangt. Diese Eigenschaften sich zu erwerben, lehrte der Kampf um's Dasein das weibliche Geschlecht recht bald. Nirgendwo in der Natur sehen wir, daß das Weibchen sich um das Männchen bewirbt. Dem Löwen wurde die Mähne, dem Hirsch das Geweih, dem Vogel das Singen zu Schmuck und Werbung um das Weibchen; und der männliche Blütenstaub geht, getragen von Biene, Schmetterling und Zephir hin zur weiblichen Blüte. Nur die Menschen haben es, aller Natur zum Hohn, mit ihrer gerühmten Vernunft so herrlich weit gebracht, daß das Geschlecht mit den schwächern sexuellen Trieben kämpfen muß um das Geschlecht mit dem stärkern Begehren. Wie ein Pfau—beim wirklichen Pfauengeschlecht ist es wiederum der Hahn, nicht das Huhn, die Pracht zur Schau trägt—wie ein Pfau geschmückt, geht das Weib in Männergesellschaft. Farben wählt es, die sein Auge reizen, Wohlgerüche, die seine Geruchsnerve kitzeln. Und wie mancher Schriftsteller verrät uns, im Knistern der Seide liege ein geheimnisvoller Reiz für das Männerohr. O, des beabsichtigten, gewollten Erregens der Mannessinnlichkeit, des Spekulirens auf einen Trieb, den jedes Tier mit dem Menschen gemein hat, den aber das Tier niemals künstlich weckt und niemals mißbraucht. In der künstlichen Aufreizung, in dem Mißbrauch liegt das Ungesunde, darum Unsittliche.

Aber systematisch wurde das Weib zu dieser Niedrigkeit gezwungen. Wem wird der Sultan das Taschentuch, d.h. die standesamtliche Ehe zuwerfen? Meistens allerdings nur derjenigen, die eine Mitgift hat, manchmal aber auch ihr, die seine Sinne reizt.

Aber dann macht man der Frau den Vorwurf der Putzsucht, und Eva's bezaubernden Toiletten unterliegt der arme Adam. Der arme, schwache, immer seiner Schwäche wegen entschuldigte Adam, der dennoch—wir hatten einen ganz unlogischen Schöpfer —„Dein Herr sein soll“, Eva!

Gewiß, alles ist richtig, auch daß wir lügen. Neulich noch meinte eine Zeitung, ein Weib könne gar nicht so gut schreiben wie ein Mann, denn ein Weib habe den Mut der Wahrheit nicht. (Leider, leider hast Du Recht, edler Zeitungsmann, dachte ich, ein Weib *d a r f* den Mut der Wahrheit nicht haben.) Ein Weib, wenn es schön sei—sagt der edle Bürger weiter—und auf Grund ihrer Schönheit *e r l e b t* haben könne, wovon sie berichte, dürfe durch allzu wahre Schilderungen sich nicht selbst verraten; ein häßliches Weib aber erlebe überhaupt nichts. *A l s g ä b e e s k e i n e g u t e n* *S c h r i f t s t e l l e r i n n e n*. Denn die Schriftstellerin schildere entweder wahrhaft, dann sie sei *s e l b s t* nicht gut, weil unmoralisch, oder sie schildere conventionell, dann seien ihre Werke nicht gut und sie verrate obendrein ihre Häßlichkeit. Der Mann aber sei wahr, habe keinerlei Rücksicht in Betreff des Erlebten zu nehmen, und sei er häßlich, so habe er als Mann dennoch übergenug Gelegenheit, Liebeserfahrungen zu machen.

Richtig. Was für das Weib sittenlos ist, ist für den Mann Glorie, die er, ach wie gerne! von sich scheinen läßt. Und der häßliche Mann, der keine Schönheit hat, derentwegen man ihm Liebe schenkt, hat immer noch Geld, dessentwillen man ihm „Liebe“ verkauft.

So gibt es vieles, das ich dem Manne vorwerfe, aber es gibt Eines, das ich ihm nicht verzeihe: daß er es verstanden hat, die Zwietracht *u n t e r u n s* zu schüren, jedes Gefühl der Solidarität, jeden Corpsgeist unter uns zu vernichten. Das ist niederträchtige List. Kein Bündel Pfeile, kein Ganzes steht ihm je entgegen, nein, immer nur die Einzelne, ein schwankes, dünnes Reis, das er zwischen seinen harten, grausamen Fingern spielend, lächelnd zerbricht.

Welches ist der blutigste Neid? Der Neid der Frau gegen die Frau. Keine Freude der Anerkennung, kein Mitstolz des Gelingens! Neid, Neid und—Mißtrauen. Und darum ist das Los der strebenden Frau ein doppelt leidenvolles: Hemmung durch Weib und Mann. Wenn die Natur das Elend einer Creatur *v o l l k o m m e n* machen wollte, so schafft sie ein Weib und giebt ihm Verstand.

Wer ist die strengste Richterin des Weibes? Das Weib. Sie haben sie dazu dressirt. Sie redeten ihm ein, dasjenige sei ewiges Sittengesetz, was dem Mann der wünschenswerte Zustand ist: absolute Gebundenheit des Weibes, absolute Freiheit des Mannes in geschlechtlichen Dingen. Und da sie uns zugleich von Wissenschaft und Kunst im öffentlichen Leben und alles, was den Blick erweitert, absperreten, da, wie die Rahel sagt, „unser Wissen beschränkt und unsere Dummheit grenzenlos ist“, so wurde Ihnen die Zimmer-und Vierpfähle-Dressur auch nicht allzu schwer. Wir thaten, was Sie wollten. Wir wurden zu Spioninnen, zu gelben Ausspäherinnen des eigenen Geschlechts, zu Verräterinnen—Ihnen zu Gefallen. Aber nun wir unsere eigene Niedrigkeit erkennen, verzeihen wir Ihnen nicht, daß Sie uns so niedrig machten. Fort mit der zweierlei Moral!

Sie machten uns zu Haushunden, zu Hüterinnen Ihres Eigentums. Wehe dem Weibe, das nicht unberührt in die Ehe kommt. Das jüdische Gesetz befahl sie zu steinigen. „Das Weib aber, das nicht als Jungfrau erfunden wird, das führe man vor die Thore und alles Volk soll sie steinigen.“ Und heute?—Wie ist es, wenn ein uneheliches Kind zur Welt kommt? Die „Gefallene“ wird verhöhnt, vom Verführer spricht man nicht, oder aber anerkennend. Ein tüchtiger Kerl. Die That geschah zu Zwei'n, die Schmach hat sie allein. Aber das Weib richtet am strengsten. „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälern, wann thät ein armes Mägdlein fehlen“, sagt Gretchen am Brunnen. Ja, tapfer wird geschmäht. Und später, als Gretchen zur Kindesmörderin geworden ist und der *s c h u l d l o s e* Faust in allen idealen Problemen macht, da hat Mephistopheles mit seinem „s ist nicht die Erste, wird auch die Letzte nicht sein“—Recht behalten. Und erst der vollständig Zusammengebrochenen, erst der Wahnsinnigen gegenüber heißt es: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“.—Ja, der Menschheit ganzer Jammer liegt auf den Schultern des Weibes. Dorthin hat ihn der Mann abgewälzt.

Wenn aber Gretchens Mutter lebte? Tausend Flüche dann ihr, der Dirne! Der Mutter Stelle vertritt Valentin, er, der Bruder, der auf Gretchens Reinheit so stolz war, er, der Hüter des zukünftigen Eigentums eines anderen Mannes. Er wirft ihr seine grenzenlose Verachtung ins Gesicht, ihre Schande ist ihm eine ungeheure, kein Schimpfwort zu

niedrig für sie. Dem Verführer aber ehrlichen Zweikampf. Er hat nur fremdes Eigentum genommen, eine Gewaltthat begangen, die man mit Gewalt rächt—es ist ehrlicher Krieg. Von Schmach und Schande keine Rede.

Der Lump Willy Janikow in „Sodoms Ende“ von Sudermann hat ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau. Die Mutter Willy's, eine edle Frauengestalt erfährt davon und der Dichter confrontirt sie mit Adah, der Schuldigen. O, wie ist diese Scene lebenswahr! Dieser Abscheu des reinen Weibes der Sittenlosen gegenüber! Da versteinert alles in ihrem Herzen, was Güte und Mitleid heißt und die eigene Hand, die die Sittenlose berührt und mit ihren Thränen benetzt hat, wird als befleckt mit Ekel betrachtet. Haß, Haß und Verachtung dieser Unreinen! Bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele ist diese „Verführerin“ dem reinen Weibe widerwärtig.

Aber hat der Dichter auch diese erzürnte Mutter dem S o h n e gegenübergestellt? Er wird sich hüten. Sie weiß, wie Willy haust, weiß von seinem liederlichen Leben, seinen Dutzend Liebschaften; aber läßt der Dichter sie ihm Vorwürfe machen? O, die Vorwürfe einer Mutter für den Sohn sind zahm, nicht anders kennt sie das Leben. Das Weib richtet das Weib, nicht den Mann.

Zwar die Mutter sieht mit Schmerz Willy's Treiben, und sie verklagt ihn bei seiner Braut, bei Kitty, die sie für rein hält. Aber Kitty ist nicht rein; denn sie möchte gern wissen, was die Andern immer so „verheiratet“ sprechen, hat schon zwei Liebeserklärungen angehört und sogar schon einmal einen Kuß bekommen. Da sind Willy's Thaten doch wahrlich vergleichsweise Kinderspiel gegen solche Ungeheuerlichkeiten. Und wenn Willy's Mutter die „gefährlich angefressene“ Kitty konnte, sie würde sie mit keinem Blick mehr ansehen. Denn so was verzeiht eine rechtschaffene Frau nimmermehr.

Willy ist ein durchaus vor sich und Andern gerechtfertigter Mann, bis er das Eigentum eines Mannes antastet, dem dies nicht gleichgültig ist, bis er die Braut seines Freundes verführt. Da hat er sich an der Freundestreue vergangen. Der Mann kann sich nur dem Manne gegenüber vergehen, „als welcher der eigentliche Mensch ist“. Die Verführung an sich bedeutet nur für die Braut, Clärchen, eine Sünde, nicht für Willy. Der Mann, der n i c h t verführt, ist lächerlich; „Tugendbold“ ist ein Wort, mit dem man jeden Mann in jede Ecke—der *chambres séparées*, ja selbst in die Hölle treibt: um zu beweisen, daß er k e i n Tugendbold, würde er des Teufels Großmutter poussiren. Erst nach der Verführung Clärchens, nach ihrem Selbstmord fühlt Willy Gewissensbisse. Clärchen tötet sich, Adah ist verachtet, Kitty geknickt,—das alles ist für Frauenempfinden durchaus richtig. Die Frauen in dem Stück sind die Bestraften, so muß es sein; und wenn der Lump Willy nicht zufällig einen Blutsturz bekäme, er lebte heute noch. Unser poetisches und prosaisches Gerechtigkeitsgefühl ist prächtig zurecht dressirt. Das ist es, was wir den Männern nicht verzeihen, daß sie uns zu Zerrbildern der Natur machten, daß sie uns ganz und gar verfälschten.

Sie haben den Nutzen davon, die Schlaun. Wenn das Weib streng und unerbittlich ist gegen das gefallene Weib, wenn sie es von ihrem Herzen, von ihrer Schwelle, aus ihrer Gesellschaft weist, dann kommt der Mann und ist milde. Und er ist um so milder, je schöner die „liebenswürdige Sünderin“ ist. Er hofft, was sie dem Einen schenkte, damit wird sie gegen den Andern nicht karg sein. Und so hat der Mann ein zynisches Verzeihen, wo er von uns ein schonungsloses Verdammen verlangt. Man sieht, von

allen Genasführten ist die Sittenrichterin die Genasführteste. Auch erreicht der Mann seinen Zweck. Die grausame Härte auf der weiblichen, die scheinbare Milde auf der männlichen Seite ist es, die der einmal Gestrauchelten und als solcher Gekennzeichneten die Umkehr unmöglich macht und sie rettungslos ihren Verzeihern, d.h. rettungslos ihrem g ä n z l i c h e n Verderben durch den Mann zutreibt—der Prostitution. Uns aber machten sie zu Helfershelferinnen bei diesem Treiben. Das verzeihen wir n i c h t.

Die Bücher und Autoren nun, die sich mit der „Entartung“ des Weibes beschäftigen, erfreuen sich der blühendsten und kecksten Oberflächlichkeit. Sie thun es den Schopenhauer, Nietzsche, v. Hartmann und Strindberg fast zuvor. Denn Schopenhauer und sein Schüler v. Hartmann betonen wenigstens den Cardinalfehler: die Unredlichkeit des Weibes, wenn sie auch über dessen Ursprung sich kein weiteres Kopfzerbrechen machen. Es sind Sekundärererscheinungen, mit denen sich die Uebrigen beschäftigen: die nicht kochenkönnende höhere Tochter, die Französische Romane auf Ottomanen verschlingende üppige, sinnliche Dame, die Nervöse, die Putzsüchtige, die Zanksüchtige, die Kokette. Darüber beklagt man sich, das schade der Menschheit, das will man gern ändern.

Es ist, als wollte der Arzt die Erscheinungen einer Krankheit beseitigen, ohne die Krankheit zu kennen und zu heben. Daß dies nicht angeht, sieht Jeder ein. Aber die Frau will man ändern, ohne über ihre sociale Lage nachzudenken, ohne zu erkennen, daß nur diese alle ihre Fehler bedingt. Unsere Fehler sind typisch, nur die wirtschaftlich Unabhängige ist frei davon—mit der Ursache verschwindet die Wirkung. Mache man die Frau frei, auf daß die Sünden der Unfreien von ihr abfallen, die Untugenden Derjenigen, die genötigt sind, dem Mächtigen, dem Besitzenden nach den Augen zu sehen, ihm zu schmeicheln. Heute hat sie alle die Fehler, die dieser Mächtige wünschte. Werden diese Fehler in ganz natürlichem Wachstum, in ganz notwendiger Entfaltung größer und in ihren Abzweigungen üppiger und zahlreicher, als er sie wollte, wachsen sie ihm etwas unbequem über den Kopf und gefällt ihm heute das Weib, wie es ist, n i c h t mehr, so hat er eben vergessen, daß es keine leblose Sache war, mit der er operirte und experimentirte, sondern trotz allem und allem lebendiges Blut, und „Blut ist ein ganz besonderer Saft“.

Verständlich ist es, wenn ein gescheites W e i b in und um sich schaut und aus ihrer Seele der Klageschrei bricht über das, was aus uns geworden. Unverständlich aber, wenn ein M a n n kommt, uns anzuschuldigen und aus uns den Sündenbock der Welt zu machen. Mag der Mann für seinen Irrtum sich selbst verantwortlich machen und nicht uns, die wir machtlos waren in seiner Hand. „Männer haben die Weiber, die sie verdienen und der sittliche Zustand der Weiber ist abhängig von ihrem gesetzlichen“, sagt Hippel. Und ich sage: Männer haben die Frauen, die sie wollten und wir sind, was ihr aus uns machtet. Und wenn der Mann beklagt, daß „von solchen Müttern“ keine guten Söhne erzogen werden können—ja warum sorgt er nicht für Erziehung der Mutter? Warum will er das Weib unwissend? Jener Knabe Papyrus, der seinen Vater auf's Rathaus begleiten durfte, während seine Mutter zu Hause saß und der, heimgekommen, auf seiner Mutter Frage „was es gegeben habe“, antwortete: „Man



beriet, ob es besser sei, daß ein Mann zwei Frauen habe oder ein Weib zwei Männer“,— dieser Knabe Papyrus ist der würdige Vorgänger all' unserer Gymnasiasten, die weiser sind als ihre Mütter und ihnen mit lateinischen und griechischen Citaten, mit Physik und Chemie, mit Mathematik und sonstigen Dingen, die uns *tabu* sind, imponiren, und ihre Unwissenheit und ihr Nichtverständnis verhöhnen, sich schon als Zwölfjährige die Herren ihrer Erzeugerinnen wissen. Wo soll da Achtung vor der Erzieherin herkommen, wie Vertrauen gedeihen und der nötige Gehorsam sich einfinden? Die Folgerung, daß wer in dem Einen nichts weiß, auch wohl vom Andern nichts verstehe, zieht der antiautoritäre Gymnasiastenschädel mit mehr Eile und Freude als mit Erfahrung und Gerechtigkeit.

Und überdies: welche Frau ist es, die von dieser Categorie von Schriftstellern behandelt wird? Die Industriearbeiterin, die Bauerin, die Tagelöhnerin gewiß nicht. Die sind ihnen ungefährlich, existiren nicht für sie. Aber sie bilden die übergroße Mehrheit! Die Handwerkersfrau, mitarbeitende Kaufmannsfrau, das große Heer der kleinen Beamtenfrauen sind auch nicht gemeint; sie ist nicht interessant, liest auch keine französischen Romane, hat viel zu viel zu thun, um auf Ottomanen zu liegen und ist froh, wenn der Haushalt in Ordnung, Mann und Kind versorgt sind. Wiederum in die Verhältnisse und in die Lebensweise der Frauen des Adels, der hohen Beamten, Offiziere etc., der oberen Zehntausend, zu blicken, haben diese Autoren nicht Gelegenheit. Bleibt also für die, die sie meinen, nur das prozentual winzige Häuflein der „Gebildeten“, der reichen Kaufleute, der Großindustriellen, der Bankiers, der „höheren“ Beamten, der Künstler—selbstverständlich überall die bessern Hälften dieser zweiten Etage der Menschheit—die erste ist für die genannte *Crème der Crème*.

Aber wenn auch diese Schriftsteller und Bücher an der Oberfläche haften und unkräftig oder unlustig sind, in die Tiefe zu gehen, wenn sie auch zu falschen Schlüssen kommen, weil sie von keinen oder von irrigen Voraussetzungen ausgingen, wenn ihre Beobachtungen auch nur einem kleinen Teil der Bevölkerung gelten konnte, so sind die Erscheinungen, auf die sie hinweisen, nichts weniger wahr. Auch sie sind ein Beitrag zu dem traurigen Kapitel von dem, was aus uns wurde.

Für des Weibes Fehler ist der Mann verantwortlich. Alles wäre anders, wenn er es wollte.

### Was wurde aus Ihnen?

Haben wir die Eigenschaften der Sklavin erworben, so bildeten sich bei Ihnen, meine Herren, naturgemäß diejenigen der Tyrannen aus.

Aber wie soll ich fortfahren. Die Wahrheit ist hier so grob, und Grobheiten sagt man Einem nicht gern ins Gesicht. Zwar ich liebe Ihre Gesellschaft, meine Herren, kann mir mein Leben ohne den anregenden Verkehr mit Männern gar nicht denken. Ich schätze Ihre Tüchtigkeit, Ihr Wissen und Können, die kecke Frische der männlichen—unverdorbenen—Jugend; (schade, daß an Stelle dieser Frische oft so bald Müdigkeit tritt!) und ich könnte darum sagen, ich liebe die Männer und was man liebt, das wünscht man vollkommen und nennt ihn drum seine Fehler schonungslos.

„Der Freund, der Dir den Spiegel zeigt,  
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,  
Der ist Dein Freund—  
So wenig er es scheint.“

Und als Ihr Freund dürfte ich rückhaltslos sprechen. Aber wenn ich der Männer Geist bewundere und liebe, so verehere und liebe ich der Frauen Seele, ihr Gemüt, die Selbstlosigkeit und Selbstzucht derselben. Und wenn ich so Männer und Frauen beide in ihren Vorzügen liebe, was heißt das anders als ich liebe die Menschheit.

Aber ist dies denn nicht genug? giebt dies nicht ein Recht zu j e d e m Wort, mag es noch so ungeberdig klingen. Männer und Frauen in ihren Vorzügen verschmelzen, die Einen tüchtiger, die Anderen ethischer zu machen, ist dies Bestreben nicht Entschuldigung, selbst für die ungraziöseste Form in der es zum Ausdruck gelangt!

Man könnte graziös sein—im Gewande von Scherz und Humor die ernste Wahrheit einhertänzen lassen. Vielleicht im persönlichen Verkehr, beim Plaudern, in der Kunst, nicht aber in der Polemik ist es Jedermanns Sache.

Jedoch—ich kann ja Andere für mich reden lassen, Riesen, an deren eiserner Stirn, an deren Felsenbrust jeder noch so keck geführte Streich des Lügnerens ohnmächtig abprallt zeugen für mich: das Leben, die Thatsache.

Jedermann klagt über die Zeit; die Zeit sei krank heißt's. Jener Schelm, der sich mit einem fingierten Leiden an die Kirchenthüre setzte, wo jeder vorbeigehende Kirchenbesucher ihm ungebeten einen Rat und ein Rezept gegen seine Krankheit gab, konstatiert, daß der ärztliche Beruf der am meisten vertretene unter der Bevölkerung sei. So auch ist hier gegenüber der Krankheit der Zeit Jedermann Arzt und Jeder weiß ein Alleinheilmittel. Es ist nicht zu verwundern, daß auch Jeder just da das Pflaster aufgelegt haben will, wo er die Wunde am eigenen Leibe spürt oder zu spüren glaubt. Merkwürdig, daß so ein Geldpflaster nie zu groß und schwer sein kann und nie drückt. —Der notleidende Großgrundbesitzer will eine Liebesgabe in Gestalt von Schutzzöllen, Normierung des Kornpreises, Prämien und ähnlichen schönen Dingen—die sie ja auch

hie und da erhalten. „Die Landwirtschaft liegt darnieder“, meinen sie, und zugleich man müsse sie heben und damit sei die Krankheit der Zeit gehoben.

Kirchenväter und im Gegenteil zu ihnen: a u f r i c h t i g - f r o m m e hohe Damen klagen über Kirchnot. Man baut mehr Kirchen. In Berlin allein in den letzten 2 Jahren mehr als dreißig. Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben, nur so kann unsere Zeit gesunden.

Die Antisemiten schreien nun ihrerseits über die Judenseuche. Die Juden sind an Allem schuld. Sie verderben den urteutonischen, arischen Charakter unseres Volkes. Rezept: Die Juden müssen nach Jerusalem. Laßt sie ziehen, wenn´s nicht anders ist auf dem besten Harmonikazug. Aber gestattet ihnen nimmermehr die Rückkehr, das wäre ein ganz verkehrter Humanitäts-Dusel-Zug, der sie zurückbrächte. Man giebt schon Hinfahrtkarten aus; schöne Reimchen darauf als Lebewohl! Wenn die Juden erst fort sind— —dann sind wir stark und kräftig und haben Muskeln und hauen Ahlwardt und uns untereinander—in Marmor aus.

Die Juden aber wollen nicht fort. „Freihandel“ betitelt sich i h r Allheilmittel. Eugen Richter stimmt ihnen zu. Eugen ist eben so brav wie groß: beschützt die Juden und tötet die Sozialisten. Merkwürdig, daß sich die ersteren so schutzlos, die letzteren, die Sozialdemokraten, so totlos, d.h. so sehr lebendig fühlen. Die Medizin wirkt nicht. Eugen Richter hat a u c h das Pulver—und die richtigen Pillen nicht erfunden.

Patrioten klagen über Vaterlandslosigkeit. „Ein starkes, geeinigtes Deutschland“ ist ihr Rettungsmittel für Alle. Dies wird nun so hergestellt: man giebt den Offizieren andere Achselstücke, Portepees, Degenkoppel, Degen, Paradebeinkleider, hohe Stiefel, Gürtel, alle zwei—statt gegen früher alle fünf Jahre einen neuen hechtgrauen Paletot— „der bewaffnete Frieden“. Das alles ist teuer, die Offiziere müssen es selbst bezahlen, daraus folgt, daß nur Söhne reicher Leute Offiziere werden können und daraus wieder, daß Kapitalisten und notleidende Landwirte die einzigen Vaterlandsretter sind. Wenn wir sie nicht hätten!

Und die Literatur! „Sie liegt im Argen“ sagen die Naturalisten und machen die „Verlogenheit“, die „süßliche Sentimentalität“ die „Backfischprüderie“, der Idealisten für unsern geistigen und materiellen Bankrott verantwortlich, während diese Idealisten über „Rohheit“, „Schmutz“, „unkünstlerisches Gebahren“ und die „Ah´s!!“ und „Oh´s!!!“ der Neuen klagen.

Im Winter 1893 kämpften Studenten und Professoren der Berliner Hochschule um den Preis des Banausentums. Sie warfen sich gegenseitig den „Streber“ vor. Die Studenten wollten nicht mehr studieren, sagten die Professoren, sie legten keinen Wert mehr auf Durchbildung ihres ganzen Menschen, nein! sondern nach eiliger und oberflächlicher Einpaukung von ein bischen Fachwissen und Formelkram, eben genügend mit Ach und Krach durchs Examen zu schlüpfen, sei ihr einziges, heißersehntes Ziel: das Amt, die Stellung. Aller edlere Sinn, jedes Ideal sei ihnen verloren gegangen. Darauf die Studenten: die Professoren seien keine auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Lehrer mehr, sondern im Kleinkram verknöcherte Spezialisten. Die Wissenschaft selbst sei nicht mehr frei, sondern schiele nach oben. Jede freiheitliche Regung unter den Studenten sei verpönt. Die Professoren wollten Honorar und Orden einheimsen—ordentlich und außerordentlich. So zankten sie sich. Aber man

muß der Wahrheit nach zugeben: die Professoren hatten angefangen. Und Recht hatten sie ebensogut wie die Studenten, ebensogut wie Jude und Mönch aus Heine's Romanze. Das sind so einige der Klagen von den Lebenden der Gegenwart. Es muß ihnen doch irgend etwas wehe thun. Nur daß sie die Tinktur, die gerade ihnen schmecken würde auch allen Anderen einflößen wollen, ist nicht recht und nicht nett und weise von den betreffenden Leuten.

Eben, in den letzten Sommertagen klagt der Kriegsminister über die zunehmende Verseuchung durch Syphilis. Die Mannschaften kämen frisch und gesund vom Lande, würden in der Stadt durch die Prostitution verdorben, kehrten in ihr Heimatdorf zurück und richteten da weitere Verheerungen an. Was sei zu thun?—

Die Antwort geben die Frauenvereine die heuer „verschärfte Maßregeln“ gegen die Prostitution von der Obrigkeit verlangen.—Verschärfte Maßregeln. Sie wollen das Messer von oben recht scharf gewetzt, die guten Damen, um sich damit ins eigene Fleisch zu schneiden. Und gegen Uebervölkerung weiß der Malthusianismus Rat.

Das Hasten und Jagen nach Erfolg, die Ruhelosigkeit, die Nervosität, der Servilismus, immer und immer werden sie unserer Zeit vorgeworfen. Aber was ist die „Zeit“? Licht und Dunkel, die Drehung der Erde—sie sind ewig dieselben. Nein, die Anklagen werden von Männern dieser Erde gestellt, gegen Männer richten sie sich. Wir Frauen brauchen kein Wort dazuzufügen, wenn wir ihnen den „Spiegel zeigen“ wollen.

Die „Corruption der Presse“—welch' stehender Weheruf! Unter anderen hat Lassalle sie vortrefflich charakterisiert. Aber wer macht die Presse?!—

„Es giebt keine Charaktere mehr“—wie oft hört man's. Die Persönlichkeit verflacht sich, verliert alles Relief, besonders in den großen Städten. Die Ausdehnung der Stadt steht im umgekehrten Verhältnis zu der Charaktergröße ihrer Bewohner. Je ungeheuerlicher der Häuserkoloss, desto winziger Herz und Hirn der Menschen darin. „Ein Königreich für einen Mann!“ schreibt am 16. Aug. d.J. der „Reichsbote“.

..... „man „ist fertig mit allem“ mit allen Idealen „und es ist nichts übrig geblieben als die Furcht und Sorge um den Besitz, um Geld und Genuß. Nur was sich darauf bezieht, wird noch ernsthaft behandelt. Das bedeutet den Bankrott.“

Es ist anzuerkennen wenn Einer sich so selbst die Wahrheit sagt, wie es hier der Reichsbote thut.

„Der Anarchismus, ein Uebel unserer Zeit“—so heißen die Leitartikel, die dutzendfach selbst in die Spalten unserer europafernten Winkelblättchen lanciert werden. Seit Carnot's Ermordung ist die Gesellschaft von einer Panik ergriffen. „Verbrechen“ schallt's hier, „Krankheit“ dort. Aber ob Verbrechen oder Krankheit, der Anarchismus ist eine Folge unserer ganzen von Männern gebauten Ordnung; wie können sie erwarten, daß Ausnahmegesetze gegen ihn helfen. Der ganze Bau muß vielmehr anders ausgeführt werden.

Und man kann auch sehr wohl zwischen Verbrechen und Anarchismus unterscheiden. Wenn der Einzelne von einer ganzen Gesellschaft in seinen natürlichen Bewegungen und Bedürfnissen, z.B. in der Stillung seines Hungers und seines Durstes gehindert wird, so wird er dieser Gesellschaft sein Menschenrecht abzutrotzen, oder sich für das versagte zu rächen suchen. Auch durch Mordthaten und andere Gräueln. Die Gesellschaft befand sich dann z u e r s t im Unrecht und der Anarchist verteidigte sich.

Das Kriterium des Anarchismus wäre dann die Defensive; diese diene zu seiner Unterscheidung von dem Verbrechen, welches aggressiv ist. Aber Aggression, Willkür, Unzweckmäßigkeit oder Unvernunft ist *K r a n k h e i t*. Der Anarchist hat zu seiner Entschuldigung den Angriff der Gesellschaft, der durch nichts beleidigte und durch Keinen herausgeforderte brutale Verbrecher aber ist nur zu begreifen, wenn wir ihn als geirrt betrachten. Aber auch: wie selten ist ein Verbrechen aus Willkür, aus reiner Lust am Verbrechen. Dies zur Ehre der menschlichen Natur. Sie ist an und für sich gut. Unser heutiges kapitalistisches System aber mag sich nicht wundern, wenn es, als sein eigenstes Kind den Anarchismus hervorgebracht hat.

„Ein Großer dieser Erde“ betitelt Wirtz [sic!] eines seiner Bilder im *Musée Wirtz* zu Brüssel. Der erste Blick auf dieses Bild erfährt nur ein ungeheures, ein ganz kolossales Bein, so lang fast wie die ganze Höhe des Bildes. Langsam nur merkt man, daß zu diesem Bein ein Mann gehört, daß dieser Mann sich bückt und von der Erde, aus einem wimmelnden Haufen zu und unter seinen Füßen ein halbes Dutzend zappelnde Menschlein herausgreift. Wie winden und sperren sich diese elenden, verzweifelnden Menschlein, aber die eiserne Faust des Großen dieser Erde faßt gut zu: im nächsten Augenblick liegen sie zerschmettert an jenem Felsen und ihr Gehirn spritzt umher. Ein Einziger stellt sich dem Riesen zum Kampfe, schwingt drohend den Degen. Aber der Arme! Die Spitze seines Helmes reicht dem Uebermächtigen noch nicht bis an die Lende. Voll Hohn und Gewißheit ist dessen Lächeln—e i n Fußtritt, und auch dieser Gegner ist aus dem Wege geräumt. Und weiter gehts über zertretenes Menschenglück und über Leichen, durch Blut und Thränen. Das ist der Gang der Großen dieser Erde.

Wirtz Bild drängte sich stets und stets vor meinen inneren Blick als ich mit Nietzsche's Philosophie und seinem *U e b e r m e n s c h e n* bekannt wurde. Der Uebermensch das ist der Untermensch, der Unmensch, die Bestie. Und darum darf auch Nietzsche die Frauen peitschen lassen und darum ist er auch der Lieblingsphilosoph des über Millionen Arbeiterleichen schreitenden blutsaugenden Kapitals, der Plutokratie. In allen Salons liegen Nietzsche's Werke und die Nennung seines Namens dort ist ein jedesmaliger Kniefall. Ein Schauer der Ehrfurcht überfährt dabei diese Weichtiernaturen, die sonst wenig Fürchtens aus der Ehre machen.

Ja, meine Herren, denn die Roheit ist eine Tyranneneigenschaft und das Kapital ist tyrannisch.

Aber da nun auch Nietzsche andererseits der Prophet des Anarchismus ist, so erkennt man einmal wieder die nahe Verwandtschaft, ja die Identität von Anarchie und kapitalistischer Ordnung. Sie lieben ihn Beide so sehr und beanspruchen ihn Beide als den ihren, der Kapitalist und der Anarchist. Und wenn zwei Größen einer Dritten gleich sind, sind sie bekanntlich auch untereinander gleich.

Rohheit, eine Tyranneneigenschaft! Sie äußert sich je nachdem als Grausamkeit, Frechheit, Selbstherrlichkeit, Härte, Willkür, Cynismus, Schamlosigkeit; es ist immer dasselbe: Herzlosigkeit, Nichtachtung des Lebens, das Gegenteil der weiblichen Mutterliebe.

Der Mann ist wie gesagt von Natur dazu geneigt. Aber wenn diese männliche Natur einen wohlthätigen, allmählichen Abschleiß erhalten haben würde durch Reibung an der Eigenart des *f r e i e n* Weibes, durch Werben um dessen Achtung und Liebe, wurde sie—im Gegenteil—durch die Sklaverei des Weibes zur höchsten und ganz

unnatürlichen Potenz gesteigert. Der Mann wäre erzogen worden, indem er gezwungen gewesen wäre, sich die Achtung des Weibes zu erringen, ehe er zu Liebe und Liebesgenuß gelangte. Aber der Mann fand es zu irgend einer Zeit bequemer, das Weib zu seinem Eigentum zu machen. Wer aber wirbt um sein Eigentum!? Und so konnte denn die angeborene Wildheit des Mannes sich voll entfalten ohne ihr heilsames Korrektiv in der Ebenbürtigkeit, in dem Urteil und dem Verurteilen des Weibes zu finden.

Sehen Sie sich einen Knaben und ein Mädchen an, wie sie sich einem hilflosen Tier, etwa einem flügelahmen Vogel, einer kranken Katze, einem herrenlosen Hündchen gegenüber verhalten. Bei dem Knaben die ganze Wollust der Grausamkeit, bei dem Mädchen das ganze Weh des Erbarmens. Mit welcher tiefinnerlichen Befriedigung zerplückt der Knabe einen Maikäfer, eine Fliege. Die Qual des Tieres—welche Freude für ihn. Ich sah einst einen Knaben ein ganzes Nest voll zwar flügger aber noch nicht fluggewandter Vögelchen in die Hosentasche stecken, wie man ein eben gebrauchtes Taschentuch wieder fortsteckt, gedankenlos, kalt, gewohnheitsmäßig. Wie die zusammengepferchten Tierchen sich da fühlten!? Und für welches Geschick er sie aufhob!?—Bei dem Knaben der Hang zur Vernichtung, bei dem Mädchen das Bedürfnis zu schützen, zu heilen, zu erhalten.

Dieser Hang des Mannes hätte sein Regulativ in des Weibes Mißbilligung finden können. Aber was liegt dem Herrscher an der Sklavin Mißbilligung! Jahrtausende lang ist der Mann für sein Morden Keinem verantwortlich, seine Lust nur war ihm Gesetz, der angeborene Trieb ward zur erworbenen Eigenschaft, verstärkt, es war die *E r z i e h u n g* zur Tyrannei. Des Weibes Güte war behindert, ein bestimmendes Wort in die Wagschale zu werfe [sic!]; so waltete einseitig die Härte des Mannes und eine völlige Verirrung seines Strebens war unausbleiblich. Das Wüten gegen die eigene Art wie es sich in der rohen Form des heutigen Kampfes ums Dasein, wie es sich besonders im Krieg äußert war undenkbar, wenn der Frau die Möglichkeit, die Geschicke der Menschheit mitzubestimmen in ihrer Freiheit und Gleichheit geblieben wäre.

Der Kampf ums Dasein sollte für das Menschengeschlecht nur der Kampf gegen die Außenwelt, gegen die Naturkräfte bedeuten. Denn in dem Erkennen dieser Naturkräfte, in ihrer Unterwerfung und Nutzbarmachung für Zwecke des Glückes der Individuen besteht unsere Civilisation. In nichts anderem können wir sie erblicken. Zum allergeringsten Teil aber gehorchen uns noch diese Naturkräfte und unsere Civilisation scheint noch lange nicht so bedenklich „hyper“ zu sein, wie ängstliche Gemüter wähnen. (Nur nicht bange vor wahrer Kultur!)—Jedoch was wurde der Kampf ums Dasein in Wirklichkeit? Ein Krieg Aller gegen Alle.—Weil der nie irrende Mutterinstinkt des Weibes die Wege des jungen Menschengeschlechts nicht überwachte, seine Schritte nicht leitete, so verirrte sich die Menschenvernunft und wandelte Bahnen die die Natur nicht gewollt hat und kam zu Zielen die nur halbe sind. Denn die Civilisation wurde verzögert weil man nur die Hälfte der disponiblen Menschenkraft zu ihrer Herbeiführung verwandte. Und wir dürfen sagen, wir wären heute doppelt so weit, oder seit Jahrtausenden schon wo wir erst heute sind, wenn das Weib hätte mitarbeiten dürfen an den Aufgaben der Menschheit in Wissen und Können, im Belauschen der Außenwelt und ihrer Gesetze. Buckle, in seinem „*Women's influence on the progress of science*“ sagt, daß erst der deductive Geist des Weibes in

Verbindung mit dem inductiven des Mannes den vollen ganzen Menschegeist ausmache.

Heine in seiner Autobiographie erzählt, (in den Briefen an Aug. Lewald) wie er durch den Lärm draußen sich balgender Knaben im Schreiben gestört wurde. „Ich mußte, um die Ruhe wiederherzustellen, zu ihnen her austreten, und kaum gelang es mir, sie mit Worten zu beschwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz besonderer Wut auf den Rücken eines andern kleinen Jungen losschlug. Als ich ihn frug: Was hat Dir das arme Kind gethan? sah er mich großäugig an und stotterte: „Es ist ja mein Bruder.“

Das ist typisch, das ist die Verirrung, der Wahnsinn. Erst Krieg gegen Fremde, dann unter sich, dann gegen das eigene Blut, bis der Bruderhaß sprichwörtlich ist. „Zärtliche Liebe lehrt uns die Frau, die Tiefe des Hasses kennt nur ein Brüderpaar“ sagen die Chinesen.

Ob nun die Roheit des Mannes die Habsucht weckte? ob beide Hand in Hand gingen? ob die Lust am Töten, ob die Lust am Besitz den Krieg heiligte? Thatsache ist, daß der Krieg das Privateigentum schuf und dann das Weib zu diesem Eigentum geschlagen wurde. Es wurde nun in´s Haus gesperrt und ein Objekt der Ausbeutung. Es mußte arbeiten und zwar nicht für sich, sondern für seinen Eigentümer. Das Weib war es, das die wirtschaftlich nötigen neuen Werte schuf.

Im Altertum und im Mittelalter sehen wir es: das Feld bestellen, säen, ernten, das Korn mahlen, Brod backen; Flachs bauen und hecheln; spinnen, weben,—Wolle und Leinwand; die Heerde hüten. Es sorgte also für Nahrung und Kleidung, und zwar that dies das Weib aus allen Ständen. Wohnhäuser und Paläste bauten dann die Sklaven und Arbeiter, die Kirchen, Rathäuser und Kasernen ebenfalls. Der „Mann“, der eigentliche Mann, den wir hier meinen, ging alsdann hin und nahm die Herrschaftsstellung in Palast, Kirche, Kaserne und Rathaus ein—das war die kolossale Arbeit die ihm verblieb. Er sagte auch, daß sie ihn ungeheuer anstrenge, daß sie sehr wichtig und ganz besonders schwierig sei, daß weder der Sklave und Arbeiter noch das Weib je fähig seien, etwas davon zu kapiieren. Ganz gewiß nicht das Weib. Und so solle es sich freuen im Hause bleiben zu dürfen und fleißig zu arbeiten.

Und während der Mann sich draußen in der freien Weltluft tummelte, sang er dem Weibe ein Loblied seiner Ausbeutung und Gefangenschaft und nannte die „weibliche Tugend“: Fleiß, Sparsamkeit und Häuslichkeit. Für sich allein aber hielt er Nichtsthun und Genuß der Güter dieser Erde.

Verdächtig hätte dieses übereifrige Lob des weiblichen Fleißes, der weiblichen Sparsamkeit, der Häuslichkeit schon lange dem Weibe werden müssen, wäre es nicht so arglos. Lorenz v. Stein hat dieses Lied vom Sparen durchaus nicht zuerst gesungen—den Vorwurf, bahnbrechendes Genie zu sein verdient er nun einmal nicht. „Schon die Bibel preiset das „tugendsame Weib“ über alle Maßen.

Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen,  
—und, was ist das „Liebes“ und „Leides“, das

sie ihm anthut und nicht anthut?—„und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen.

Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von Ferne bringt.

Sie steht des Nachts auf und giebt Futter ihrem Hause und Nahrung ihren Dirnen.

Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn und pflanzt einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.

Sie gürtet ihre Lenden fest und stärket ihre Arme.

Sie merkt wie ihr Handel Frommen bringt und ihre Leuchte verlöschet des Nachts nicht.

Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel.

Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwifache Kleider.

Sie macht ihr selbst Decken.

Sie macht einen Rock und verkauft ihn, ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen.

Sie schaut wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brot nicht mit Faulheit.

Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, ihr Mann lobt sie.

Viele Töchter bringen Reichtum, du aber übertriffst sie alle.

Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet soll man loben.“

Den Herrn! -- --

Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände und ihre Werke werden sie loben vor den Thoren.“

Das ist die schlaueste Schmeichelei; und ist die lieblichste, süßeste Einladung, sich ausbeuten zu lassen.

Und was thut ihr Mann?—

„Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er sitzt bei den Aeltesten des Landes.“



Diese Anstrengung!

Und so geht es fort durch die Jahrhunderte. Und dennoch that der Mann nicht gut an/in(?) seiner Schlaueheit. Die Zustände wie sie heute sind, zeigen es.

Viel liebenswürdiger ist der Egoismus des Mannes, wenn er sich naiv äußert. Die lange Gewohnheit seiner Herrschaft hat dem Manne diese *N a i v e t ä t* des *E g o i s m u s* gebracht. Zeigt er sich in dieser Form, kann man oft ein gewisses künstlerisches Behagen daran nicht unterdrücken, jedenfalls nötigt er ein wohlwollendes Lächeln ab. So wenn die Herrnhuter ihren Frauen weiße Häubchen, die mit buntem Band verziert sind, aufsetzen lassen, die Farbe des Bandes aber verschieden ist, je nachdem ob die Trägerin des Häubchens ledig, verheiratet oder Witwe ist. Der fromme Herrnhuter kann sich dann in aller Gemütsruhe in der Kirche darüber unterrichten, welche von den andächtig versammelten Frauen schon Eigentum eines Andern ist und welche noch zum eigenen gemacht werden kann. Er selbst aber trägt selbstverständlich kein Abzeichen. Das hat er gar nicht nötig. Daß die Frau abwarten muß bis sie gewählt wird und selbst nicht das mindeste Recht der Initiative besitzt ist hier unmißverständlich ausgedrückt—aber die Häubchen sind so nett und die frischen Gesichter sehen so liebenswürdig darunter aus—man zürnt nicht, man lächelt.

So, wenn Heine (Autobiographie) einem Freund brieflich versichert „Frauen seien jetzt nichts für ihn“, sie würden seinen Tod bedeuten, (also nur „jetzt“ nicht, zu anderen Zeiten hindert ihn die Ehe nicht) und dann bald darauf Mathilde, seine Frau ermahnt, doch ja während seiner Abwesenheit brav zu sein. „Um Gottes willen, thue nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böse sein könnte. *V e r h a l t e D i c h s o s t i l l w i e m ö g l i c h i n D e i n e m N e s t c h e n*; arbeite, studiere, *l a n g w e i l i g e D i c h r e c h t s c h a f f e n*, *s p i n n e W o l l e* wie die biedere Lucretia, welche Du im Odeon gesehen hast.“

Langweile Dich! Und Er?

Und so in jedem Briefe an sie. So köstlich ist diese Naivetät des ganz selbstverständlichen Messens mit *z w e i e r l e i* Maß.

So wenn Chamisso in unzähligen Liedern das Weib versichern läßt, daß „er der hohe Stern der Herrlichkeit, sie, die niedere Magd nicht kennen dürfe.“ Immer und immer bis zum Ueberdruß kehrt sie wieder, diese Selbstverhimmelung und Chamisso ist so ernsthaft dabei und so pathetisch. Er merkt nichts. In schöner männlicher Bescheidenheit legt er der Frau folgendes in den Mund: sie fühle sich allzu geehrt wenn der Mann sie zu seinem Weibe mache, sie, die Untergeordnete habe so viel Herablassung gar nicht verdient, er mache sich allzu „gemein“ mit ihr—wie die Bauern sagen.

Wäre es die Anbetung, die Vergötterung der Liebenden, das wäre einfach und verständig, aber dann müßte auch für den Mann die Geliebte das hohe, das herrlichste Weib sein, wie er für sie der hohe Mann. Aber dem ist nicht so. Er nimmt den Tribut entgegen und sagt ungefähr: ich weiß ja, daß ich unendlich herrlicher bin als Du, aber—es ist mir selbst unbegreiflich—ich brauche Dich nun einmal. Komm´ und sei mein liebes Gänschen, sonst hast Du ja Deinen Beruf verfehlt. Ich will Dir erlauben mich glücklich zu machen.

Und sie? „Ich will ihm dienen, ihn lieben, ihm angehören ganz, und finden verklärt mich in seinem Glanz.“—

Das ist schönes poetisches Gewand, das ist naiver Glaube,—und wir sind versöhnt.

Einmal hörte ich Wildenbruch's „Die Quitzows“. Ich bewunderte kritiklos und eine Stelle fiel mir besonders in's Ohr. Da, wo der Raubritter Quitzow durch die Halle wuchtet, mit Stiefeln und Panzer und Stahl, stampft, daß die Bretter zittern, brüllt, das Maul aufreißt und alle Nichtraubritter zu verschlingen droht. „O Manneskraft und -Herrlichkeit!“ ruft die Polin, die ihn liebt und blickt verzückt zum Schnürboden auf. „O Mannes Kraft und -Herrlichkeit“? Ein Mann, der liebt, sagt ungefähr „o, meine Geliebte, wie süß bist Du“, das ist i n d i v i d u e l l . Aber „o, Mannes Kraft und -Herrlichkeit“ so a l l g e m e i n spricht nicht das den Quitzow liebende Weib, so allgemein anerkennend spricht der—Wildenbruch von seinem Geschlecht.—O, Mannes Kraft und-Herrlichkeit! Diejenige der „Verheirateten“ oder der „Väter von sechs Kindern?“ O, hoher Stern der Herrlichkeit, der aus der Thür des Berliner Nachtkaffee in die Gosse der Berliner Straße sinkt!

Der Menscheng Geist strebt aufwärts, nicht niederwärts: als der Mann das Weib zu seinem Eigentum machte, da glaubte er wohl das Richtige, gar das Edle zu thun. Aber es war ein Irrtum, und er wurde dem Menschengeschlechte zum Fluch. Denn auch heute noch muß jeder Sohn eine Mutter haben, wenn er zur Erde will und trotz der aus Jovis' Haupt hervorgetanzten Tochter Minerva, trotz Jehovah's Eingeborenem besteht die Menschheit noch heute nicht aus einem Ganzen, sondern aus zwei sich ergänzenden Hälften, und als die eine Hälfte, die Frau, degradiert wurde, da traf mit ihr auch den Mann die Erniedrigung. Gesetzt, der eine Teil der Menschheit bedeute 100, der andere 0, so macht  $100+0=100$ ; die Hälfte von  $100=50$ . Und gesetzt, der eine sei edelster Wein, der andere Wasser, so giebt die Mischung von edelstem Wein und Wasser doch nur eine sehr minderwertige, laue Flüssigkeit. Und diese Mischung ist unausbleiblich erfolgt durch Vererbung täglich, stündlich. Da wäre es besser, beide Teile seien gleichwertig.

Bis wohin führte nicht schon den Mann sein verhängnisvoller Irrtum! Wer kennt nicht griechische Zustände! Wer nicht das „Gastmahl“ des Platon! Können wir heute begreifen, daß den Griechen, diesem Volk, daß uns noch heute in Kunst und Lebensart unerreicht dünkt, die K n a b e n l i e b e etwas von den Göttern Gewolltes war! (Denn auch Zeus huldigte ihr, er holte sich den Ganymed). Daß sie sie besangen, sich ihrer rühmten, daß sie behaupteten, sie führe zur Tugend! Diese Unzucht, diese Unnatur, die heute mit den schwersten Strafen geahndet wird. Die Freundschaft des Alkiabiades und des Sokrates! O, diese Männer sind aus ihrer Zeit heraus sehr verständlich, und ich weiß, wie sie zu ihrer ungeheuerlichen Verwirrung gelangten. Noch heute ist die Verwirrung da, aber sie zeitigt a n d e r e Symptome. Noch heute zeigt der Mann, daß er in dieser schweren Täuschung befangen ist, wenn er sagt: d a s W e i b i s t i n f e r i o r .

In Griechenland war die Knechtung des Weibes in ein bis dahin ungeahntes Stadium getreten—je älter das Volk, desto besser die Stellung der Frau, je näher hinauf zum Kommunismus, desto lebendiger die Erinnerung an ihre Freiheit in Aegypten, in Medien. Aber in Griechenland hielt man sie nur mehr einer einzigen Vortrefflichkeit für fähig: derjenigen eines treuen Sklaven. Ihr Zwangsaufenthalt auf Lebenszeit das Gynäkeion. Männer, selbst Gatten, Väter und Brüder sah sie selten, denn diese bewohnten gesonderte Räume, waren überdies—das Leben der Griechen spielte sich in der Oeffentlichkeit ab—meist draußen. Brachte der Gatte einmal einen Freund zum

Mahle mit, mußte die Hausfrau sich schleunigst unsichtbar machen. Das war „guter Ton“—Wollte sie ausgehen, durfte sie das nur an der Kette einer extra dafür gehaltenen Sklavin, das war ebenfalls „guter Ton“. O, man wußte und benutzte schon damals, „was sich schickt.“ —Und die Griechin empfing keinerlei Unterricht als denjenigen im Weben, Spinnen und sonstigen „häuslichen“ Dingen, keinerlei Erziehung. Sie bewachte das Haus, vielmehr das Haus bewachte sie. Ehen wurden nur der Kindererziehung halber geschlossen, wurden als eine Pflicht gegen den Staat insbesondere, dann gegen Götter und Vorfahren betrachtet. Eine aus Pflicht übernommene Bürde war infolgedessen das Eheweib.

Und man denke sich dieses unwissende, erniedrigte Wesen, und man stelle daneben den hochgebildeten, schönheitsdurstigen Griechen—kann es Wunder nehmen, daß ihm dieses verächtliche, geistig verkrüppelte Geschlecht mißfiel, daß er sich voller Ekel von ihr abwandte und Liebe suchte bei der Hetäre—die ja frei und gebildet war—und Liebe suchte auch—bei dem Manne, dem einzig Ebenbürtigen? Die Unnatur war da, der Untergang des Griechentums war die Folge.

Und die e r s t e Ursache? Die Knechtung des Weibes.

Jesus von Nazareth sah sich um in seiner Zeit und erkannte die sozialen Schäden. Er selbst war der Sohn eines Zimmermanns; er sah die Reichen prassen und wußte, daß die Armen hungerten. Judäa war römische Provinz und Jesus wußte, daß in Rom, der Hauptstadt, die Reichtümer einer Welt zusammenflossen, daß man dort Gastmähler gab, deren einzelnes Millionen verschlang, Gerichte herstellte, wie Pasteten aus Nachtigallenzungen und Pfauenkehlen, daß man Sklaven zerstückelte um ihr Fleisch den Hechten in den Teichen vorzuwerfen und recht fette Hechte zu erzielen und daß die schreckliche *patria potestas* die Macht hatte, wegen des geringsten Vergehens die ganze Familie, hunderte von Sklaven hinzurichten. Er kannte auch den sonstigen Luxus dieses Rom, die Schwelgereien, die Wollust auch der Diener Rom's und der Pfaffen in Judäa und er predigte die soziale Umgestaltung. Und in dieser Zeit mußte das Wort: „Lasset die Armen zu mir kommen“ eine revolutionäre Macht haben. Die „Mühseligen“ und „Beladenen“ erkannten, daß mit der angewandten Lehre Jesu Christi ihr Elend ein Ende haben dürfte. Und mit dem Instinkt der e w i g Unterdrückten ahnten dies—die Frauen. S i e kamen. Sie waren es, die mit ihrer Begeisterung, mit ihrer Hingabe die Sache förderten und großzogen. Wer nennt sie alle die Märtyrinnen, die Blutzuginnen? Ja, Christus war der Freund der Frauen, ihr guter Kamerad; an den Menschen in ihnen wandte er sich, geistig wecken wollte er sie, und der Martha die ihm Speise vorsetzte, rief er zu, auf Maria deutend, die zu seinen Füßen seiner Lehre horchte: „Sie hat das bessere Teil erwählt!“

Aber es ging dem Weibe mit dem Christentum, wie es ihm bisher immer ergangen ist: es nimmt sich der Sache der Freiheit als seiner eigensten an, man duldet seine Mitwirkung solange man sie braucht und sobald der Erfolg gesichert scheint, jagt man es von dannen, damit es von den Früchten des Sieges nicht mitgenieße. Es ist ein trauriges Schauspiel, dies immer wieder erneute krampfhaft Anklammern des Weibes an die Kämpfer für Freiheit und Recht, des immer wieder vollzogenen rohen Abschüttelns nachdem der Mohr seine Arbeit gethan, der immer wieder getäuschten Hoffnung. Zornige Empörung will Einen dabei übermannen. Das Weib, das sich aufgeopfert hatte, für die Sache des Christentums und der Befreiung, war s e l b s t

wieder einmal leer dabei ausgegangen. Bald rief ihnen Paulus sein „*mulieres taceat in ecclesia*“ zu. Bald gelangte das Christentum, das aber inzwischen sich aus einer Sozialreform in eine Religion verwandelt hatte zum Siege in Rom. Christus lebte nicht mehr um zu protestieren, und was man als seine Lehre einschmuggelte war eine Fälschung. Christus predigte die Gleichheit der Menschen: „ihr seid Kinder Eines Vaters“, und wenn er auch noch die Gleichheit in der Armut predigte, da er die Gleichheit im Glück noch nicht predigen konnte, weil „die Weberschiffchen noch nicht von selbst gingen“, welche aristotelische Forderung heute erfüllt ist, so war sein kühner und energischer Geist doch sehr weit entfernt von der Knechtseligkeit, die man seinen Lehren entnehmen will. Lies das Evangelium Lucä, es ist revolutionär genug. Auch predigte er durchaus nicht die Entsagung an sich, er freute sich des Lebens und man nannte ihn sogar einen „Fresser und Völlner“. Aber diese Knechtseligkeit konnte man in Rom gebrauchen und Constantin der Große war ein kluger Mann. Das Christentum wurde Staatsreligion und mußte nun seinerseits dazu dienen, die Massen gefügig zu erhalten, damit sie sich geduldig ausbeuten ließen von den Reichen—wie tief war das Christentum gesunken, wie zu einem ganz seiner ursprünglichen Mission entgegengesetzten Ziele gelangt!— „Entsagt, entsagt den Gütern dieser Erde, damit ihr in den Himmel kommt,“ riefen die Oberen den Unteren zu. Die schlaun Spitzbuben hatten Erfolg—heute noch haben sie ihn.

Und als erst das Christentum Staatsreligion war— der Staat dieses große Raubritternest war immer und zu aller Zeit ein Feind der Frauen, denn Frauen machen keine Raubritterausfälle, genannt patriotische Kriege und mißbilligen sie. So ging es weiter lustig bergab mit dem Weibe bis ins allerchristliche Mittelalter hinein, wo man die Frage diskutierte, ob das Weib ein Mensch sei und sie verneinte und wo man im Jahr 1333 zwei Frauen für 45 Fres. kaufen konnte.<sup>59</sup>

Und noch in etwas anderm hatte man Christus mißverstanden oder ihn gefälscht zum Schaden des Weibes. Christus und sein Lieblingsschüler Johannes waren ehelos. In einer Zeit der Zügellosigkeit ist es nicht zu verwundern, wenn vornehme Naturen sich ins entgegengesetzte Extrem flüchten. Gerade weil Christus sich des Weibes erbarmte, welches außer als Arbeitstier auch noch geschlechtlich ausgenützt wurde, ist seine eigene keusche Lebenshaltung verständlich.

Was aber folgerte man später aus seinem Beispiel? Die Verachtung des Weibes. Es kam das Cölibat mit seiner Unsauberkeit, es kam das Mönchs-und Nonnen-Unwesen; das Weib wurde ein „Gefäß des Teufels“, es kamen die Gräuel der Hexenprozesse und Scheiterhaufen; „vom Weibe geboren“ das bedeutete alle Schmach und alles Unglück und um den Stifter dieser Religion zu ehren, erfand man die unbefleckte Empfängnis. -----

----- Und sagt man auch, schon in Aegypten kannte man den von der Jungfrau-Göttin geborenen Gott Serapis—ah, die Aegypter waren vernünftige Leute, ihnen galt die jungfräuliche Geburt nur als ein Symbol von der Reinheit aller Geburt und—da die Sonne Vater der Serapis war—von dem Entstehen des Lebens durch die Sonne als letzter Ursache alles organischen Werdens auf der Erde. Aber die Christen—

<sup>59</sup> Scherr, Kultur und Sittengeschichte S.597.

fromm, wie sie sind—entlehnten von den Aegyptern nur die Form und legten den neuen Inhalt hinein, daß die Geburt durch das Weib, daß die Empfängnis, daß die natürliche Mutterschaft etwas Unreines sei. Und darum fand im Christentum des Weibes Sklaverei seinen Gipfelpunkt. In Aegypten, wo die Stellung des Weibes eine freie war, wie die Forschungen der französischen Aegyptologen Paturet<sup>60</sup> und Révillout<sup>61</sup>, wie es Tausende zu Tage geförderter Dokumente ergeben haben, wie es uns auch das Zeugnis Herodots beweist, in Aegypten, wo die Mutter das höchstgeehrte Mitglied der Familie bildet—auf den Abbildungen in den Grabgewölben geht die Mutter allen Andern voran zur Begrüßung des Toten—in Aegypten, wo man das mannbare Mädchen beschnitt, damit es zum Geschäft der Liebe tauglich sei, wie man dem neugeborenen die Zunge löst, damit das Kind sprechen lernen kann, in Aegypten wurden Liebe und Mutterschaft nicht als etwas Unreines betrachtet. So heilig zu sein, blieb dem Christentum vorbehalten.

Und dennoch das Märchen von der „B e f r e i u n g“ der Frau durch das Christentum. Mit Katzenzähigkeit wird daran festgehalten. Der bekannte Renegat Dr. Paulus Cassel tischte es mir noch vor etwa 2 ½ Jahren auf. Es war kurz vor dem Tode des Mannes, er war damals über 70 Jahre alt, und ich begnügte mich, ihm mit der Frage „Ist denn das Weib heute frei, Herr Professor?“—zu antworten und zu widersprechen. Aber er meinte, das sei nicht nur seine, sondern auch ganz o r i g i n a l e r Christen Meinung.

Es will die Lüge der Pfaffen dem Weibe vorgaukeln, seine einst gehegte Hoffnung sei nicht schmäzlich getäuscht, sondern erfüllt worden.—

Und zu noch anderem Irrtum führte der Abscheu vor dem Weibe, den das Christentum darthat und der die Furcht vor aller Lebensfreude und aller Schönheit nach sich zog. Das C h r i s t e n t u m w u r d e k u l t u r f e i n d l i c h.

Cyrellus, der fromme Patriarch von Alexandria, ließ die Philosophin Hypatia hinmorden und der Bischof Theophilus im Jahre 391 die Bibliothek verbrennen, 42,800 Bände.— — Die Totengewölbe Aegyptens öffnen sich und ihre Dokumente, sowie die Hieroglyphen, zu deren Entzifferung die Not, der übermächtige Erkenntnisdrang zwangen, offenbaren uns Stück- und Stückchenweise die Vorwelt. Heller loht dann, wenn wir unsern ganzen Verlust übersehen, der Zorn empor über den Zelotismus, der in dem Niedertreten, in dem Austreten des Geistesfunkens, des Besten, was dem Menschen wurde, ein Gott wohlgefälliges Werk erblickt. (Inzwischen sind wir klüger geworden, der Teufel selbst war offenherzig und äußerte sich: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft"—dann hab´ ich Dich schon halb. Und darum kann heute selbst der Reichskanzler keinen Glauben mehr finden, wenn er behauptet, es wäre dem Volke besser, wenn es nicht lesen könne. Wir wissen heute, daß nur die Teufel Freude und Nutzen vom Nichtlesenkönnen des Volkes hätten—die Geldteufel.

Karl der Große ließ die deutschen Volkslieder sammeln und aufschreiben. Zu welchem Zweck? Doch gewiß, um sie vor Untergang zu schützen. Diese Ergüsse der Volksseele, diese Zeugnisse von allem, was unser Volk in seiner Jugend gelacht und geweint, gejauchzt und getrauert, gesehnt, geliebt, gelitten hat; dieser ganze Reichtum,

<sup>60</sup> G. Paturet: *La condition juridique de la femme de l'ancienne Égypte*. Paris 1886.

<sup>61</sup> E. Révillout: *Nouvelle Chrestomatie démotique*. Paris 1878. Und viele Aufsätze in der *Revue égyptologique*.

niedergelegt im Lied, im Klang, verklärt durch die Schönheit, geweiht durch die Wahrheit der Unmittelbarkeit—doch gewiß, um diese Perlen als sein Heiligstes, Köstlichstes der Nachwelt unversehrt zu bewahren. Aber was that Karl's Sohn, der heilige Ludwig? Dem Scheiterhaufen überlieferte er die Sammlung. Dem Scheiterhaufen, den fanatische, knochige, blutlose, bleiche Mönche umtanzten, christliche Mönche! Auf dem Scheiterhaufen verbrannten fromme Christen das Deutsche Lied. Heute aber hallt es von Ahlwardt zu Stöcker, von der Staatsbürgerzeitung zu den antisemitischen Corps: hie christlich-deutsch!

Und als die Barbarei überall glücklich ihren Einzug gehalten hatte, da gab es im Süden noch ein kleines Land, wo die Cultur sich hingeflüchtet hatte, wo sie ihr mildes Scepter walten ließ, daß Schönheit und Freude, Blumen und Liebe, Glück, frohes Menschenglück erblühten. Dies Land war Spanien und seine Bewohner damals die „hündischen“ Mauren. O, aber—„Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen,

-----  
 ----- Weil solche Worte höchst gefährlich sind“—

und die Zerstörung der arabischen Cultur in Spanien wurde mit heiligem Eifer ins Werk gesetzt. Warum sollte sie nicht gelingen? Sie gelang. 1492 fiel Granada und die Fackel der Wissenschaft—Granada war Universität—umgekehrt und ausgelöscht in Blut, in Geifer und Galle. Blut den Mauren, Geifer und Galle der Christen. Dafür erhoben sich grell und blutigrot die Autodafé's, die Ketzengerichte. Und auch in Deutschland entflamten die Scheiterhaufen, und wie gesagt, es war das Weib, dies „unreine Gefäß“, dies „liebste Werkzeug des Teufels“, das Weib, „durch das die Sünde in die Welt gekommen“, das trotz der „hohen Achtung, die der Germane von je vor dem Weibe hatte“, es war das Weib, welches man, nachdem man ihm die Freiheit geraubt, nachdem man es successive und systematisch entwürdigt und erniedrigt, nun—in heilig-wahnsinniger Bestialität auf den Scheiterhaufen sandte. So weit hatte man sich verirrt.

Einen solchen Rattenkönig von Irrtum, Wahnsinn und Verbrechen hatte das Verdrängen des Weibes aus seiner richtigen Stellung erzeugt, daß man es den einzelnen Völkern und Epochen nicht verübeln kann, wenn sie ihre Lage nicht mehr überschauten und blind ins Blaue wirtschafteten. Einen solchen unentwirrbaren Knäuel hatte sie zur Folge, daß es für das Individuum schier unmöglich ist, den richtigen Faden für Weltanschauung und Lebenshaltung zu finden.

„Pflicht“ und „höheres Streben“—nennen Sie einmal diese Worte bei unserer Jugend, dann ist ein klingendes Lachen die Antwort. „Pflicht ist ein mir unsympathisches Wort“, sagte mir neulich ein junger Mann. „Sittliches Wollen“, „was ist das für ein Wollen“? frug mich höhnisch ein Anderer, nachdem ich diesen Ausdruck gebraucht hatte. Und dennoch sind dies die besten Elemente; die schlechtern thun einfach danach und reden und denken nicht darüber. „Pflicht ist die Forderung des Tages“, sagt Göthe. Aber doch die Forderung auch gegen Andere, die Verantwortlichkeit Andern gegenüber und selbst für Andere. Das Weib fragt nicht, was ist Pflicht. Es kennt und übt seine Pflichten genau. Denn des Mannes Wille dekretirt, das Weib muß. Und es hat die Tugend seines Unglücks erworben: die Sklaverei brachte dem Weibe heilsame Selbstzucht. Die Selbstsucht des Mannes aber verdankt er seiner Tyrannen-, seiner Sklavenhalterstellung.

Selbst an das Beispiel der Tiere klammert sich unsere wirre, haltlose und schwankende Zeit und sucht da Rettung, Gewißheit. „Natur, Natur!“ „Seht, wie ist es dem Tier so wohl, es denkt nicht, es grübelt nicht.“ Welchem Tier? Meine Herren, welche sollen wir nachahmen? Gewiß, der Mensch ist ein Tier; aber als solches hat er doch die Eigenschaften und Bedürfnisse der eigenen Art und Gattung und nicht etwa diejenigen des Schweines oder des Esels. Oder gut! wir wollen einmal für 4 Wochen Ihr Ideal erfüllen, meine Herren, auf allen Vieren kriechen und uns im Kot wälzen. Sehr bald würden Sie dann merken, daß es trotz alledem und alledem Gedanken in Ihrem Gehirn giebt: was sollen wir hier, welchen Zweck, also welche Pflicht haben wir zu erfüllen? Sie würden merken, daß es so etwas wie Poesie und Religion in Ihnen giebt, daß Sie eine Seele haben, daß sich dies Alles mit Allgewalt bemerkbar macht und daß es Sie aufwärts auf Ihre zwei menschlichen Füße zwingt. Diese 4 Wochen würden Ihnen für alle Zukunft die Kühnheit nehmen, alles wahrhaft Menschliche—and darum ganz gewiß Natürliche—zu verleugnen, alles Edle für Unnatur und Ueberspanntheit zu erklären, und es in sich und Andern listig zu ertönen.

„Was ist aus der Familie geworden, wohin die Heiligkeit der Ehe entschwunden!“ ist die augenverdreherische, manchmal aber auch aufrichtig gemeinte Klage der besitzenden Klasse. Und das wundert sich!! So naive Leute! Was macht denn die Ehe „heilig“? Ihr „einziger Zweck“, die Kindererzeugung? Dann wäre auch die außereheliche Zeugung „heilig“. Aber das giebt die besitzende Klasse ganz gewiß nicht zu, denn das würde zu der Consequenz führen, die außerehelichen Kinder anständig aufzuziehen und sie und ihre Mütter anständig und nicht als *outcast* zu behandeln—*la recherche de la paternité* wäre nicht mehr *interdite*. Jedoch angenommen, Kindererziehung wäre der einzige Zweck der Ehe, so ist es wahrlich nicht gleichgültig, mit wem man Kinder erzeugt. Will der Mann ein Kind von einer Frau, die er nicht liebt?! Die Frau ein Kind von einem Manne, den sie verabscheut?! Aber Kindererzeugung ist nicht der einzige Zweck der Ehe. Das künftige Geschlecht hat kein anderes, kein größeres Ziel als das jetzige und darum kein größeres Recht. Nur in Anbetracht, daß die kommende Generation dem Ziel der Menschheit um einen Schritt näher ist als die lebende, hat letztere die Verpflichtung, sich der ersteren aufzuopfern, unterzuordnen. Und dieses Ziel ist die Vollkommenheit; Streben danach mit ganzer Kraft ist unser Glück. Aber nur Mann und Weib vereinigt als der ganze Mensch sind im eigentlichen Besitz der menschlichen Vollkraft. Darum ist die Ehe heilig. Und darum ist die glückliche Ehe selbst der Kinderlosen nicht ohne Wert, was sie unbedingt sein würde, wäre Kindererzeugung der alleinige Zweck der Ehe. So etwas ahnt die Bourgeoisie, aber was thut sie?

Es ist schon so viel davon gesagt worden, man wird's beinahe überdrüssig, immer dasselbe zu hören, daß nämlich die Ehe ohne Liebe unmoralisch, also unheilig sei. Des Weibes Abhängigkeit vom Manne – heute noch in allen Ständen – zwingt es, die Ehe unter allen Umständen zu suchen. Die Ehe wird ihm Versorgungsanstalt. Das weiß der Mann recht gut und die Liebe des auf Heirat ausgehenden Weibes ist ihm verdächtig. Er läßt sich umwerben. Er hat Zeit, er findet immer noch Eine. Inzwischen überlegt er, was das Beste für ihn ist. Er kommt zum Schlusse: sein Leben genießen und dann, da doch auch das Weib nur auf das Materielle ausgehe, sich, „so teuer wie

möglich zu verkaufen“, d.h. die reichste erreichbare Erbin zu fischen. Der Mitgiftjäger ist fertig. Das ist die *P r o s t i t u t i o n d e s M a n n e s*. Das giebt später die besten Pantoffelhelden. Schnurrig: die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau führt den Mann zur wirtschaftlichen Abhängigkeit von der Frau. Da soll der Bourgeoisie der Kopf nicht wirbeln. Da soll sie der Versuchung widerstehen, durch Geschrei von der entschwundenen Heiligkeit der Ehe den allgemeinen Wirrwarr zu übertönen!

Und wie sich diese Zustände in der Literatur spiegeln! Nie ist die „anständige Frau“ so malträtirt worden in Roman, Novelle, Skizze etc. wie eben, nie die Dirne so verherrlicht.

Denn die „anständige Frau“ ist kleinlich, berechnend, sie will geheiratet sein, ihren Stricken ist kaum zu entschlüpfen. Und erst die Mütter! Man muß es sehen, wie eine „gute Partie“ umworben wird, und man begreift den Ekel solcher Männer vor der „anständigen Frau“. Da ist die Dirne doch groß und ungefährlich. Und wieder macht sich der Mann zu einem Närlein: er vergißt, daß die Dirne zwar nicht geheiratet, aber *b e z a h l t* sein will. Zwar nicht für's Leben, aber für Tage, Monate, Jahre muß er sie unterhalten. Der Mann aber thut thatsächlich so, als ringe er bei der Dirne um Liebe, um freie Hingabe. Fürchterliche Reden schießt er los, schreckliche Trompetenstöße von Versen erklingen, um eine Festung zu stürmen, deren Thore weit offen sind. So lächerlich dies Schauspiel, so betrübend ist es. Es ist der Selbstbetrug des Mannes, der ohne diesen Selbstbetrug das Leben nicht ertragen könnte, der des Ideals bedarf, der, da er das *r e i n e* Weib entwürdigte, den Widerschein der Sonne der Liebe sucht— im Sumpf.

Ich möchte keine Bücher und Autoren nennen, möchte für gewisse Erscheinungen keine Reklame machen—aber auf ein wahrhaft poetisches, prächtiges, köstliches Erzeugnis unserer Literatur möchte ich hinweisen. In einem Sinne dient es zur Erläuterung: es ist Sudermanns „Katzensteg“. Freilich, der Dichter will uns hier in Rebekka mehr das *w i l l e n l o s e*, durch den Naturtrieb zum Manne überwältigte Weib, die weiblich-großmütige Bestie darstellen—*d a s U r w e i b!* „Natur, Natur!“ Aber andererseits, die „anständige Frau“, die blonde, zimperliche, berechnende, dünne, geheiratet-sein-wollende Bürgerstochter! wie schlecht kommt sie weg gegenüber der leidenschaftlichen Magd. Und diese—insofern paßt der Katzensteg nicht zur Anführung hierher—diese Rebekka ist *k e i n e* Dirne. *S i e* giebt sich in Wahrheit frei hin, und das Kriterium der Prostitution kann in alle Ewigkeit nur der *K a u f* sein. Aber Herr Sudermann läßt sie wohlweislich sterben; er weiß ganz gut, was im Leben aus diesen sich Hingebenden wird—:Verlassene. Aus den Rebekken werden Gretchen. Der Mann ermüdet an ihnen, findet wieder eine andere Rebekka oder noch besser eine Erbin und die wirtschaftlich Schwache wird elend. Und doch könnte so leicht das Ideal erreicht werden; macht nur das Weib unabhängig und all' seine prächtige Urnatur kann sich voll entfalten, seine große herrliche Leidenschaft wird euch beseligen, seine freie Hingabe euch entzücken und ein Strom ungeahnten, berausenden Glückes sich über euer Herz ergießen. Dann habt ihr das Urweib, das unverfälschte, wie ihr's träumt. Aber nicht willen *l o s*, nicht unterjocht, sondern frei und willensstark. Denn wahrlich, gewaltiger noch als sie zu euch, werdet ihr zum Weibe drängen, dann müßtet ihr wieder ringen um Liebe, und wir bekämen ein Geschlecht von *M ä n n e r n*, statt von blasierten Herrlein.



Aber heute!—Weil ihr die Liebe nicht kennt, so konnte ein Schopenhauer kommen und die *post coitum tristitia* entdecken. Nach ihm noch Viele. Schopenhauer, der das semitische Element im Christentum so haßt und doch in seinem Pessimismus so viel Aehnlichkeit mit ihm hat. Die *post coitum tristitia*. Nein, so grausam war die Natur denn doch nicht, daß sie dem Akt der Zeugung, der ihr so notwendig ist und zu dem sie durch höchste körperliche Lust anreizt, gleichsam zur Strafe die tiefste seelische Qual, den Selbstekel folgen ließ—vorausgesetzt, daß eben Alles nach ihrem Willen, d.h. natürlich zugeht und der Teufel der „Civilisation“, der Unnatur nicht auch hierin sein Ei gelegt hat. Aber das thut er, das darf er. Denn der Mann umarmt das ungeliebte Weib, das Weib den ungeliebten Mann. Das ist Unnatur! Und wenn gar *g e g e n s e i t i g e* Abneigung vor der Umarmung warnt und sie dennoch erfolgt, will man sich wundern, wenn dann die Natur sich rächt!

Was ist denn Liebe? *G i e b t* es denn Liebe? Nun, ihre Macht scheinen ihre eifrigsten Verläugner einmal am sichersten empfunden zu haben.

Ich halte sie für Sympathie der Körper und der Seelen zugleich; sie ist mir undenkbar ohne Achtung, Vertrauen, gemeinsames Lebensinteresse, gleichen Bildungsstand; eine gewisse körperliche und seelische Verschiedenheit ist, glaube ich notwendig, als diejenige Ergänzung, die sich jedes der beiden Individuen bewußt oder unbewußt ersehnt. Wo sich diese Bedingungen erfüllen, wird die Liebe möglich, wo sich solche Menschen näher treten, wird sie unausbleiblich sein. Denen wird dann aber auch die *post coitum tristitia* eine *terra incognita* bleiben. Ein neuerer Schriftsteller, der sich Sozialaristokrat nennt, berührt ebenfalls Aehnliches und sagt: „Der Mann, der nie ein Weib erstürmt, zu dessen Schoß es ihn mit Allgewalt hinzog, der nie in sein Liebstes heißes Leben hinübergeströmt, ist ein armer Mann und nichts im Leben kann ihm Ersatz bieten für diesen unendlichen Verlust an Lebenssüße. Er weiß nicht, wie glücklich sich ein Mann fühlen kann.“ Und weiter, wo er von dem bei der Prostituirten gesuchten Genuß spricht: „Nach Vollzug des Aktes tritt bei ihnen (den Männern) geschlechtlicher Ekel ein, und ihre Erfahrung verbindet den mit dem Geschlechtsakt überhaupt.“ „Sie wissen nicht, daß es noch einen anderen Zustand giebt, in dem die beiden sich Genießenden sich nach dem Genuß nur um so fester aneinander schmiegen“—nämlich, wenn „Leidenschaftssturm und heißes Umschließen, Sehnsucht nach dem Genuß gerade dieses jungen Leibes, auf den die eigene Organisation am stärksten hinweist, vorangegangen sind.“

Nicht „im Genuß verschmachtet´ ich nach Begierde“, wird ein solcher Mann sagen, nein die Begierde wird nur der Befriedigung und dem Frieden weichen, der erneuten Lebenskraft, dem Streben nach allem Edlen und Geistigen.

Aber, wo zwei einander widerstrebende Körper zu einander gezwungen werden, da ist der Ekel selbstverständlich. Und nun gar in der Ehe! Da befiehlt selbst das Gesetz die Hingabe! Ob die Hölle eine Qual ausgedacht hat, die größer ist, als was sich hier die Menschen, pardon, was sich hier die Männer selbst angethan? Und solche Ehen nennt man Vernunftehen! Wahrscheinlich, weil sie so vernunftwidrig wie möglich sind. Unnatürliche widerwärtige Prostitution auf Lebenszeit. Und dann klagt man, die Ehe sei nicht mehr heilig. Und ein Maximilian Harden geberdet sich pathetisch und ruft aus: „Die Ehe ist der Marasmus des Mannes.“ O dieser sittliche Ernst des Isidor Witkowsky. Durch Schreien wird man aber fast ebenso berühmt wie durch die berühmten

apostolischen drei Tropfen Wasser und durch das Anhängen an die Rockschoße eines Ausgesöhnten, fast ebenso berührt, wie durch die Verherrlichung der Knute. Wenn ein Hündchen kläfft, so merkt man wenigstens, daß es da ist. Was braucht Isidor nachzudenken! Was braucht er zu fragen an wem die Schuld liegt. Ihr sagt, die Schuld liegt an den Verhältnissen, ja das weiß ich; ändert sie! Wie Mancher ist heute mit 30 Jahren ein prostituirter Schurke, der mit 18 das niedlichste Schätzchen und die idealsten Vorsätze hatte. Besonders lieb wird ihm das auch nicht sein—nämlich das Schurkentum.

Aber besonders gern geben Sie auch Ihre Privilegien nicht auf, meine Herren. Geduld! wir werden Sie zwingen. Und so manches ist heilsam, wenn man's auch ungern einnimmt. Das „holde Rätsel“ Weib werden Sie alsdann zwar vergeblich suchen, aber dafür wird Ihnen ein klarblickendes, kraftvolles Geschlecht entgegenblühn. Und das faustische Imgenußnachbegierdeschmachten mag ja auch heute noch manchen Herrn Faust sich selbst sehr interessant erscheinen lassen, in Wahrheit ist es nur das Eingeständnis der keineswegs erhabenen Thatsache, daß nicht Liebe, sondern Begierde zu dem Genuß getrieben hat und daß dann diese Begierde sich nicht ausreichend erwies und der Genuß versagte. Aber der trotz des Ekels aus Gewohnheit immer wieder aufgesuchte Geschlechtsverkehr erniedrigt den Mann, stumpft ihn ab. Bald wagt er seinem Thun und Treiben nicht mehr in's Auge zu sehen. Selbstbetrug, Selbstbetäubung wird Bedürfnis. Und nun ist der Zeitpunkt da, wo nur noch jene Unzucht reizt, die im ersten Kapitel angedeutet wurde und wo das Eheweib „zu keusch“ wird. — — Ich meine, es sei kein Opfer, solche Zustände aufzugeben. A n d e r e können n u r b e s s e r e sein. Aus dem Abgrund kann jeder Schritt nur aufwärts führen.

Noch eine Tyranneneigenschaft: d i e S c h a m l o s i g k e i t. Demjenigen gegenüber, der ganz von uns abhängig ist, genirt man sich nicht. Man hat die Schamlosigkeit des „Jenseits von Gut und Böse“, die Schamlosigkeit des „Ich that's, also ist es gut“. Und so haben die Männer jetzt auch die letzte Scheu vor den Frauen verloren. Sie sind jetzt offen. Es ist die schöne Offenheit der Frechheit. Daß sie untereinander vollständig schamlos sind, wissen wir, aber wenn sie sich untereinander auch mit dem Augurenlächeln grüßten, vor uns hatten sie noch immer die Achtung—der Heuchelei. Jetzt aber sind sie offen. Nie gab es so viel „Schwerenöter“ wie jetzt. Und der neueste Sport ist, ein unwissendes, junges Ding zu heiraten und sie dann schleunigst an die Stätte früherer männlicher „Triumphe“ zu führen, auf jene Bälle, deren weibliche Teilnehmer sonst nur von der Halbwelt gestellt werden. Alsdann wird die junge Frau sich glücklich schätzen, daß der lockere Schmetterling ihr fortan einzig und allein angehört. Ja?—Für 14 Tage v i e l l e i c h t.

So „offen“ darf der Mann sein, so brutal das Weib verhöhnern. Er verbirgt ihr nichts in seiner Vergangenheit, sie wird ihn dennoch nehmen. Das ist ehrlich? Nein, das ist schamlos, frech und roh. Das ist die hohnlachende Ausnutzung einer Macht, die sich auf nichts Geistiges stützt, sondern einzig und allein auf den sehr materiellen Umstand, daß der Mann das Brot in seiner Hand hält und das Weib hungern lassen kann, wenn er will. Daß solche Tyrannenmacht nur demoralisierend wirken kann, ist so gewiß, wie umgekehrt das Weib, das das jede Wallung des Blutes, jede natürliche Regung des Herzens ängstlich verbergen muß, weil sie sonst „Keiner mehr nimmt“, zur Lügnerin wird.

Eine andere und wahrlich die schwerste Schädigung, die der Mann sich und der Menschheit zufügt, will ich nur kurz erwähnen. Kurz, gerade weil sich so fürchterlich viel darüber sagen läßt. Aber mir fehlt der Mut zu diesen schweren Anklagen. Und darum will ich noch einmal an die Mitteilung der Stadtmissionarin Fräulein O. erinnern, von allen Männern Berlins seien 80 % syphilitisch. Achtzig Prozent. Ein unausdenkbarer Jammer, ein grauenhaftes Elend liegt unter der kalten Decke der Zahl verborgen. Und hier beginnt die unverhüllte Gewissenlosigkeit des Mannes, hier beginnt das Verbrechen. Von allen Männern Berlins nur zwanzig von Hundert gesund! Und nun denke man sich den Mann, der da weiß, daß er krank ist und heiratet dennoch. Wie manches blühende Weib wurde dadurch vernichtet. Angesteckt, vergiftet, elend, oft verkrüppelt, oft dem Tode geweiht. Und erst die Nachkommen! Daß man solche unerhörten Angriffen auf Leben und Gesundheit nicht auch jetzt schon vorzubeugen weiß, das ist der sicherste Beweis für die Ohnmacht unserer Gesellschaft.

Ich glaube, ich habe mein Versprechen, die That sachen für mich reden zu lassen, gehalten. Aber Mancher wird dennoch meinen, ich hätte eigenen Senf hinzugethan. Als Hippel 1791-1792 seine „bürgerliche Verbesserung der Weiber“ verfaßte, da hielt er es für nötig, zu versichern, daß er nicht aus persönlichen Motiven diese Lanze für das Geschlecht gebrochen habe. Und Hippel war ein Mann. Ich aber—ach! „Du konntest selber keinen Mann kriegen“, wird's mir entgegenschallen, „und nun die Trauben sauer sind, beschimpfst Du sie.“ Nun ist ja richtig, daß ich keinen Mann kriegen konnte; meine Schönheit, meine Liebenswürdigkeit, meine Tüchtigkeit waren zu gering. Denn das sind die Eigenschaften, auf die die Männer heutzutage sehen. Abstrahieren Sie darum von meiner armen Person, nachdem Sie mich—bemitleideten. Auch habe ich nicht im Zorn gesprochen. Ich versichere Sie, meine Herren, daß ich erst nach einer langen, abkühlenden Zeit gründlicher Studien das Wort ergriff. Und die Wahrheit können ja auch Ehelose sagen, das beweisen Kant, Spinoza, Beethoven. Des Letzteren Töne, sein tieferschütternder Gefangenenchor, seine, wunderbarste Innigkeit und Reinheit atmende Leonorenarie sind wahrlich auch machtvolle Offenbarungen der Wahrheit und des Lebens, des menschlichen Elends und der Hoheit einer Frauenseele.

Und abstrahieren Sie auch von diesem Vergleich mit Unsterblichen, und überhaupt von allem Persönlichen. Ich fürchte den Kampf nicht—wenn er der Sache gilt. Und aber sonst geht's mir, wie's schon ´mal Einem ging. Nach allem Zürnen und Grollen auf Welt und Menschen:

„Kaum seh´ ich ein neues Gesicht,  
so hab ich's wieder lieb.“

Und ich habe ja leider Recht in allem Gesagten. „Unsere Zeit ist krank“, hallt's in allen Tonarten. Fast kein Erwachsener, der nicht in der Betäubung Schutz sucht vor dem Schmerz und der Not des Lebens. Der Verbrauch von Alkohol, Opium, Morphinum, Cocaïn, Chloral, Chloroform, Aether, Thee, Kaffee, Tabak, die unzähligen Trinker,

Raucher, Spritzer und Nachtkaffeebesucher beweisen es. Nervosität in a l l e n ihren häßlichen Formen, Ungesundheit j e d e r Art die Folge. Und wo Ungesundheit, da Unglück; und wo Unglück, da die Sucht, ihm zu entrinnen, die Gier nach Skandal in Leben und Kunst, Aufregung, Verbrechen. Wechselursache, Wechselursache! Unsere Zeitungs-Inserate allein sprechen Bände: Heiratsgesuche, andere noch schamlosere Anfragen, Angebot und Forderung der Arbeit zu unglaublich elenden Löhnen. Wirtschaftlicher Bankerott, geistige und körperliche Degeneration. Das Militärmaß muß jedes Jahr niedriger normirt werden. Und die Schund-und Schauer-Literatur, und die Theatermisère! Und die „Fälle Seeger“. Der Schmerzensschrei Eines aus dem Mittelstand, eines „kleinen Mannes“ in der „Ethischen Kultur“ vom 8. August!! Ich wollte, ich könnte ihn Wort für Wort hierhersetzen. O, so traurig! Aber auch so die Augen öffnend! Die Reichen gehen an ihrem Schwelgen, die Armen an der Vergeudung ihrer Kraft im Dienst des Mammons zu Grunde, an der Sorge um´s tägliche Brod von Kind an, an der Verwahrlosung und Unternährung. Und wollen Sie wissen, wie übermäßige Arbeit bei Sorge und schlechter Nahrung wirkt? Von tausend gleichzeitig geborenen Menschen lebten

Nach 5 Jahren noch 943 Wohlhabende, 655 Arme,

"	10	"	"	938	"	598	"
"	20	"	"	866	"	566	"
"	30	"	"	796	"	486	"
"	40	"	"	695	"	396	"
"	50	"	"	557	"	283	"
"	60	"	"	398	"	172	"
"	70	"	"	235	"	65	"
"	80	"	"	57	"	9	"

Sie sehen, das Alters-und Invaliditätsgesetz, das den Arbeitern, wenn sie 70 Jahre alt sind, 33 1/3 Pfg. täglich zugesteht, ist—außer für die dadurch neu eingestellten und gutbezahlten Beamten—nur für sehr Wenige, nur für 65 vom 1000 gemacht.

Und immer wird nach „Lösung der sozialen Frage“ gesucht, als wenn der Ausweg aus all´ dem Elend nicht längst gefunden wäre!

Kennen Sie den Dichter, der sein „Ahñ, wie kristenliche der bâbest unser lachtet“ in die Welt schmetterte?—Walter von der Vogelweide? Er sagte auch Folgendes:

„ Wer überreich ward ohne Sinn,  
 Wenn der zu sehr auf den Gewinn  
 Sich steift, so wird sein Hochmut unerträglich.  
 Zu reich, zu arm, die zwei ersticken täglich  
 Bei manchen Leuten ehrenhaften Mut:  
 Wo eitel Reichtum Zucht verschlinget,  
 Und eitel Armut Sinn bezwinget,  
 Da scheint mir kein´s von beiden gut.“<sup>62</sup>

<sup>62</sup> Uebersetzung von Simrock. Original: *Swelch man wirt âne muot ze rîch.*

Macht und Besitz und ihre Tyrannei! Armut und Ohnmacht und ihre Sklaverei! Und die Knechtung des Weibes hat auch Ihnen nichts genützt, meine Herren, so gut wie sie für uns verhängnisvoll war. Sie sahen die Folgen, sahen wie es heute in der menschlichen Gesellschaft aussieht. Und ohne die Knechtung des Weibes konnte die Institution des Privateigentums nie zu seiner heutigen „Vollendung“ heranreifen. K a p i t a l i s t i s c h e s System nennt man das, Kapitalismus und seine Gräuel.

## Die Genossin

Für die Errungenschaften der Cultur will der Mann gedankt haben, für ihre Schäden machen wir ihn darum verantwortlich.

Der Kapitalismus aber hat die längste Zeit gelebt. Nicht daß er im Verfall begriffen wäre, es ist falsch, sich so auszudrücken, nein, im Gegenteil, er steht in voller Giftblüte und betäubt und entnervt das Menschengeschlecht umher—aber nach der Blüte kommt die Reife und dann hat er—geerntet und gebrochen—seinen Lauf beendet.

Er geht an sich selbst zu Grunde. So lange wurde das „freie Spiel der Kräfte“, so lange wird der Wettlauf des Kapitals fortgesetzt, bis nur noch einige Wenige, die den allerlängsten Atem, d.h. das allermeiste Kapital haben, auf dem Plan sein werden, alle Andern, die ganze Masse des Volkes weit, weit hinten, besiegt; sie haben nichts mehr, sind proletarisirt.

Viele Schwingungen machen einen Ton; gehen die Schwingungen aber über eine gewisse Zahl hinaus, so hört man gar nichts mehr, der Ton hat sich für unser Ohr in sein Gegenteil, in Lautlosigkeit umgewandelt.

Die Geschichte dieses Tons ist die Geschichte des Kapitalismus. Oder auch gleicht er dem Messer, das zu scharf geschliffen und dadurch schartig wurde. Oder jenem Mann der Fliegenden Blätter, der aus lauter Liebe zu seinem Mädchen—eine Andere heiraten will. Es ist immer dasselbe: das auf die Spitze getriebene Prinzip biegt um. Der Kapitalismus will den Reichtum fördern und wir sind durch ihn zur allgemeinen Verarmung gelangt.

Wir gingen vom Communismus aus. Sklavenstaat, Feudalismus, Kapitalismus folgten als eine einzige große Verirrung und wir kehren zum Communismus oder doch vorläufig zum Socialismus zurück. Unsere kommende socialistische Gesellschaft wird nicht dieselbe sein wie diejenige vor Zeiten, aber doch im Prinzip dieselbe. Wie die großen Weltkörper, in Spirallinien, nicht in Kreisen bewegt sich die Menschheit, nie kehrt sie g a n z auf den Ausgangspunkt zurück. Und wie der erste Keim zum heutigen System, der Kapitalismus mit all´ seinen Schrecken, in dem Umstand lag, daß der Mann Privateigentum erwarb, seinen Erben kennen wollte und deshalb auch die Frau zum Privateigentum schlug, so wird, wenn es kein nennenswertes Privateigentum mehr zu hinterlassen giebt, auch der Grund zur Knechtung der Frau wegfallen.

Daraus ergibt sich aber umgekehrt, daß, so lange das Privateigentum besteht, der Mann jeden Schritt der Frau der Freiheit entgegen ängstlich verhindern, ihre Forderungen mit höchstem Argwohn überwachen und daß er diese Forderungen nie und nimmer bewilligen wird. Nie werden Privateigentum und Freiheit der Frau nebeneinander bestehen. Sie sind sich feindlich, an dem Einen geht das Andere zu Grunde und die Freiheit der Frau würde den Socialismus zur Folge haben, wie der Socialismus und nur dieser die Frau befreien kann. Nie wird sie frei sein im Klassenstaat.

Die Frau, die nach Befreiung dürstet, wird also den Socialismus herbeisehnen.

Der Kapitalismus hat die längste Zeit gelebt, es sind Anzeichen da, daß er bald in´s Grab sinkt. Die Proletarisierung der Massen schreitet schnell vorwärts, der Mittelstand verschwindet. Das die Produktion beherrschende Kapital concentrirt sich. Ist es erst in

wenigen Händen, so können diese wenigen Hände die Last nicht halten, durch eigene Schwere sinkt es in die Masse zurück—die Produktion wird gemeinschaftlich. Und das ist dann der Socialismus.<sup>63</sup> Schon ist z.B. das Petroleum der ganzen Welt in nur zwei Händen einer russischen und einer amerikanischen Aktien-Gesellschaft, der Standard Oil-Company. Und auch diese beiden schreiten zu Verhandlungen, um sich zu einer einzigen Verbindung zu verschmelzen. Dann haben wir das Petroleum-Monopol. Und denken wir uns nun, daß Jeder von uns reich genug wäre, eine Aktie dieser Gesellschaft zu kaufen, so wären wir samt und sonders Mitbesitzer der Petroleumquellen und Mitproduzenten bei der Petroleumgewinnung. So oder ähnlich wird es einst mit a l l e r Produktion sein.

Ich meine, der Socialismus sei darum gar nichts so Fürchterliches und kein Mann brauche sich vor ihm zu entsetzen. Von der Frau zu schweigen.

Ihr eigenstes Interesse ist es, zu seiner Einführung mitzuhelfen nach Kräften.

Und wie? Es giebt eine große Partei, die den Socialismus vertritt: es ist die Socialdemokratie. An Stimmenzahl hatte sie im Jahre 1893 rund 1 Million und 800 000, beinahe also 2 Millionen, also gegenüber den anderen Parteien eine große, eine überwältigende Mehrheit. Das Volk erklärt sich identisch mit ihr, und ihre Bestrebungen sind die seinigen. Und unter ihren Forderungen, ausgedrückt in dem sog. E r f u r t e r P r o g r a m m, beschlossen auf dem Parteitag zu Erfurt 1891, sind u.A. folgende: „G l e i c h e R e c h t e u n d g l e i c h e P f l i c h t e n A l l e r o h n e U n t e r s c h i e d d e s G e s c h l e c h t s u n d d e r A b s t a m m u n g.“ Das bedeutet: Gleichheit alles Dessen, was Menschenantlitz trägt.

„Allgemeines gleiches direktes Wahl- und Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe aller über 20 Jahre alten Reichsangehörigen o h n e U n t e r s c h i e d d e s G e s c h l e c h t s f ü r a l l e W a h l e n u n d A b s t i m m u n g e n.“

„Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung. Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte.“ Und bei Volksvertretung und Schiedsgericht sind auch Frauen stimmberechtigt und es muß schon arg kommen, ehe dann der Gräuel eines Krieges möglich sein wird.—

„Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Mann benachteiligen“. Diese und einige andere Forderungen von ebenso grundsätzlicher Bedeutung zeigen klar, daß die Socialdemokratie die völlige Gleichstellung der Frau anstrebt. Was ist nun logischer, als daß die Frau, welcher es um ihre Befreiung ernstlich zu thun ist, m i t d e r S o c i a l d e m o k r a t i e i n R e i h ´ u n d G l i e d kämpft.

Denn was ist für sie bei den anderen Parteien zu holen? Am 20. August d.J. ist das P r o g r a m m d e r F r e i s i n n i g e n V o l k s p a r t e i<sup>64</sup> erschienen. Es enthält in Bezug auf die Frauen nur folgendes: „Das Erwerbsgebiet für das weibliche Geschlecht soll erweitert werden, jedoch ohne Beeinträchtigung des wichtigen Berufs der Frau als Gattin und Mutter.“ Das ist „wenig mit Liebe“ für die Frau in dem sonst ellenlangen

<sup>63</sup> Daß die Sozialdemokratie nicht alles n u r von der Entwicklung erwartet, daß die immer mehr zunehmende Proletarisierung auch eine immer zunehmende Empörung zeitigt, die aus den Sozialdemokraten eine P a r t e i d e s K a m p f e s macht, ist vorausgesetzt.

<sup>64</sup> Inzwischen beraten die Freisinnigen hinter geschlossenen Thüren schon wieder ein neues Programm. Die Socialdemokratie thut n i c h t s hinter geschlossenen Thüren, bei i h r e n Beratungen darf Jedermann, Freund und Feind zuhören.

Programm. Und das Versprechen „Erweiterung der Frauenarbeit“ ist von einer solchen chemischen Beschaffenheit, daß es durch einen einzigen Tropfen Zusatz aus dem „ohne Beeinträchtigung des Berufs als Gattin und Mutter“ gasförmig wird und sich auf Nimmerwiedersehen in die vierte Dimension verflüchtigt. Nein, ihr Herren, das ist der alte, längst durchschaute Kniff: das, was des Weibes edelste und höchste Kraft ist, gegen es selber zu kehren, sie als Keule zu benutzen, um es darniederzuschlagen und seine Freiheit und sein Glück zu morden. Was dann immer das Weib verlangen mag zur Erweiterung seiner Arbeit und sei es selbst das, was doch ganz hierher zu gehören scheint, die Aufrechterhaltung eines gesunden weiblichen Körpers zur E r m ö g l i c h u n g des Gattin- und Mutterberufs, die Ueberwachung desselben durch die A e r z t i n—der silberhaarige Greis im Reichstag<sup>65</sup> wird dann sagen: „das wissenschaftliche Weib reizt uns nicht mehr“, also kann’s auch nicht Gattin und Mutter werden; und die „Erweiterung der Frauenarbeit“ ist gescheitert, weil „eine Beeinträchtigung des wichtigsten Berufs als Gattin und Mutter“ drohte.—Die Worte „Mutterberuf“ und „Weiblichkeit“ sind Worte, mit denen sich „trefflich streiten läßt“—gegen uns, Worte, mit denen Sie, meine Herren Freisinnigen, noch heute Diejenigen, die nicht alle werden, in jedes von Ihnen beliebte Bockshorn jagen. Nur wenn Frauen in den S p i e g e l b e l e g e n arbeiten und sich durch Quecksilber vergiften, so daß bei diesen Frauen unter 100 G e b u r t e n nur 5 n o r m a l verlaufen, (Bericht der Fabrikinspektoren für 1893), nur wenn, wie in A n t o n i e n h ü t t e s c h w a n g e r e Frauen totgeschossen werden im brutalstem Kampf um’s Dasein, ermordet von den Hütern der Sitte und des Kapitals, dann ist Ihnen dies k e i n e Beeinträchtigung des Berufs als Mutter. Denn der Profit ist heiliger als der Mutterberuf. Was wir wollen als Schutz gegen Ausbeutung, meine Herren, vom „freien Spiel der Kräfte“? Ich weiß, Sie würden sich am Ende noch dazu bringen lassen, die Frauenarbeit in manchen Betrieben zu verbieten. So etwas nennt man „Schutz“-Gesetze. Was wäre durch Ausnahmegesetze je Gutes erreicht worden? Geholfen kann uns nur werden durch gleiches Recht für Alle, dadurch, daß Jedem der Ertrag seiner Arbeit garantiert ist. S c h ü t z e n s i e d i e A r b e i t, a l l e A r b e i t, aber schützen sie sie wirklich! Oder meint man, die Frau suche heute aus purer Willkür, aus lauter Vergnügen jene für ihren Organismus mörderischen Orte auf? Nein, meine Herren, sie thut es aus bitterer N o t! Thut es, um einige Groschen zu erhaschen, die in der großen, reichen Welt für s i e nur abfallen, wenn sie nicht nur ihre Leistung, wenn sie in irgend einer Form auch ihr Selbst dafür giebt. „Schutz“-Gesetze könnten nur den Einen Zweck haben: aus irgend einem Versehen—gewiß nur so—neben den für sie unzutraglichen, der Frau auch Arbeitsgebiete zu verschließen, wo sie verhältnismäßig wohl aufgehoben ist. Ob sie aber durch Nichtarbeiten verhungert oder durch Ueberarbeit verdirbt, das ist ganz f ü r c h t e r l i c h gleichgültig. Das Schlimmste, wenn sie auf der Straße liegt. Nein, gebt der Frau das, was sie ehrlich verdient, den Ertrag ihrer Arbeit. Ob sie aber heute noch so viel leistet, selbst da, wo sie mehr leistet als der Mann, wird sie dreimal so schlecht bezahlt<sup>66</sup>. Kürzlich suchte man eine „musikalische Erzieherin“ für achtzig Mark jährlich! Und der Staat, der eben die neue Stettiner Bahn ebnet, beschäftigt da neben 8 Männern auch 2 Frauen; der Schachtmeister stellt ihnen das Zeugnis aus „die schufteten

<sup>65</sup> Vergl. S. 27.

<sup>66</sup> Vergleiche auch S.29, Die Arbeiterin.



mehr als vier Männer“,—ich frage: werden sie auch nur wie Ein Mann vom Staat bezahlt? Dort ist auch nicht viel Rücksicht auf ihre „Weiblichkeit“ genommen. Es fehlt dort dasselbe, was der Königl. Bibliothek fehlt, und der Schachtmeister sagt, „das Feld umher sei ja groß genug dafür.“ — („Vorwärts“ v. 26. Aug.)

Soweit die *f r e i s i n n i g e* Taktik den Frauen gegenüber. Zum Ueberfluß versichert die Vossische Jedem, der es hören will, daß sie „mit der ‘sogenannten’ Frauenfrage nichts zu schaffen habe“. Dazu ist sie denn doch zu vornehm. Sowohl das vor drei Jahren erschienene Programm der *D e m o k r a t e n* wie dasjenige der *C h r i s t l i c h - S o z i a l e n* schweigen sich so Unbedeutendem wie der Frauenfrage gegenüber aus. Aber an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Als vor einigen Jahren der Redakteur der demokratischen „Volks-Zeitung“, Franz Mehring (Siehe dessen „Kapital und Presse“) eine Frau in Schutz nahm, welche ohne diesen Schutz brodlos und flüchtig hätte werden müssen, brodlos und ausgewiesen durch die Machinationen einer Preß-Clique, an deren Spitze der Ehrenmann Paul Lindau stand, da fand die demokratische Zeitung die Handlungsweise Mehrings so wenig nach ihrem demokratischen Geschmack, daß Mehring „gegangen wurde“.—Und die Christlich-Sozialen? Sie hatten im Mai d.J. Congreß in Frankfurt. Es war die Frage, ob man Frauen das Wort erteile. Eine der ehrwürdigen Knaben, meinte, wenn es zu solch´ unerhörten Gräueln im Congreß-Spiel komme, dann thue er nicht mehr mit. Und der Vorsitzende schlichtete den Streit dahin: er wollte zwar den Frauen das Wort gestatten, aber er hoffe zuversichtlich, daß keine der anwesenden Damen so unweiblich sei, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen.—Konnte Salomo weiser sein?

Und unsere *N a t i o n a l - L i b e r a l e n*? Sie besuchten im Frühjahr 94 Bismarck in dessen Heim; der hieß sie auch blut-und eisen-und germanisch-gastfreundlich willkommen. Aber die Nationalliberalen hatten ihre Frauen mitgebracht; die ließ Bismarck mit der dem Germanen von je innewohnenden Achtung vor dem Weibe—vor der Thüre stehen. Ich habe nicht vernommen, daß ein Nationalliberaler sich über die Behandlung, die seiner Frau wurde, beklagt hätte. Sie fanden nichts Auffallendes darin. Und doch hätte sich vielleicht eine weniger bewohnbare Kammer gefunden, in der die Frauen rasten konnten, und ein eben überflüssiger Hausgeist hätte ihnen eine Flasche Sodawasser älteren Jahrgangs kredenzen dürfen.<sup>67</sup>

Die *g a n z* rechts Stehenden haben *s e l b s t v e r s t ä n d l i c h* mit der „sogenannten Frauenfrage nichts zu schaffen“. Die meisten von ihnen sind witzige Männer, welche lächeln, wenn sie das Wort Frauenemanzipation hören. Was alle Fliegenden und Lustigen Blätter, was alle Ulke etc. je an guten und schlechten Witzen abgeschossen, machen sie sich in harmloser Selbsttäuschung zu eigen; sie sind Contre-Emanzipatisten aus dem edelsten Beweggrunde: aus Liebe zur *F r e u d e*,—alte Witze neu selbst zu verfassen.

Andere unter ihnen sind Idealisten, sie haben in ihrer Jugend die Glocke auswendig gelernt: *i m H a u s e* waltet die Züchtige. Sie wollen unter allen Umständen die Qual, „friedlos“ und „kämpfend“ *d r a u ß e n* zu stehen, dem Mann vorbehalten. Edel sind

<sup>67</sup> Am 30. Septbr. d. J. hatten die National-Liberalen ihren Parteitag in Frankfurt a.M. Sie faßten 5 Resolutionen, so vollgespickt mit nationalliberaler Männlichkeit, daß auch kein einziges Wort darin die germanische Achtung vor dem Weibe verletzt, — — das Programm schweigt von ihnen aus lauter Hochachtung.—Wir, die Socialdemokraten, ziehen auch nächstens nach Frankfurt!!!—Von den Frauen wird dann nicht geschwiegen, sondern geredet—*m i t* geredet!

sie immer, manchmal glauben sie sogar, was sie sagen, dann sind sie dummdazu.

Und unsere bürgerlich „wissenschaftlichen“ Gegner? Das Märchen von der Inferiorität des weiblichen Gehirns ist seit Bischoffs bekannter Liebenswürdigkeit, sich selbst zu widerlegen, nur noch für die Ignoranten vorhanden, für die allergrößten von der Sorte des Arztes, der in Nr. 34 des „Magazin für Literatur“ (25. August d.J.) alle alten Lügen gegen uns aufwärmt und mit wenig Witz und viel Behagen—an der Flegelei neue hinzufügt, die in ihrer übermenschlich-kolossalen Nietzschehaftigkeit seinen Kameraden ganz gewiß imponieren. Also das Gehirn ist abgethan, aber nun kommt man hiermit: die Kraft des Mannes wird verbraucht, um Muskel und Nerven zu bilden, je auf Muskel und Nerven kommt also  $\frac{1}{2}$  Manneskraft. Das Weib aber hat auch noch außer für Muskel und Nerven für gewisse Wachstums-Vorgänge seines Organismus—meint hier Schwangerschaft und Menstruation—zu sorgen. Seine Kraft teile sich also in  $\frac{3}{3}$ . Kommt auf Nerven (also Gehirn) nur  $\frac{1}{3}$ , bei dem Manne aber  $\frac{1}{2}$ --also: Gehirnarbeit ist bei der Frau minderwertig um  $\frac{1}{6}$ . Sehr schön. Aber hat nicht auch der Mann für gewisse „Wachstumsvorgänge“ zu sorgen? Bilden sich etwa die Spermatozoiden aus nichts? Tüftelei und keine Ende! Lasse der „inductiv vorgehende“ Mann doch endlich einen praktischen Versuch anstellen. Nachher dann urteilen.

Jedoch alle diese Selbstlosen sind Hüter der Ordnung und Sitte; d.h. es ist ihnen sehr wohl bei der Sklaverei der Frau.

Aber was sagen uns nun unsere edlen Ratgeber aller Parteien unparteiisch-einig von den Socialdemokraten? Sie halte uns nicht Wort. Die Socialdemokratie benutze die Frau, so lange sie sie brauche: zum Zetteltragen, zum Flugblattverteilen, zu Beiträgen für den Parteifonds und nachher—nun, die Herren haben alle einmal hinter der Thüre gestanden, hinter der sie die Socialdemokraten suchen. Gewiß, die Frau ist noch bei jeder freiheitlichen Bewegung betrogen worden<sup>iii</sup>, aber das waren Bewegungen, bei denen es sich nur um Privilegien für eine oder die andere Klasse handelte, im letzten Grunde darum, wohin der Geldsack wanderte, und die Frau, als gute Geldsackwächterin—nicht wahr, sparend Herr L. v. Stein<sup>68</sup>—mußte in der bisherigen Position bleiben. Die Befreiung der Frau, das bedeutet die Befreiung nicht Einer Klasse, sondern die Befreiung der Menschheit. Und die Partei, aber auch nur diese, die kein Sondergut, kein Vorrecht für sich, sondern gleiches Glück und Recht für Alle erstrebt, die keinen Geldsackshüter braucht, weil sie den Geldsack wegwirft, die hat ja gar kein Interesse mehr an der Knechtung der Frau. Noch mehr, da alle Menschen in der zukünftigen Gesellschaft arbeiten werden, wird von der notwendig zu leistenden Arbeit ein um so kleinerer Teil auf den Einzelnen kommen, wenn man die Frauen ebenfalls heranzieht. Luther gab dem Volke die Bibel; es las und zog seine Consequenzen: die Freiheit. Die Bauern empörten sich gegen ihre Bedrücker. Aber Luther wollte gut Freund mit den Fürsten bleiben, er verließ die Sache des Volkes und die Metzeleien nahmen ihren Anfang. Auch die Frauen wurden in ihre Schranken zurückgewiesen.

Von den Anfängen des Christentums ist schon erzählt.<sup>69</sup>

Die Sklavenebefreiung ist hauptsächlich ein Werk der Frau. Als nun die Neger glücklich gleichberechtigte Staatsbürger waren und das Stimmrecht hatten, da hatten es

<sup>68</sup> Vergl. S.36 ff.

<sup>69</sup> Vergl. S.92 ff.

aber ihre Befreierinnen noch lange nicht. Noch heute nicht.

Das tragischste Beispiel, wie man Frauen stets um ihr gutes Recht betrog, liefert die erste französische Revolution. Frauen hatten mitgekämpft, eine Staël, die schon als 15jähriges Kind ein Buch „Geist der Gesetze“ herausgab, eine Olympe de Gouges, Theroigne de Méricourt. Frauen rissen den ersten Stein aus der Bastille, diese Zwingburg der Grausamkeit und der Willkür der Herrschenden wurde zerstört und die Folge des 14. Juli war ein alle Herzen durchbrausender Sturm der Begeisterung, war jene berühmte Nacht des 4. August, von der es heißt, daß sie die letzte der Sklaverei war und daß der Morgen des 5. August die Freiheit begrüßte. Jene berühmte Nacht der Abschaffung der Privilegien des Adels und der Erklärung der Menschenrechte durch die Abgesandten des Volkes. Frauen holten den verräterischen König, der von Versailles aus so leicht entfliehen, Frankreich mit fremden Söldnerschaaren überschwemmen und die Sache der Freiheit zerschmettern konnte, Frauen holten ihn nach Paris. Eine Frau war das Haupt der Gironde, sie war es, welche jenen berühmten Brief an den König richtete, worin sie ihn beschwor, treu und ohne Hinterlist die beschworene konstitutionelle Verfassung zu halten. Hätte er's nur gethan. Aber er setzte lieber den Minister Roland, den Gatten der kühnen Briefschreiberin ab, am 12. Juni 1792. Und als dann die Folgen seiner Handlungsweise sich einstellten, als es hieß: ist Ludwig Capet des Hochverrats und darum des Todes schuldig? da war es dennoch wieder eine Frau, die von Tötung abriet, Olympe de Gouges.

Und was war der Dank des befreiten Bourgeois? Die Frauen hatten immer wieder um ihr Recht petitioniert, nach dem 4. August 1789 z.B. wurde ein Gesuch der französischen Damen an die Nationalversammlung gedruckt, worin es bündig hieß: „Ihr habt soeben die Privilegien des Adels abgeschafft, schafft auch nun die Vorrechte des männlichen Geschlechts ab“, Olympe de Gouges spricht ihr berühmtes „hat die Frau das Recht, das Schafott, hat sie nicht minder das Recht, die Tribüne zu besteigen, trägt sie die Lasten der Steuern so gut wie der Mann, darf sie so gut wie er Rechenschaft von der Verwaltung fordern. Die Verfassung ist keine, an deren Ordnung die größere Hälfte des Volkes nicht mitschuf.“—Antwort auf alle Bitten und Vorstellungen erhielten sie am 18. November 1793, in der Zeit der Reaktion, der wahnsinnigen Gräuel des Philisters Robespierre, jedenfalls in einer Zeit, wo man sie nicht mehr brauchen konnte, von dem Prokurator Chaumette, genannt Anaxagoras: „So herabgewürdigte Wesen“ haben nichts bei der Pariser Munizipalität zu thun; „solche schamlose Frauen müssen wir verachten und anspeien, so sehr wir diejenige Familienmutter verehren, die ...im Spinnen der Kleider für ihren Mann und in der Erleichterung seiner Mühsale durch Erfüllung der häuslichen Pflichten ihre Befriedigung findet. Was wollt Ihr mehr? Ihr herrscht über unsere Sinne!“ Die ganze Rede liest sich noch viel netter, das alte Lied: die Frau ist für den Mann da, beansprucht sie etwas für sich, ist sie „schamlos“ und „herabgewürdigt.“ Ihr sollt spinnen, das heißt, ihr sollt euch weiter ausbeuten lassen. „Ihr herrscht über uns're Sinne“—das Nachtkaffeesystem hatte noch einmal gesiegt. (Vergl. 1. Und 5. Aug.)

Nach solchen Erfahrungen ist es nun zwar nicht zu verwundern, wenn die Frau erneuten Versprechungen gegenüber etwas argwöhnisch ist und wenn die Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung bisher den heuchlerischen Warnungen der anderen

Parteien ein willigeres Ohr schenkten als den Verheißungen der Socialdemokraten. Zumal auch diese Verheißungen selbst noch sehr jung sind, die socialistische Bewegung aber in ihren Anfängen, in den 60er Jahren den Frauen eher feindlich gegenüber trat, Frauenarbeit gerne unterdrückt hätte u.s.w. Besonders Lassalle war—in d i e s e m Sinne—ein Gegner der Frauen und Ludwig Büchner hat uns einen dahingehenden Ausspruch von ihm bewahrt. Als Lassalle einmal zu Büchner kam, mit ihm zu beratschlagen, da hörte die Schwester Büchner's, Luise, den Verhandlungen zu und erlaubte sich eine Bemerkung dazwischen zu werfen. Gereizt fuhr L a s s a l l e auf: „D a v o n v e r s t e h e n F r a u e n z i m m e r n i c h t s!“ (Meine Begegnung mit Lassalle, S.29. 1894.)—Und Luise Büchner verstand doch etwas. Auch Louise Otto-Peters berichtet,<sup>70</sup> daß unter den Fabrikarbeitern Angst herrsche vor der Concurrenz der Frauen. Wie es schon 1848 an manchen Orten geschehen, daß Arbeiter die Arbeiterinnen aus den Fabriken jagten. Auch in neuerer Zeit (60er Jahren) hegte man da und dort solche Ideen. „Ja es ist—von den L a s s a l l e a n e r n der Grundsatz aufgestellt worden: „Die Lage der Frau kann nur verbessert werden durch die Lage des Mannes.“

Und Louise Otto-Peters fährt fort:

„Dies ist der aller Gesittung und Humanität Hohn sprechende Grundsatz, den unsere ganze Anschauung und diese Schrift bekämpft. Gerade die Partei, die von Staatshilfe sich so viel verspricht, (damals), die das allgemeine Stimmrecht fordert, schließt von allen ihren Bestrebungen die Frauen aus—dadurch zeigt sie, daß sie i h r Reich der Freiheit, d.h. „die Herrschaft des 4. Standes“, gründen will auf die Sklaverei der Frau; denn wer nicht frei für sich erwerben darf, ist Sklave.“

Da hat Louise Otto-Peters gewiß Recht. Aber heute verspricht sich die Arbeiterpartei weder etwas von Staatshilfe, noch erstrebt sie die H e r r s c h a f t des 4. Standes. Sie schließt auch nicht mehr die Frauen aus, sondern fordert sie zur Mithilfe auf. Sie will eben die Gleichheit Aller.

Und Louise Otto-P. selbst sagt auch unmittelbar anschließend Folgendes:

„Aber das ist Gott sei Dank nur der eine, der k l e i n e r e Teil der Arbeiter, der größere hat in der Arbeiterversammlung zu Stuttgart auch der Frauenarbeit das Wort geredet und später auch der Frauenconferenz zugestimmt<sup>71</sup>, auch seine Organe, Arbeitgeber, Arbeiterzeitung u.s.w., sind auf der Seite der Frauenarbeit.“

Und dieser „größere Teil der Arbeiter“ ist heute angewachsen zur g a n z e n socialdemokratischen Arbeiterschaft. Man sah, daß es unmöglich war, die Frauenarbeit zu verdrängen, und diese Ueberzeugung findet im Erfurter Programm seinen Ausdruck. Man könnte entgegnen: das ist Taktik. Ja, aber liegt nicht eben in der U n m ö g l i c h k e i t, die Frauen aus der Industrie wieder h i n a u s d r ä n g e n, die G e w ä h r, daß selbst bei dem besten spitzbübischen Wollen, die Versprechungen des Programms n i c h t zu erfüllen, die Socialdemokratie den Frauen Wort zu halten e z w u n g e n ist? Ob Arbeiterinnen-„Schutz“-Gesetz oder freie Concurrenz,—die Zunahme der Arbeiterinnen ist stetig<sup>72</sup>. Die Anzahl der in den in

<sup>70</sup> Recht der Frauen auf Erwerb. 1866. S.102 ff.

<sup>71</sup> Die erste deutsche Frauenconferenz, abgehalten Leipzig, Oktober 1865, proklamirte das Recht der Frauen auf Arbeit.

<sup>72</sup> Bericht der Regierungs- und Gewerbeberäthe, Anlage 2.

den Aufsichtsbezirken des Königreichs Preußen im Jahre 1892 beschäftigten Arbeiterinnen über 16 Jahre betrug 256 410; im Jahre 1893 betrug sie 278 303, hatte also eine Zunahme von 21 893 erfahren. Der „Schutz“ verdrängt die Arbeiterin aus Einem Gebiet und sie beklagt zuweilen „den Verlust der lohnenden Arbeit“, wie der Bericht sich ausdrückt, dafür erobert sie sich einen anderen Industriezweig. Eine Zunahme der männlichen Arbeiter meldet der Bericht

	für Berlin, Charlottenburg mit 839
" Posen .....	" 445
" Liegnitz .....	" 522
" Oppeln .....	" 1602
" Schleswig .....	" 232
" Kassel .....	" 178
" Coblenz .....	" 1028

-----  
Zus. 4846

Münster meldet Zunahme im Allgemeinen, Breslau unveränderte Anzahl, Potsdam-Frankfurt Verminderung der Zahl der männlichen Arbeiter. Der gewissenhafte Berichtersteller für Sigmaringen giebt eine Verminderung von 3 Arbeitern gegenüber dem Vorjahr an. Im Ganzen muß man annehmen, daß da, wo der Bericht über die Zahl der beschäftigten männlichen Arbeiter s c h w e i g t, eine H e r a b s e t z u n g derselben stattgefunden hat. Im Ganzen schreitet also die Verdrängung der männlichen Arbeiter und deren Ersatz durch weibliche Arbeitskraft fort. Der Bericht meldet nichts von einer positiven Zunahme der Arbeiter im Ganzen, die relative Zunahme von 4846 Arbeitern in den einzelnen Regierungsbezirken wird durch Abnahme in anderen Regierungsbezirken wohl ausgeglichen, dagegen meldet der Bericht eine positive Zunahme der weiblichen Arbeiter für Preußen mit 21 893 Köpfen.

Wie wäre da bei dieser steigenden Tendenz der Zunahme der Arbeiterinnen an ihr Hinausgedrängtwerden aus der Industrie zu denken!<sup>73</sup>

<sup>73</sup> Man liebäugelt mit der Idee, den 11stündigen Arbeitstag der Frauen wieder zu verlängern, was ebenfalls nicht durchgehen darf. Die gebrachten Opfer sollen nicht nutzlos gebracht sein, wir wollen unsere Errungenschaften festhalten. Der „Vorwärts“ vom 29. Sept. d.J. sagt dazu: „Die Frage der Beschäftigung der weiblichen Arbeiter hat aber bekanntlich noch eine andere Seite von eminenter sozialpolitischer Bedeutung: Die Verlängerung der Arbeitszeit der Frauen führt notgedrungen zu einer weiteren Verdrängung der Männerarbeit, die selbst unter der Herrschaft der Elfstundenarbeit rapide Fortschritte gemacht hat. Aus den preußischen Gewerbe-Inspektoren-Berichten ist freilich nur eine sehr unerhebliche absolute Zunahme der weiblichen Arbeiter, von 256 410 in 1892 auf 278 303 in 1893 und am stärksten in der Textilindustrie von 115 534 in 1892 auf 127 739 in 1893 zu konstatieren; unsere famose Sozialstatistik gestattet eben keine Vergleichung mit der Veränderung im Bestande der männlichen Arbeiter; aber für Baden wenigstens können wir doch ganz direkt die Verdrängung der Männerarbeit durch die Frauenarbeit konstatieren. In der Metallindustrie nahm die Zahl der Männer um 0,5 pCt. ab, während die der Frauen um 4,3 pCt. zunahm; in der Industrie der Maschinen, Werkzeuge, Apparate etc. bei den Männern eine Abnahme um 1,4 pCt., bei den Frauen eine Zunahme um 11,6 pCt.; in der chemischen Industrie eine Abnahme der Männer um 0,2 pCt.; eine Zunahme der Frauen um 30,9 pCt.; in der Industrie der Nahrungs- und Genussmittel eine Zunahme der Männer um 5,5 pCt., aber bei den Frauen die erheblich stärkere Zunahme um 11,4 pCt. Es ist klar, daß diese Tendenz energisch weiter gefördert würde durch wohlwollende Auslegung des § 138 a, die den Maximalarbeitstag für Frauen auf 13 Stunden thatsächlich erweiterte.“ Helfen kann da nur Organisation der Frau. Sie mit allen Kräften zu beschleunigen, ist eigenstes Interesse der Genossen, soll nicht das Elend immer größer werden.

Im Ganzen sind in Deutschland in Hausindustrie und Fabrik circa 5 ½ Millionen Arbeiterinnen beschäftigt. Laut der Volkszählung von 1882 giebt es in Deutschland 15,096,513 Frauen über 15 Jahre alt. Rechnet man davon 9/10 zur arbeitenden Bevölkerung<sup>74</sup>, so ergibt sich die Zahl von ungefähr 13 ½ Millionen Frauen, die eine ungeheure Reserve-Armee bilden, welche der Profitgier der Kapitalisten zur Verfügung steht, der mit ihr die teurere männliche Arbeit aus dem Felde schlägt. (Die Zunahme der Bevölkerung seit 1882 braucht hier, weil prozentual, nicht in Betracht gezogen zu werden.) Und wenn es auch der Unsinn des Unsinn und das Traurigste des Traurigen wäre, wenn es so weit kommen sollte und es nie und nimmer so weit kommen darf, so wird doch, bis die Verhältnisse reif sind zur Ernte, noch manches Tausend aus diesem Reserveheer der häuslichen Arbeit entrissen und in die Industrie geschleudert werden. Ist es anzunehmen, daß diese imposante Zahl, diese Millionen Werte schaffender selbstständiger Frauen sich so leicht in die Sklaverei zurückdrängen lassen werden!? Nimmermehr.

Und so sehen wir: auf der Industriearbeiterin ruht die Hoffnung, ja in ihr die Gewißheit unserer Befreiung. Sie ist die Märtyrerin der Moderne, mit deren Schweiß, mit deren Mark und Blut unser Recht gekittet wird. Denn ihre Arbeit ist Marktware geworden, wird auf dem Weltmarkt gefordert. Und nur diese ökonomische Notwendigkeit der Arbeit des Weibes wird die Erfüllung der ethischen Forderung: Freiheit des Weibes gewährleisten. Ist des Weibes Arbeit notwendig, wird man das Weib achten, ist sie überflüssig, wird man es verachten.<sup>75</sup> Und wie sein wirtschaftlicher Stand, so sein sittlicher, und wie sein sittlicher, so sein gesetzlicher. Aerztinnen, Schriftstellerinnen, Richterinnen etc werden heute noch nicht gefordert, aber ohne Industriearbeiterinnen kommt die Industrie nicht mehr aus. Darum ist das Werk unserer Befreiung dasjenige der Arbeiterin. Sie fällt uns nicht als Segen von oben, nicht als ethisches Geschenk des Mannes zu, sie ruht auf der Arbeit, darum aber auch auf einem Felsen und kein Atem der Falschheit und List kann sie umblasen. Und nur der schaffende Mensch ist der eigentliche Mensch und nur die Bewegung, jene ewige Macht, die die Welten frisch erhält, führt auch das Weib zur Gesundheit.

Aber klar müssen wir uns auch darüber sein, daß jede andere Grundlage die man unserer „Besserstellung“ geben möchte schwindel ist. Faselei ist das vom „Mutterberuf, der geschützt werden müsse,“ War er geschützt?—Faselei von der Liebe, die das Weib gewährt“. War diese Liebe nicht käuflich? Oder will man sie kaufen, uns alle zu Prostituierten machen? Wir ziehen ehrliche Arbeit vor und wollen dann in Sachen der Liebe auch ein Wörtchen mitreden. Faselei die Phrasen von „Ehrfurcht“ und „Frauenhoheit“. Sind wir nicht verhöhnt und verspottet? Faselei, daß man immer die Mutter im Weibe schätze; denn das ist nur Umschreibung für den

---

Gelingt es dem Arbeiter nicht, die Arbeiterin auf sein Niveau zu heben, zieht sie ihn, drückt ihn vielmehr der sie ausbeutende Kapitalist auf ihr Niveau herunter. Das ist klar.

<sup>74</sup> Wie denn in Preußen mit 30 000 000 Einwohnern 70% der Bevölkerung ein Einkommen von zwischen 263 und 897 Mark, 26% ein Einkommen von zwischen 900 und 3000 Mark und nur 4% oder 1 200 000 Einwohner ein solches von über 3000 Mark haben.

<sup>75</sup> Die Bienen töten die faullenzenden (männlichen) Drohnen, sobald die Begattung der Königin durch sie erfolgt ist. Wenn wir nicht arbeiten, oder wenn der Ertrag unserer Arbeit uns nicht gehört, geben die Männer uns den gesellschaftlichen Tod, sobald wir geschlechtlich ausgedient haben. — —. „Das alte Weib ist ein Abscheu.“

einfachen Ausdruck, daß man n i c h t ihr S e l b s t schätzt, nur das Fortpflanzungsinstrument, die S ö h n e gebärerin, in ihr, wie Napoleon offen und cynisch zugab.

Faselei und Schwindel a l l e s außer der Arbeit. Nur sie stürzt auch die Nachtkaffee´s; denn auf das herrliche Vorrecht solche zu besuchen, verzichtet der Mann nie freiwillig.

Würden wir uns je bethören lassen, dieses zu vergessen, so ginge der Rundtanz von Neuem los. Morgen wären wir vielleicht noch wirtschaftlich unabhängig und in 1000 Jahren so weit wieder gesunken, daß wir, wie zur Zeit der höchsten Nürnberger Kunstblüte im Mittelalter, bei Festlichkeiten hinter den Stühlen der Männer ständen, sie bedienten und sie uns dann gnädig ihre Teller mit etlichen Speiseresten zukommen ließen.

Daß in letzter Instanz die M a s c h i n e uns befreit, erhellt hieraus: die Handhabung der Maschine erlernt sich in Tagen, ja oft in Stunden. Wären heute noch eigentliche Handwerker nötig, so würde man auch die Jahre kostende Erlernung eines Handwerks nur dem Mann zukommen lassen und das Weib könnte nicht mitarbeiten. Ganz deutlich sehen wir die Wahrheit des hier Gesagten daran, daß in Industrien, die maschinenmäßigen Betrieb nicht gestatten, das Weib gar nicht oder sehr spärlich eindringt, z.B. in die Zimmerei.

Während wir nun aber so die eherne Wucht des Ganges der Verhältnisse anstaunen, erscheinen uns die Verdächtigungen der Sozialdemokratie von Seiten der bürgerlichen Cliques, der Ausbeuter, Sklavenhalter und Nachtkaffeebesucher in ihrer ganzen lächerlichen Kleinheit. Wer wollte, wer könnte sich einer übermächtigen Entwicklung entgegenstemmen!

Freilich, man begegnet noch hier und da auch bei den Sozialdemokraten einem Unverständnis der Frauensache, die geradezu verblüfft. Wie im heiligen Wetteifer mit dem seichtesten Bourgeois verspotten die Genossen oft als „Kochtopfpolitik“ als „Unterlocks-Politik“, was sie doch alle Ursachen hätten, etwas ernsthafter zu behandeln. Und „*c'est le ridicule qui tue*,“ das Lächerliche tötet. Ein Mann der noch so warm für das Weib fühlt, wird nicht lange solch fortgesetzten Spöttereien widerstehen, er wird in seiner Thätigkeit für uns erlahmen. Und kopfschüttelnd nimmt man auch oft Kenntnis von diesem Ausdruck, von jenem Artikel bezüglich der Frau in der Presse. Die Herren dürften wohl etwas besser unterrichtet sein, die Herren dürften wohl etwas weniger Cynismus zeigen, die Herren dürften wohl etwas minder oberflächlich urteilen —sagt man sich. Ist denn die Bourgeoisismoral zu ihnen durchgesickert? Wollen´s nicht hoffen! Neulich ereiferte sich ein sozialistisches Blatt, weil der französische Sozialist Viriani die Aufhebung jener Einrichtung verlangt hat, wonach der Ehebruch des Weibes i m m e r strafbar ist, derjenige des Mannes nur, wenn er in der Wohnung des Gatten geschieht. Herr Viriani wird von der ganzen soz. Partei Frankreichs und von dem erwähnten Blatt bedeutet, daß „die Ehebrecher nicht so interessant sind, daß es sich lohne ihretwegen auf eine Aenderung des Strafgesetzes anzutragen.“ Die Ehebrecher sind nicht so interessant? Ob interessant oder uninteressant—es handelt sich hier um den Kampf gegen Ungerechtigkeit.

Aber alle diese Dinge sind ja nur Mätzchen, von der P e r s o n, nie aber von der deutschen zielbewußten, sozialdemokratischen P a r t e i beliebt. Und daß die Frau bei

dem sozialdemokratischen Mann noch nicht volle menschliche Achtung genießt, ist auch darin begründet, daß die Partei eben erst eine schwere, eine schwerste Prüfung bestanden hat: das 12 Jahre dauernde Ausnahmegesetz von 1878—1890, und daß es in jener Zeit wohl kaum ratsam gewesen wäre, Frauen an Allem teilnehmen zu lassen. Aber der s o z i a l d e m o k r a t i s c h e Mann wird erkennen, daß das Weib zwar erst erzogen werden muß, daß er ihr aber dann sein volles Vertrauen, seine volle Achtung schenken darf. Jede neue Sonne schmilzt ein Vorurteil hinweg, und jeder sinkende Tag brachte näher der Reife ein junges Geschlecht, ein neues Geschlecht, dessen Auge und Herz frei ist von der Arglist des zweierlei Maßes.

Und auch jetzt schon: haben wir nicht einen Engels, einen Bebel. Haben wir nicht des Einen Ursprung der Familie mit seiner idealen Auffassung der Liebe, nicht des Andern vortreffliches Werk: die Frau und der Sozialismus!? Und glaubt man, alle und alle Sozialdemokraten, die in öffentlichen Versammlungen das Recht der Frauen fordern, wie Peus am 27. August d.J. in Berlin, seien Lügner?

Und wie nun bei uns Gleichstellung des Weibes P r i n z i p ist, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln große Beschränktheit verrät, wie eine gegenteilige Aeußerung wo und wie sie auch geschieht, immer nur p e r s ö n l i c h und z u f ä l l i g sein kann, so findet „drüben“ das gerade Gegenteil statt. Dort ist das Prinzip g e g e n die Freiheit der Frau gerichtet, und erhascht sie eine Vergünstigung, so trägt das Geschehnis den Stempel des Z u f ä l l i g e n und P e r s ö n l i c h e n. Hier ein glücklicher Ehemann; er möchte a l l e n Männern dasselbe gönnen, was ihn selbst beglückt: eine aufgeklärte Frau. Dort ein Philanthrop, es erbarmt ihn des Elends der Frau, er denkt nach und—gründet einen Verein. Wieder ein Vater von sechs Töchtern, deren vollständige Ehelosigkeit durch eben so vollständige Mitgiftlosigkeit von der Wiege an garantiert war—denn ein Bourgeois hat durchaus nicht nötig, sich so viel an seiner Würde zu vergeben und eine Frau ohne Mitgift zu heiraten—er widersetzt sich nicht der Einrichtung eines Mädchengymnasiums; manchmal widersteht sogar ein Mann der Presse nicht der L i e b e n s w ü r d i g k e i t einer Kämpferin, dann siegt die Frauensache, und es erscheint ein Artikel f ü r die Frauen in der Nummer 20 der Besten-und Edelsten-der Nation-Zeitung, oder in der Gucknachoben-Zeitung, ein Artikel, dem in Nummer 21 ein Eingesandt folgt, dessen Spott und Hohn alles bischen Gute, was Nro. 20 etwa gewirkt haben könnte, ausbeizt und auslaugt. Ja die Presse! Die Macht, die sie ihren Vertretern verleiht, demoralisiert diese wie a l l e Macht demoralisiert. Auch diese Macht wird gebrochen: durch das g e s p r o c h e n e, öffentlich gesprochene Wort. Wir werden später nicht mehr so viel Brillen brauchen, die Gegenwart zeigt deutlich, wo der Schwerpunkt des Gedanken-und Meinungs-austausches in Zukunft liegen wird: bei der Volksversammlung. Ich habe einmal das überaus traurige Schauspiel erlebt, daß eine wohlbekannte, betagte und auch tüchtige Vertreterin der Frauensache bei einem gewissenlosen und faden Dummenjungen gebettelt hat. Der Dummejunge besaß ein sehr einträgliches Reportergeschäft und sie bettelte um—Diskretion. Denn sie hatte—zahn genug dazu—eine „vornehme“ Zeitung des oben geschilderten Kalibers angegriffen, und sie verzweifelte in dem Gedanken, die werde es „wieder gesagt bekommen“. So gesellschaftlich-niedlich-üblich-tantenlich! Und sie lud den Menschen, d e n Menschen in einem stehenden Brief zu sich in´s Haus!! Da schlage denn doch eins



drein! Nein, meine Damen nicht länger diese Art! Damit beleidigen Sie unsere große, unsere heilige Sache. Endlich muß das Weib sich seiner Menschenwürde bewußt werden, es ist wahrlich an der Zeit. Giebt Ihnen denn die *W a h r h e i t* nicht *M u t*? das Ziel nicht Kraft! der Kampf nicht Freude!?! jene ernste, stille Heiterkeit einer Seele, die nichts zu verstecken hat und nichts verheimlichen will!

Der Mann muß doch vor allen Dingen *w i s s e n*, was wir wollen, worüber wir klagen. Und wir dürfen, wir müssen und können ihm voll ins Auge sehen; unsere Stimme muß fest und klar sein und darf nicht zittern, wenn wir es ihm sagen. Fort mit der Feigheit, der Angst! Leisetreten ist gut im Salon aber nicht in der Arena des Kampfes! Und wenn Sie sagen, nur mit der größten Vorsicht erreichen wir etwas, so sage ich Ihnen, diese „Vorsicht“ ist Lüge, ist Kriecherei, ist Bettelei. Wollen Sie als Wohlthat erbetteln, was Sie als Gerechtigkeit fordern dürfen!?! Und wenn Sie wissen, es giebt Millionen kraftvoller, nach edelster Menschlichkeit ringender Männer, die laut und energisch diese Gerechtigkeit *f ü r* Sie fordern—wollen Sie diese Männer als ihre Feinde betrachten? Wollen Sie nicht vielmehr freudig zu ihnen eilen, in ihren Ruf einstimmen, in ihren Reihen kämpfen und siegen!?!

„Aber—sagen Sie,—„gab es nicht schon einmal die Verwirklichung der communistischen Ideen? gab es nicht den Ikarischen Communismus? lebte nicht ein Etienne Cabet, der im Jahre 1848 eine Million Acres Land am Red River im Nordosten von Texas kaufte<sup>76</sup> dort sein Ikarien gründete und die Verwirklichung des „Jeder nach seinen Kräften, Jedem nach seinen Bedürfnissen“ anstrebte (S. 213 ebenda), Und sagt nicht Lux selbst, daß dieser *C o m m u n i s m u s* *d e m* *W e i b e* *n i c h t* *g e h a l t e n*, was er ihr *v e r s p r o c h e n*?!“ (S. 193).

Ja, *d i e s e r* Communismus. Diese Gemeinde, die sich von außen füttern ließ. Dieser Communismus hielt sich selbst nicht Wort, wie konnte er Andern Wort halten! Der Versuch mißlang, wie andere Versuche in jener Zeit auch mißlangen z.B. der Owen'sche und wie heute die Freilandsexpedition scheiterte. An den Grenzen der Kolonie, des Landes *m u ß* der Communismus zerschellen, nur der *i n t e r n a t i o n a l e* Sozialismus kann bestehen. Weil nur der *a l l e s* Gebrauchte produziert. Aber in einer Gemeinde, die ihre Bedürfnisse von außen befriedigen läßt, wird das Weib seine richtige Stellung nicht angewiesen bekommen, die, wie wir sahen nur auf seiner *p r o d u k t i v e n* *A r b e i t* beruhen kann.

Haben Sie nun noch immer Mißtrauen, meine Damen? Ja? O, dann kommen Sie um so geschwinder zu uns!! Denn, sehen Sie, dann liegt die Sache so: *S i e g e n* wird der Sozialismus, siegen wird er ganz gewiß. Und wer weiß wie bald.—Das letzte Tüpfelchen auf dem letzten i unseres Programms wird erfüllt werden! zweifeln Sie nicht daran! Zweifeln Sie aber, ob nach errungenem Sieg die Sozialdemokraten den Frauen Wort halten werden—o, dann kommen Sie schnell, eiligst, dann machen Sie Ihren Einfluß geltend, so lange es noch Zeit ist. Zeigen Sie den Männern, daß die Frau etwas wert ist, daß sie ihre Zeit versteht, daß sie Vorurteilen Trotz bietet, daß sie Opfer bringt, mit einem Wort, daß sie *g r ö ß e r* ist als ihr kapitalistisches *milieu*, daß sie der Freiheit wert ist. Ihnen sage ich das, Ihnen, den bürgerlichen Vorkämpferinnen der Frauensache. Lernen Sie den Socialismus kennen! Sagen Sie nicht, wie mir neulich eine Dame sagte: „Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie Sozialdemokratin sind, Sie, so

<sup>76</sup> Etienne Cabet u. der Ikar. Communismus von Dr. H. Lux, Dietz' Verl. Stuttg. 1894.

ideal“ — — Ich antwortete: „Gnädige Frau! nicht mich, denn ich bin—zwar nicht ideal, jedoch Idealistin, aber den Sozialismus haben Sie alsdann verkannt.“ „Ach, das kann ich mir gar nicht denken.“ „Gnädige Frau! man sollte sich überhaupt nichts „denken“, sondern alles zu verstehen suchen, darum prüfen.“ —Prüfen Sie, meine Damen. Lesen Sie eine Partei-Tageszeitung; unser Central-Organ ist der „Vorwärts“ Berlin; lesen Sie das Blatt der Arbeiterinnen „die Gleichheit“, Stuttgart, und studieren Sie unser wissenschaftliches Organ die „Neue Zeit“, Stuttgart. Sie werden sich wundern, welches ein vortreffliches Blatt das ist. Und dann kommen Sie ganz von selbst zu dem Studium unserer Autoren, und wieder werden Sie sich wundern, wie viel Neues, Ungeahntes, Wahres und Wissensnötiges so ein Heftchen zu 10 oder 20 Pfg. enthalten kann. Ich mag keinen einzelnen unserer Autoren nennen; sie schreiben fast alle nur Notwendiges. Der Verlag des „Vorwärts“, der Verlag von Dietz, Stuttgart, bietet Ihnen Vieles. Ohne daß ich etwa Werke aus anderm Verlag als solche zweiter Güte bezeichnen will. Ganz unumgänglich notwendig ist aber die Lektüre der Broschüre „Lohnarbeit und Kapital“ von Marx, ehe Sie dessen „Kapital“ zur Hand nehmen. Und vor allen Dingen Programm und Erläuterungen.—Manche, Mancher verurteilt die Sozialdemokratie, weiß aber nicht einmal was sie erstrebt. Und wenn Sie durch ernstes Studium den Sozialismus begriffen haben, denn er ist u. A. heute auch noch eine Wissenschaft und will studiert sein wie jede Wissenschaft—dann sehen Sie sich das Leben an. Lernen Sie die Verhältnisse des arbeitenden Volkes kennen, kommen Sie in seine Versammlungen. Greifen Sie in die Debatte ein, ob widersprechend oder billigend, man wird Sie gerne hören. Und Sie werden lernen. Und wenn Sie dann Sozialistin sind, o, dann eröffnet sich Ihnen ein Arbeitsfeld vor dem Sie freudig erschrecken werden. Sie wissen nicht, wie sehr Arbeiter und Frau zusammengehören. Die ganze Arbeiterklasse ist ein großes Kind, frisch, naiv, lernbegierig, aufstrebend, unverdorben, wahr wie ein Kind, aber auch unerzogen wie ein solches, ist die Jugend in all ihrer ungebeugten, aber auch ungerichteten Kraft. Und der Beruf der Frau ist ja die Erziehung. Sie wissen nicht, wie sich an dem kameradschaftlichen Verkehr mit einer tüchtigen Frau innerhalb weniger Wochen die herben Sitten und Formen abschleifen. Hier kann die Frau eintreten. Ueberall anderswo ist das Gerede von ihrem „Eintreten in den Riß der Zeit“ nur Phrase. Hier ist es Wahrheit. Hier kann sie arbeiten und reinste Befriedigung ernten. Und wieder muß ich auf Louise Otto-Peters hinweisen, diese Frau mit dem selten klaren Geist, mit dem warmen Herzen, diese herrliche, prächtige Individualität. Die Versuchung mehr von dieser Mutigen und Klarblickenden zu erzählen ist groß—ein andermal! hier muß ich mir die Freude versagen, nur das Notwendigste erwähnen. Demokratin 1844, Mitarbeiterin an Robert Blum's „Sächsischen Vaterlandsblättern“, sah sie schon vor 48 ein, daß die Frauenarbeit organisiert werden müßte, redigierte eine Frauenzeitung die der Reaktion zum Opfer fiel und dann schrieb sie „im Dienste des Sozialismus besonders der weiblichen Arbeiterinnen“ und „eines Tages erschien eine Arbeiterdeputation bei mir, um mir ihre Zustimmung zu erkennen zu geben.“<sup>77</sup> Es waren Setzer und sie baten mich, in einer von ihnen eben (1847) gegründeten Zeitschrift „Typographia“ mitzuschreiben. Ich that es und that es noch weit mehr, als sie sich 1848 in eine „Arbeiterzeitung“ umwandelte. Ich vertrat

<sup>77</sup> Recht d. Frauen auf Erwerb a.a.O.

unter ihnen die Interessen meines Geschlechts. Als in Dresden unter dem Ministerium Oberländer eine Arbeiterkommission zusammentrat richtete ich an dieses und sie, wie an alle Arbeiter eine „Adresse eines Mädchens“ in welcher ich an das Elend und die Gefahr der Schande erinnerte, in welcher das weibliche Geschlecht schwebt, wenn es ohne Gelegenheit zu lohnender Arbeit ist und schloß mit den Worten: Glauben Sie nicht, meine Herrn, daß Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mit organisieren,—ich rief die Arbeiter auf, abzulassen von der Verblendung, mit der einige von ihnen die Mädchen aus den Fabriken und Gewerben und damit in die Schande jagten und fügte hinzu: „Und wenn man überall vergessen sollte an die armen Arbeiterinnen zu denken,—ich werde sie nicht vergessen.“

Als ich dieses las, da jubelte ich: „Endlich, endlich ein Weib!“

Louise Otto Peters erzählt dann wie sie vollstes Vertrauen und Entgegenkommen bei den Arbeitern fand, wie aber „damals alle Freiheitsbestrebungen gleich Märzblüten erstarrten“. Es war die Zeit der Reaktion, die Zeit unseres herrlichen Vereinsgesetzes, 1850. Und Louise Otto Peters fährt fort:

„Im Dienste der Subjectivität (Georges Sand) wie im Dienste der Politik (1848) sind die weiblichen Bestrebungen beendet, nicht etwa, um nun am Ende zu sein, sondern um nach Verirrungen und Prüfungen geläutert und erstarkt wieder neu aufgenommen zu werden im Dienste der Humanität und des Sozialismus.“

Kein Kommentar zu solchen Worten, keine Hinzufügung! sie sprechen deutlich genug.

Wohin aber ist heute die bürgerliche Frauenbewegung geraten! Sie ist der Spott Ihrer Feinde, der Gegenstand des Mitleids ihrer Freunde geworden. Sind denn die Herzen alle eingeschrumpft? Man will „ethisch“, man will „Dame“ bleiben.

Es giebt ein Städtchen am Rhein, welches der Rhein zu lieben scheint; oft wälzt seine Sehnsucht die Stromesfluten ungestüm durch die Straßen des Städtchens. Ich glaube, dem alten Vater ist es interessant, die Mannigfaltigkeit der Kirchen und Sekten des Städtchens mit der Mannigfaltigkeit seiner Industrie und die Frömmigkeit mit der Ausbeutungssucht in—allerdings ganz unpassenden—Vergleich zu bringen.— Bei einer dieser Ueberschwemmungen, bei denen die reichen Leute sich gerne dem Vergnügen einer Kahnfahrt durch die Straßen hingeben, bei denen den Armen aber der Spaß vergeht, weil Arbeitslosigkeit und Mangel herrschen, ereignete es sich, daß in einer Niederung die Häuser bis an's Dach im Wasser standen und die Menschen auf den Dächern angstvoll ihrer Rettung entgegenharrten. Die Fluten waren so plötzlich hereingebrochen, noch immer waren sie im Steigen begriffen, die Sturmglocken läuteten, Pioniere wurden telegraphisch herbeigerufen, die Leute arbeiteten in Schweiß gebadet, der menschenfreundliche Fürst—Menschenfreundlichkeit ist der Kaufpreis für Popularität und Fürsten sogar haben manchmal ein Herz—der Fürst selbst eilt an Ort und Stelle; er legt mit Hand an, er befiehlt die Polizei. Und der Kommissar erscheint auch eiligst, denn „Ihre Durchlaucht haben befohlen“ hoffähig, erscheint in—weißen Handschuhen. „Ziehen Sie die weißen Handschuhe aus“, schnaubt ihn der Fürst an. Der Kommissar braucht seitdem, wenn er irgendwo erscheint, für ein freundlich begrüßendes Lächeln nicht zu sorgen.—

Keine weißen Handschuhe, meine Damen, in Zeiten der Not und des Kampfes!

Am 29. März d.J. fand in Berlin ein Kongreß der bürgerlichen Frauenvereine statt. Sie wollten eine engere Verbindung unter sich herstellen. Man beriet, ob man auch die sozialdemokratischen Frauen einladen sollte, man beschloß, es solle nicht geschehen. Aber vier der Damen zeigten im „Vorwärts“ an, daß sie nicht mit der Mehrheit gestimmt hätten, sie seien für *Z u l a s s u n g* der sozialdemokratischen Frauen gewesen. Darauf sagte ihnen eine Genossin, ebenfalls im „Vorwärts,“ einer eventuellen Einladung wären die Sozialdemokratinnen nicht gefolgt, denn diese hätten durchaus nichts zu suchen bei den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, die sich in dem Irrtum wiegten, sie könnten ihre Freiheit innerhalb des heutigen Systems erringen, aber die bürgerlichen Frauen sollten umgekehrt zu uns kommen, wo sie *a l l e s* zu suchen hätten, und alles finden würden, was ihnen ihre eigenen Gatten, Brüder, Väter und Söhne vorenthielten. Ihr Wissen und ihre Bildung könnten wir gebrauchen, wohingegen sie von uns Mut und Ueberblick absehen könnten. Darauf kamen einige Führerinnen der bürgerlichen Frauen in eine sozialdemokratische Versammlung und boten Vorträge an. Sie erhielten die Antwort: erst auf dem Boden unserer Weltanschauung stehen! Eine Arbeiterin sagte ihnen, sie sollten dafür sorgen, daß ihre Angehörigen; ihre Männer etc. die Arbeiterinnen nicht so schinden. Das war logisch-richtig: entweder helft kämpfen für Umgestaltung dieses Systems, oder beseitigt seine Brutalitäten. Wollt ihr das Eine nicht, könnt ihr das andere nicht—was seid ihr dann? Was ist dann euer Thun?

—  
Die organisierte Arbeit der Industriearbeiterin allein kann die Frau befreien. Aber diese Organisation unterdrückt mit Gewalt der Gatte der bürgerlichen Frauenrechtlerin! Schafft Abhilfe! Kommt zu uns—wenn´s Euch ernst ist mit der Freiheit.

Mag früher, als die Arbeiterpartei sich selbst noch nicht darüber klar war, welche Stellung sie der Frauenfrage gegenüber zu nehmen habe, manches Verkehrte geschehen, manche Mißhelligkeit entstanden sein,—es war eben die Zeit der Jugend dieser Partei, die Zeit des Irrtums. Haben die Arbeiter früher nicht auch in der *M a s c h i n e* die Konkurrentin bekämpft? Zogen sie nicht einmal von Ort zu Ort, um überall diese unschuldigen Werkzeuge, die sie für die Ursache ihres Elends hielten zu zertrümmern? Wurde nicht der Erfinder der ersten Webemaschine ersäuft? Und wem ist nicht das Schicksal des ersten Dampfschiffes bekannt!?!—Bis man einsah, daß nicht die Maschine an und für sich des Arbeiters Unglück bedeutet, sondern der Umstand, daß man ihn zu viele Tagesstunden und für zu wenig Geld darauf zu arbeiten zwingt. Bei kürzerer Arbeitszeit, bei höherem Lohn verwandelt sich der „Fluch“ der Maschine in Segen. Und ähnlich ist es mit der Konkurrenz der Frauen. Nicht daß Frauen mitarbeiten schadet dem Allgemeinwohl, sondern wäre an für sich nur geeignet dieses zu steigern, aber daß die Frauen genötigt sind, *b i l l i g e r* zu arbeiten als der Mann, schafft uns verdrehte Verhältnisse. Denn nun spielt der Kapitalist die billigere Frauenarbeit gegen die teure Männerarbeit aus; die Löhne sinken, mit dem gesunkenen Lohn des Mannes hält er wieder die Frau im Schach, und so *in infinitum*,—je größer das Elend der arbeitenden Klassen, je tiefer die Lebenshaltung von Mann und Frau dort, desto höher der Profit des Kapitalisten, desto strahlender der Sieg dieses fühllosen Spielers. Und die schlecht bezahlte Arbeiterin wird auf die Straße geworfen und da soll der Arbeiter sie aufsuchen—als seine Gattin. (Zum Elend fügt man den Hohn. Und darum soll nicht der Mann

gegen die Frau kämpfen, sie nicht aus der Arbeit verdrängen wollen, weil das Verdrängen ein Ding der Unmöglichkeit geworden, sondern sie sollen beide, Mann und Weib, den gemeinschaftlichen Feind, den ausbeuterischen, blutsaugenden Kapitalismus befechten. Heute ist diese Wahrheit längst erkannt. B e b e l trat in den großen Gegensatz zu Lassalle<sup>78</sup> und heute ist die Situation sonnenklar: die Deutsche sozialdemokratische Partei tritt ein mit ganzer Kraft für die Rechte des Weibes. Da ist Mißtrauen durchaus nicht mehr am Ort, das Weib hat nichts anderes mehr zu thun, als mit dieser Partei gemeinsam zu kämpfen.

Freilich zu neu noch ist dieser Standpunkt der sozialdemokratischen Partei der Frauen gegenüber als daß sich nicht noch einige Verwirrung bemerkbar machte. Wenn in einer Versammlung ein „Genosse“ behauptet, „die Frau müsse aus allem öffentlichen Leben heraus, sie sei nur für das Liebesleben geschaffen“, so lächelt man über den Kauz und freut sich des gesunden, unbeirrbaren Rechtsgefühls der Mehrzahl unserer Männer, wenn es heißt: „alle andern Redner sprachen dagegen; die Frau solle sich im Gegenteil noch mehr als bisher am öffentlichen Leben beteiligen.“—Wenn man aber eine Bemerkung liest, wie die im „Vorwärts“ vom 5. September 94, unter der Spitzmarke „Weibliche Arbeiter auf Hochbauten“, nach welcher Bemerkung es aussieht, als ob die „Männer, die Steuerzahler sind“ (Frauen sind’s doch nicht minder!) ein größeres Recht auf Arbeit haben, als „die Frauen, die vom Elend an die Arbeit getrieben werden“, so könnte man stutzig werden. Also auch für den „Vorwärts“ die Frauen nur Menschen zweiter Güte, also auch für ihn ein Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Hunger und die Sättigung der Frau erst dann gerechtfertigt, wenn der Mann satt ist?—so fragt man sich. Jedoch man muß bedenken, daß solche Zeitungsnotizen von Einem gemacht werden und nicht von der Partei; und man kann für von Sachkenntnis nicht beschwerte Ausführungen eines Einzelnen doch nicht die Partei verantwortlich machen. Und dann, ist es nicht wirklich ein empörender Anblick, Frauen auf Hochbauten?! Aber weil das „Elend“ sie treibt, weil—wer möchte ihnen da durch den „Schutz“ verwehren, ihren Hunger zu stillen! O, die Verhältnisse sind so wirr, die Zustände so verkehrt! Da heißt es wahrlich die Gedanken fest in die Hand nehmen, um selbst als Frau nicht irre zu werden an unserm guten Recht, dem Mann kann man die Verwirrung angesichts mancher Geschehnisse kaum verdenken. Darum aber Studium, Studium, Aufklärung! Nur der Ueberblick läßt fest und mit Bewußtsein auf dem Standpunkt verharren.

Mit jedem Jahr, mit jedem Tag werden solche Vorkommnisse seltener werden, und endlich verschwinden. Haben aber die Frauen Mißtrauen, so müssen sie, wie schon einmal erwähnt, in der Erwägung, daß selbst das übelste Wollen den Verhältnissen gegenüber, dem Umstand, daß die Arbeit die Frau befreit machtlos ist, dennoch kommen. Und meinen sie gar, dies üble Wollen der Persönlichkeit sei nicht machtlos, so müssen sie erst recht kommen, dies üble Wollen zu paralysieren. In jedem Falle ist des Weibes Platz bei dieser Partei, der die Zukunft gehört. 1. Um mit ihr zur schnelleren Herbeiführung dieser Zukunft gemeinsam zu kämpfen, 2. um schon

<sup>78</sup> Lassalle war für den Staats socialismus und gegen die Frau; Bebel ist gegen den Staatssocialismus und für die Frau. Staat und Frau—welch’ feindliche Elemente! Man kann nicht mit Beiden zugleich befreundet sein.

jetzt bei dieser Partei seine Sonderinteressen zu vertreten. Dieses Sonderinteresse des Weibes ist: des Mannes Achtung—nur durch Tüchtigkeit wird sie erworben. Das übelste Wollen des Sozialdemokraten ist immer nur Zweifel in das Können der Frau. Das unterscheidet das üble Wollen des Sozialdemokraten von dem üblen Wollen des Kapitalisten bei dem es Habgier, Herrschsucht und Berlinernachtkaffee-Gelüste bedeutet. Werden des Sozialdemokraten Zweifel in das Können des Weibes zerstreut wird er freudig ihre Gleichberechtigung anerkennen. *G e g e n s e i t i g e* Achtung der Geschlechter wird in der Zukunft die Triebfeder alles Fortschritts sein, wird, indem sie uns die Brutalität des Klassenkampfes erspart, das, was er Anspornendes hatte, ersetzen. Wir aber, die Frauen, müssen den Anfang machen, nach der Achtung des andern Geschlechts zu ringen; denn noch hat der Mann durchaus keine zwingende Veranlassung, etwas nach der unsrigen zu fragen. Noch ist er Souverän. Auch der Sozialdemokrat<sup>79</sup>.

Wird die Socialdemokratie den Frauen Wort halten? Anstatt so zu fragen, thue lieber die Frau selbst ihre Pflicht. Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott. Und der Freiheit eine Gasse: — im Wissen, in der Aufklärung. Genossinnen! Aufklärung, Aufklärung, Aufklärung! Nur dies Eine thut not, aber dieses Eine auch gründlich. Genossinnen, man ließ uns im Dunkeln der Unwissenheit und da haben unsere Augen das Sehen verlernt. Oeffnen wir sie auf's neue dem Licht. Man hat uns so oft vorgesagt, daß wir keinen Teil haben an der Freiheit, bis wir es gedankenlos nachlallten; man hat uns mißhandelt, bis wir den Fußtritt *e n t b e h r t e n*, wenn er ausblieb—hinaus aus der öden Bewußtlosigkeit der Gewöhnung! Lernen Sie, Genossinnen, die Beleidigung, die Mißhandlung wieder empfinden! Blicken Sie um sich, erkennen Sie die Kerkermauern, ahnen Sie die würzige Luft da draußen, sehnen Sie sich danach! Wissen! Es muß bei uns tagen, vorwärts! und es *w i r d*! Traumhaft und berauschend winkt uns das Glück der Freiheit, aber *e r r u n g e n* wird es nur wach und nüchtern und klar. Weich und voll schlage das Herz, aber der Blick sei scharf. Groß und weit über kleinlichen Hader hinweg schau das Auge dem herrlichen Ziel entgegen. Dafür der Kampf! Dafür jedes Opfer! Wenn die lange Arbeitszeit alle Kräfte aufzusaugen schien, wenn die Jammerlöhne auch die kleinste Spende nicht erlauben wollen—wir wollen das Unmögliche möglich machen. Den letzten Tropfen Blut, den letzten Pfennig für unsere heilige Sache! Und dann muß es gelingen. Wissen! Wenn die Stunde der Befreiung schlägt, dann wollen wir nicht dastehen gleich den thörichten Jungfrauen der Bibel, nein, gleich den klugen wollen wir Oel haben auf unsern Lampen und wach sein, auf daß das bräutliche Glück der Freiheit nicht an uns vorübergehe. Nicht schlafen, nicht duseln! Kein Eiapopeia soll uns einlullen! Wach wollen wir sein! Genossinnen!

Und Sie, Genossen! Sie wollen doch bessere Löhne! So sorgt nach bestem Können für die Hebung der Frauenlöhne, sonst macht sie euch Schmutzconcurrentz.—Sie wollen

<sup>79</sup> Einer unserer tüchtigsten Genossen sagte mir, „er habe ein Haar in der Frauenbewegung gefunden.“— Und dieses „Haar“? Es ist der *V e r d a c h t*, daß eine oder die andere Führerin einmal ein Liebesverhältnis gehabt habe. Die männlichen Führer haben selbstverständlich *n i e* etwas dergleichen!

—Fort mit der zweierlei Moral, mit dieser fauligen Bourgeois-Verderbtheit! fort mit ihr aus *u n s e r n* Reihen, die bar sein sollten dieser elenden Heuchelei! Wir wollen Sitte und Moral, ja, aber wir wollen sie für *W e i b u n d M a n n*. Wir wollen nicht die Sklavintugend des Weibes und nicht den Eigentums-, den Besitzesdünkel des Mannes. Wir wollen Menschlichkeit für Beide.

doch siegen! Dann nehmt die Frauen auf in Eure Reihen, sonst stellt sie sich Euch hindernd in den Weg. Ihrem Mut, ihrem Wissen gebt Schwingen, sonst hängt sich ihre Dummheit mit Bleigewicht an Euren Siegesflug. Heran! gebt Euch Mühe, die einzelnen Frau aufzuklären! Ihr gebt Euch ja Mühe um den einzelnen Mann, und sie ist nicht weniger wert. O, die Frau kann helfen. Mit heiligem Eifer giebt sie sich der einmal liebgewordenen Sache hin, mit unentwehelter Kraft. Es scheint, unsere Gegner wissen das vorläufig noch besser, als Sie, Genossen. Wie schrieten und lärmten sie im vorigen Jahre, als sich zum ersten Mal socialdemokratische Frauen an den Wahlen beteiligten. Vor mir liegt ein Ausschnitt des Leipziger Tageblatt vom 17. Juni 1893. Die helle Angst vor der „ernsten Seite der Sache“. Ja wohl, es ist uns ernst. Und wird uns immer ernster werden. Und „die Hunderte der im Dienst der Partei thätigen Frauen“ werden sich in Hunderttausende, werden sich in Millionen verwandeln! Und betrachten Sie sich die gewaltsamen, gewalthätigen, brutalen Auflösungen unserer Organisationen in Berlin, in Köln, in Düsseldorf, in Liegnitz. Und erinnern Sie sich noch, daß es sogar gefährlich erachtet wird, mit socialdemokratischen Frauen zusammen zu kommen!? Daß behördlicherseits in einigen Fällen den Genossen ein Ball gestattet wurde, wenn—keine Damen da zugelassen werden?! Das ist Fratze. Da stiert Ratlosigkeit, da grinst halbe Verzweiflung heraus. Nein, ungefährlich dünken wir den Herren Kapitalisten schon lange nicht mehr. Und das soll Sie belehren, Genossen: Nehmen Sie die Frauen auf in die Gewerkschaften, da giebt's keine Auflösungen; sorgen Sie dafür, daß sie bei den Krankenkassen ihre Befugnis, den Vorstand mitwählen zu dürfen und selbst gewählt zu werden, auch ausüben. Sie muß ja auch mitbezahlen. Erziehen Sie die Frau! Kämpfen Sie für ihr gutes Recht. Sind wir denen da drüben eine Gefahr, dann sind wir Ihnen eine Macht. Sichern Sie sich dieselbe, vergrößern Sie dieselbe, bis dieser und Eurer vereinten Kraft keine andere mehr widerstehen kann.<sup>80</sup> Und wenn das letzte Bollwerk des Kapitalismus gesunken ist, dann wird's gut auf Erden. Sie sagen, unsere „freie Liebe“ bedeute einen Kaninchenstall. Abgesehen davon, daß nie und nirgends von uns „freie Liebe“ proklamirt wird—es ist wohl viel Staat zu machen mit der heutigen Heiligkeit der Ehe?“ Diese Ehe, die in ihrem Beginn Kauf, in ihrem Verlauf Betrug ist! Wo bleibt da Raum für Liebe? Dann ist „freie“ Liebe immer noch besser als gar keine. Und sagte mir auch ein „verheirateter Mann“, er müsse das besser wissen, er betrüge sein Ehefrau nun schon so lange und liebe sie dennoch, so würde ich ihm antworten: Lieber Herr—licher, das glaube ich nicht. Wen man betrügt, den verhöhnt man dabei, liebt ihn also nicht. Ferner, wen man betrügt, vor dem fürchtet man sich—man fürchtet das Ertapptwerden. Furcht und Hohn schließen die Liebe aus. Und noch mehr: manchmal schämt man sich ein bischen des Betrugs, dann wird man

---

<sup>80</sup> Bei der diesjährigen Delegirtenwahl zum Frankfurter Parteitag wurde hier und da der Vorschlag gemacht, von den zwei oder drei zu delegirenden Personen sollte Eine auf alle Fälle weiblichen Geschlechts sein. Dem wurde dann aber auf's Heftigste widersprochen, und Berlin z.B. entsandte keine einzige Delegirte. Und dennoch ist der Vorschlag nur gerecht und billig. Auf dem Parteitag haben außer den Delegirten 46 Reichstagsabgeordnete Sitz und Stimme, das sind alles Männer; alsdann der Parteivorstand, ebenfalls nur Männer. Weiter haben ungezählte tüchtige Genossen, als Redakteure etc. Jahraus Jahrein Gelegenheit, sich zu äußern, da wäre es nur billig, wenn man auch den Frauen als solchen diese Gelegenheit erleichterte und prinzipiell bestimmte, daß die Delegirten halb aus Frauen, halb aus Männern bestehen sollten. Es gilt, eine Bevölkerungskategorie, die Frau für unsere Ideen zu gewinnen. Man ziehe sie heran, erziehe sie zur Tüchtigkeit, wecke ihr Bewußtsein und gebe ihr, wie jedem Manne außer dem Einen großen, auch ein näheres, vorläufiges Ziel.

brutal gegen den Betrogenen, das ist ganz in der Ordnung bei Machthabern. Und wenn nun der Betrüger ertappt ist—was wäre wohl mehr geeignet, moralischen Abscheu, physischen Ekel bei seinem Weibe zu erregen als der Gedanke: dieser Mann, der mich küßt, der mich in seinen Armen hält, dessen Atem ich trinke, dessen Leib die innigste Gemeinschaft mit dem meinigen eingeht, hat so, gerade so wie er mit mir thut, gestern, heute mit einer Dirne gethan. Und diese Dirne mit allen Männern, die sie kauften. Mein Körper ist also in fast unmittelbarer Berührung mit Dirnen und Dirnenläufern.<sup>81</sup> Solche Gedanken müssen notwendig das Weib unzufrieden, erbittert, unglücklich, krank machen—wenn ihr selbst das Schwerste, die Ansteckung erspart bleibt. Solche Folgen zeitigt die heutige „Heiligkeit der Ehe“.

Geduldiges Tragen dieser Zustände bedeutet für das Weib permanente sittliche Entwürdigung, fortwährende Schmach, Verlust der Selbstachtung. Auflehnen dagegen ist ebenfalls identisch mit Unglück—mit Unfrieden, Zank. Fühlt das Weib sich in späteren Jahren ganz wohl bei diesen von ihr gut gekannten Dingen, lernt sie die Schmach als unvermeidlich tragen, so ist das nicht Verminderung, sondern Vermehrung derselben: es wandelt sich ja gemächlich in den Ebenen der Gemeinheit, aber der Sturz aus reinern Höhen, die Verkrüppelung, die die Seele dabei erlitten hat, müssen doch erst vergessen sein, und solches Vergessen, solche Schmerzlosigkeit ist Verlust einer Kraft, ist Fühllosigkeit und Verblödung, nimmermehr aber Gewinn. Und das gilt für Weib und Mann. Besonders aber ein Weib sah ich nie mit hellen bewußten Augen und ungebeugtem Nacken das Leben durchschreiten, nie ein Weib, dessen Gatte die eheliche Treue nicht hielt. Freilich sah ich überhaupt wenig solch´ stolz-glücklicher Frauen. Daran ist die Heiligkeit der Ehe schuld, dieser Kauf und Betrug. Vom Weibe aber verlangt der Mann stets Verzeihung dieses Betrugs, „die Liebe soll immer verzeihen.“ Aber der Mann ist zu dieser Verzeihung seinerseits nie bereit. Man sehe unsere Dramen. War der Mann der Schuldige, dann ist der Ausgang ein sog. „glücklicher“, am Schluß erscheint das über alles liebende, alles verzeihende Weib; war das Weib die Schuldige, dann heißt´s, wie im „Fall Clémenceau“, „*tue-la!*“ oder sie begegnet tiefster Verachtung, wie in Giacosa´s „Tristi Amori“, („Sündige Liebe“, wie es, verhäßlicht im Deutschen heißt), nie aber findet sie Verzeihen. Und das resultirt ganz unfehlbar aus der Grundanschauung: das Weib ist Eigentum des Mannes, der Mann nicht Eigentum des Weibes.

Aber Kauf und Betrug wären in der „freien Liebe“, deren Forderung man uns vindicirt, nicht möglich. Jedoch wir fordern nicht freie Liebe, was immer man darunter verstehe, wir fordern die echte, rechte Ehe, d.h. den freien Vertrag. Ein freier Vertrag ist aber nur da möglich, wo beide Contrahenten ihn auch wirklich freiwillig eingehen, nicht wo der eine Teil unter allen Umständen gezwungen ist, diesen Vertrag zu schließen, wie heute das Weib heiraten muß, will sie anders „versorgt“ sein. Nur wenn das Weib auch außerhalb der Ehe sein Brod hat, gerade so gut wie der Mann, kann von ihr als einer freiwillig Contrahirenden die Rede sein, nur bei wirtschaftlicher Unabhängigkeit des Weibes ist die Ehe ein freier Vertrag. Und dadurch wird die Ehe dann eine sittliche,

<sup>81</sup> Daß der gesunde Sinn des Volkes dem echten Gefühl der Liebe sein Recht gönnt und den Betrug verabscheut, beweisen die immer und immer wieder erfolgenden „Nichtschuldig“-Erklärungen der Geschworenen bei Eifersuchts-Mord und -Totschlag. Ich erinnere besonders an den Straßburger Fall in diesem Jahr.



dann erst kann man von einer „Heiligkeit“ der Ehe sprechen, wenn zu ihrer Eingehung nichts, aber nichts anderes drängt als Liebe, Liebe in freier, durch keine pekuniären Rücksichten beeinflusster Wahl, wenn die Treue nur noch Treue gegen sich selbst ist und nicht mehr ein hündisches Müssen. Das ist unsere „freie Liebe“.

Die bürgerliche Frauenrechtlerin aber versteht die wirtschaftliche Unabhängigkeit falsch. Sie bleibt auf halbem Wege stehen. Was sie fordert, kann nur als vorläufige, innerhalb des jetzigen Systems zu verwirklichende Forderung, aber nie als das Ziel und der Zweck unseres Kampfes gelten. (Vorläufig fordern möchte ich: Aerztinnen, Richterinnen; dann ganz besonders Fabrikinspektorinnen, Beisitzerinnen an den Gewerbeberichten und—das erlaubt ja sogar das Gesetz—weibliche Vorstands-Mitglieder der Krankenkassen, (man sehe nur das Krankenkassenunwesen!); dann sollte jede ehrliche Zeitung es für ihre Pflicht erachten, einen weiblichen Mitredakteur zu halten, und kein Theater für ein anständiges gelten, das nicht einen weiblichen Mitintendanten hat. Es würde bei Presse und Theater dann ein bisschen ethischer zugehen und es würde nicht nur solches gedruckt und gespielt, was gegen Fraueninteresse ist. Auch eine bekannte Nachtseite der Theater-Mißwirtschaft würde sich erhellen.) Würden aber auch alle Forderungen der bürgerlichen Frauenrechtlerin erfüllt sein, würden wir sogar weibliche Reichstags-Abgeordnete haben, so bliebe doch immer noch Raum und Möglichkeit für jene Institution, die nur von dem wirtschaftlich überlegenen Manne in's Leben gerufen, heute ganz unmittelbar die Quelle alles Frauenelends und aller Frauenschmach ist—die Prostitution. In ihren trüben Wassern würde jede Errungenschaft ersticken. Unmöglich ist diese Institution nur im Socialismus. Solange es Geld giebt, kann man alles dafür kaufen, auch Liebe. Solange es Klassen giebt, muß eine der andern dienen, also das Weib der niedern Stände auch den Lüsten der Männer der höheren. Nur im Socialismus, wo Klassenunterschiede und aufgespeicherte Arbeit in Form von Geld aufhören, kommt das Weib zur Geltung. Man sieht, die Socialdemokratie, d.h. der Socialismus wird den Frauen noch mehr Wort halten, als unsere Bürgerinnen auch nur ahnen.

Und wie verträgt sich denn diese neue Stellung der Geschlechter zu einander mit der menschlichen Natur; werden die Menschen da wirklich glücklicher sein?

Die Frauen doch ganz gewiß, dazu bedürfte es keines weiteren Beweises als den, daß es ihnen überhaupt nie und nirgends schlechter gehen kann als heute, also immer nur besser, also jede Veränderung erwünscht. Ich sagte es schon einmal: aus des Abgrunds Tiefe kann jeder gethane Schritt nur ein Schritt aufwärts sein. Aber auch die Männer werden glücklicher werden. Auch sie klagen ja heute. Nicht die Klagen über die soziale Krankheit seien hier wiederholt, nur das spezielle Männer-Jammerlied angeführt.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, zu untersuchen, ob Enthaltbarkeit des Mannes möglich ist oder nicht, ob die Sittenvereine und Tugendbunde mit diversen Aerzten an der Spitze, die Ersteres behaupten, Recht haben, oder die große Masse des Publikums und der Aerzte, die da sagen: in unsern wirtschaftlichen Verhältnissen, wo der Mann so spät zur Ehe gelangt, ist Prostitution notwendig. Um da mitzusprechen, müßte ich selbst Arzt sein. Aber auch dann ließe ich mir die Untersuchung nicht angelegen sein. Diese Sache an sich interessiert mich nicht im mindesten. Ich sehe einen Jungen vom Lande

frisch und gesund mit frohen Augen und glücklichem Lachen in die Welt ziehen und sehe ihn zurückkommen: hohläugig, mit eingesunkenen Schläfen und einem gewissen Lächeln.—Hat der Junge Schuld?—Wäre er nicht an der Prostitution, so wäre er an der Enthaltbarkeit ebenso gut zu Grunde gegangen, sagt man mir. Was geht's mich an! Der Eine ist ein Odysseus, läßt sich an den Mast festbinden und verstopft sich die Ohren mit Wachs vor der Sirene Sinnlichkeit Singen, der Andere ist k e i n Odysseus und liebt einen kecken Sprung in die Wogen. Ich lobe nicht den Odysseus und tadle nicht den Nichtodysseus. Denn ich klage das I n d i v i d u u m nicht an, mich interessirt nur, daß der junge unverheiratete Mann heute nur die Wahl hat, entweder an der Scylla Enthaltbarkeit oder an der Charibdis Prostitution zu scheitern, und an diesem Umstand will ich zeigen, daß das S y s t e m nichts taugt. Es ist die Mißstellung der Geschlechter zueinander, es ist die Käuflichkeit der Liebe des Weibes, von der ich darthun wollte, daß in ihr alle Mißstände wurzeln. Denn ohne diese Mißstellung nicht unser heutiges System, und ohne unser heutiges System keine „sexuale Frage.“

Der Mann geht heutzutage an der Dirne zu Grunde. Nicht am Weibe schlechthin, wie der Unverstand sagt, nur an der Dirne. Dafür aber geht das reine Weib am Manne zu Grunde. (Franz Stuck, in seinem kleinen Bilde „Die Nixe“ hat dieser Ansicht unverhohlenen Ausdruck gegeben. Eine Nixe steigt auf aus dem Wasser; sie ist sehr dumm, sehr unwissend und sehr neugierig; geradezu ein Idealweib. Ihre Augen glotzen auf einen schönen, schlaun und durchaus nicht unwissenden Jüngling, der vom hohen Ufer belustigt auf sie herablächelt. Er weiß: noch 2 Minuten und die Nixe ist am Ufer, und wieder nach einer Weile ist sie nicht mehr unwissend, sondern „schuldig“; und wenn dann der Jüngling, ein Liedchen trällernd davon gegangen ist, ist sie tief, tief elend.—Stuck habe es n i c h t so gemeint? Er habe nur die plumpe Sinnlichkeit personifiziert? Der geistvolle, nie oberflächliche, wahrhaftige Stuck?!) Aber sind denn die Geschlechter unbedingt dazu da, um aneinander zu Grunde zu gehen? Ist nicht vielmehr eines zu des anderen größerem Glück erschaffen?

Die Männer klagen auch, daß sie heute ihre Frauen gar nicht recht kennen zu lernen Gelegenheit haben. Die Männer der Gesellschaft meine ich. Nur in der Hitze des Ballsaales oder aber unter steter Aufsicht seien der junge Mann, das junge Weib bei einander. Da ist keine Freundschaft möglich. Nie sehen sie sich ruhig, neutral und ungezwungen. Gewiß ist diese Trennung der Geschlechter von Uebel. Auch sie treibt wieder den jungen Mann zu der zwanglosen Unterhaltung mit der Dirne. Man höre Shelley<sup>82</sup>: „Junge Männer, welche durch eine fanatische Keuschheitsidee von dem Umgange mit züchtigen und gebildeten Frauenzimmern ausgeschlossen werden, lassen sich mit jenen lasterhaften und elenden Geschöpfen ein, wodurch sie alle hohen und zarten Gefühle, deren Dasein kaltherzige Weltmenschen geleugnet haben zerstören, jede wahre Leidenschaft vernichten, und dasjenige was der höchste Grad von Großmut und Hingebung ist zu einem selbstsüchtigen Gefühl erniedern. Ihr Körper und ihr Geist verwittern beide zu einer scheußlichen Ruine des Menschentums...“ Man sieht Shelley hält ebenfalls die Trennung der Geschlechter für die erste Ursache von vielem Bösen, wenn auch nicht, wie er meint, fanatische Keuschheitsidee, sondern die Furcht, das Kaufobject: die Frau könne durch vorzeitigen Verkehr mit dem Käufer Schaden leiden dieser Trennung zu Grunde liegt. Der Socialismus, der das Eigentums- und

<sup>82</sup> A n m e r k u n g e n zu Queen Mab, übersetzt von Strodtmann.

Eigentümerverhältnis von Mann und Weib aufhebt hat keinen Grund zu dieser Trennung. Dort können sie sein, „ein einig Volk von Brüdern“ u. Schwestern. Dort werden Knaben und Mädchen wohl gemeinschaftlich erzogen werden. Schon jetzt ist ein sehr erfolgreicher Versuch in dieser Richtung zu constatiren: das Waisenhaus in Cempuis, Frankreich, erzog unter der Leitung seines Directors Doctor Robin die Waisen beiderlei Geschlechts seit 10 Jahren in der angegebenen Art. Von ihrem 4. bis zu ihrem 16. Jahre waren die Kinder nur in der Nacht getrennt, „machten die gleichen Unterrichtskurse durch, nahmen an den nämlichen Uebungen im Turnen, Schwimmen und in der Musik theil.“ („Vorwärts“ v. 11. September 94.) Die Erziehungsresultate waren vorzüglich, aber es ist bezeichnend, daß die reaktionäre französische Regierung den Pfaffen zu lieb diesen Director Robin nun abgesetzt hat. (Kann doch die Pfaffenmacht nur ein unfreies, dummes Geschlecht gebrauchen.) Auch sollten bis zum 12. Jahre Knaben und Mädchen ganz nur als Kinder behandelt werden und *g l e i c h e* *K l e i d u n g* haben. Die Entwicklung wird, bei gesunden Zuständen ganz gewiß nicht eher eintreten.

Und nicht nur in der Schule, auch bei der Arbeit werden sich später die Geschlechter begegnen. *D a s* ist wohl das wesentlichste. Wie heute schon Männer und Frauen des arbeitenden Volkes sich kennen lernen. Das ist das einzig richtige Sichkennenlernen, da sieht man, was der Andere wert ist. Auch wäre wohl die Ehe des Proletariats bei der— wenigstens Drittel-Gleichstellung der Frauen ein annähernd freier Vertrag und als solcher eine echte, rechte Genossenschaft, wenn da nicht gemeinsame Abhängigkeit von einem *D r i t t e n*, vom Brodherrn, wenn nicht Sorge, Unsicherheit der Zukunft, schlechte Ernährung etc. etc. alle ethische Errungenschaft illusorisch machten.

Nur in Unabhängigkeit kann sich das Individuum entwickeln, niemals unter Zwang, nur wenn es unabhängig ist darf man es auch verantwortlich machen. Heute sind wir aber beide nicht frei, weder Weib noch Mann; denn wohnt nicht auch der Kerkermeister im Kerker, so gut wie die Gefangene? Auch der Mann verlor an Ellbogenraum. Heute haben beide Geschlechter nur die Vorzüge ihrer Fehler: der Mann ist tüchtig, weil rücksichtslos, das Weib ist ergeben, sanft etc. weil gezwungen sich zu unterwerfen. Das wird alles anders im Socialismus. Man sagt, er wird die Menschen nivellieren, der Einzelne wird allen Charakter verlieren,—gerade das Gegenteil wird der Fall sein: bei wirtschaftlicher Sorglosigkeit, bei mäßiger und gesunder körperlicher Arbeit wird die individuelle Eigenart erst zur Blüte gelangen können. Und gerade diese obligatorische, tüchtige körperliche Arbeit wird es wiederum sein, die es verhindert, daß das gesteigerte Geistes- und Seelenleben des Individuums sich in's Krankhafte und Extreme verliert.

Auch wird das gesteigerte, aber immer gesunde Empfinden, die feinere Differenzierung die geschlechtliche Wahl erschweren. Wenn es heute dem Manne fast gleichgültig ist bei wem er sich geschlechtlich auslebt, so wird diese Grobheit später fortfallen. Die heute verfälschte Natur kann sich wieder rein herausarbeiten, Schamhaftigkeit und Delikatesse werden sich wieder einstellen wenn der brutale und brutalisierende Verkehr mit der Dirne zur Unmöglichkeit wurde. Und der feiner differenzierte Mann wird froh sein, wenn er sein weibliches Ebenbild gefunden hat und wird nicht die Lust der Abwechslung suchen—abgesehen davon, daß ihm auch so wie so nicht ein ganzes Heer Frauen zur Verfügung steht, deren Liebe er kaufen kann, sondern daß ihm immer nur die einzelne, ebenbürtige Frau entgegen tritt, die er

umwerben muß. Zanken sich einstens im Socialismus Mann und Weib, dann hat nicht der Mann die Chance in's Nachtkaffee zu laufen—zu seinem Glück kann er es nicht. Daß es aber der F r a u bei unverfälschter, unverderbter Natur am conformsten ist, ihr Lebenlang nur Einem anzugehören ist *per se* wahr und gewiß.

Auch wird wahrscheinlich das Mehrerfordernis intellectueller Thätigkeit das Geschlechtsleben herabdrücken. Man sieht, der socialistische „Kaninchenstall“ ist denn doch um einiges ethischer, als der von Alimentationsklagen, Nachtkaffeeerinnerungen und Hausfreunden durchduftete kapitalistische Ehesalon. Daß er aber darum den kinderreinen Wünschen unserer Edelsten mehr entspreche, will ich damit nicht behaupten. Brauchten diese Herren keine legitimen Erben, wäre es ihnen vielleicht nicht zuwider, wenn ein Dach über ganz Deutschland gemacht würde und dieses Deutschland dann mit all' seinen schönen und jungen Frauen ein einziges Nachtkaffee wäre. Jedoch das macht nichts. Als Moses das verkommene Geschlecht der Ebräer aus Aegypten führte, da wartete er mit dem Einzug in's gelobte Land bis die Aeltesten und Verderbtesten von der scharfen Wüstenluft hinweggeweht waren.— Ein junges reines Geschlecht wird in das gelobte Land des Socialismus einziehen. Zu diesem sprach ich. „Wir sind ja Alle noch keine Menschen, w i r w o l l e n j a e r s t M e n s c h e n w e r d e n“, sagte mir einmal ein junger Arbeiter. Es war der Herzensausbruch sittlicher Vollkraft. Genossinnen und meine Damen! wo eine Weltanschauung s o l c h e Gesinnung zu Folge hat, da dürfen wir uns ruhig von ihr tragen lassen, da dürfen wir vertrauen. Das eigenste Glück des Weibes ist wohl aufgehoben bei den Vertretern dieser Weltanschauung, des Socialismus.<sup>83</sup> Die Sozialdemokratie wird den Frauen Wort halten.

Es giebt auch außer Shelley genug bedeutende Männer, die die hier besprochenen ungesunden und unethischen Verhältnisse tief empfunden und ihren Unwillen darüber laut geäußert haben. Man lese nur Fr. Th. Vischer's: Mode und Cynismus, Beitrag zur Kenntnis unserer Kulturformen und Sittenbegriffen, Stuttgart 1879. Dort werden die Männer angefragt „ob sie sich in der Hochzeitsnacht, wenn sie all' der von ihnen durchlebten Orgien gedenken nicht vor ihrem jungen, keuschen Weibe s c h ä m t e n?“—Also auch die unverdorbene, edle Mannesnatur ist schamhaft und wenn die große Masse der Männer wähnt, mit den Nachtkaffee's werde ihnen ein Recht entrissen, so ist das doch nur das traurige Vorrecht, sich körperlich und seelisch zu verderben, und es ist gut, daß wir uns unaufhaltsam einer Gesellschaftsform nähern, die diese Widerstrebenden, ihr „Vorrecht“ Genießenden zum Bessern z w i n g e n wird.

Wie ich mir nun das Weib der Zukunft denke? Es ist begreiflich, daß unsere bisherige Literatur kein eigentliches Vorbild geschaffen hat. Und dennoch trug der Mann immer die Sehnsucht nach der reinen, gesunden, unverkümmerten, unverkrüppelten Frauennatur in sich. Und aus dieser Sehnsucht heraus gestalteten sich in der Phantasie des Dichters Frauen, wie sie im bisherigen wirklichen Leben nur ganz außergewöhnlich vorkommen: freie, stolze, wahre Charaktere, unverkünstelt, keusch, energischen, blutwarmen Lebens voll, liebend und helfend. So ist Dorothea in „Hermann und

<sup>83</sup> Man faselt so viel davon, die Socialdemokratie sei nicht „ethisch“, das wirtschaftliche Moment werde dort einzig und allein betont. Einzig und allein? Nein, wir wollen v o r e r s t einmal eine gesunde wirtschaftliche Basis. Wir stehen im Kampf darum. Aber vergesse Niemand: unser Ausgangspunkt ist der „ethischste“, a l l e s menschliche Elend zu beseitigen, und unser Ziel ist das höchste: Menschenvollkommenheit, Menschenglück.

Dorothea“ von Göthe. Aber während der Dichter in Hermann nur eine typische Jünglingsgestalt schuf, die er allerorten antreffen konnte,—wo fand er eine Dorothea? Nur in seiner geheimsten Sehnsucht, nur in seinen edelsten, geheiligsten Wünschen—in seinem Herzen. Denn Hermann und Dorothea ist ein Werk des r e i f e n Dichters, und wenn nicht sein genialstes, doch sein schönstes und klarstes Werk.

Und dann gefällt mir die blonde Lisbeth in Immermanns´ „Oberhof.“ Und es ist charakteristisch, daß diese gesunde und erfreuliche Frauengestalt vom Dichter zu einer Zeit geschaffen wurde, da er selbst im Zusammenleben mit einem genialen Weibe des höchsten Erdenglücks genoß. Immermann und die Gräfin Elise v. Ahlefeldt, Lützow´s ehemalige Frau lebten damals in Düsseldorf in n i c h t standesamtlicher Ehe. Der Oberhof i s t Immermann´s bestes Werk.<sup>84</sup>

Wie das Weib der Zukunft sein wird? Die typischen Fehler der Knechtschaft werden mit dieser von ihr abgeworfen worden sein. Es wird sich zeigen, daß die Natur die Geschlechter zu guten Kameraden bestimmte, von denen der eine—das Weib ewig liebevoll, der andere, der Mann ewig aggressiv bleiben wird, die sich aber gerade deshalb ergänzen. Als Väter und Mütter werden sich die Menschen unterscheiden, niemals aber als Eigentümer und Eigentum.

Stellen wir ein kurzes Resumé an: Ausgegangen sind wir von der Käuflichkeit der Frauenliebe, als der tiefsten Entwürdigung der Frau. Wir sahen dann ihre sonstige schlechte und benachteiligte Stellung in der Gesellschaft, vor dem Gesetz, ihre wirtschaftliche Abhängigkeit. Wir frugen „wie es kam“, und fanden nicht d e n Grund, den der Mann zu seiner Entschuldigung immer angiebt, fanden nicht Inferiorität des weiblichen Intellekts, sondern fanden Superiorität des Mutterinstinkts als die Ursache seiner Knechtung. Die Mutterliebe, der Selbsterhaltungstrieb der Gattung, thätig im Weibe wurde mißbraucht, um ihre Fesseln zu schmieden. Das Weib liebt das von ihr Geborene; es haßt den Krieg, den Massenmord. Aber an den Krieg, die Kriegstüchtigkeit knüpften und knüpfen sich alle Ehren und Reichtümer; man entzog sie der Kriegs u n tüchtigen, man entzieht sie ihr heute noch. (Der Lieutenant ist des Weibes schlimmster Feind, sie hat nicht Ursache, seine—Uniform zu bewundern. Es ist kein Zufall, daß in Ländern wo friedliche Arbeit höher geschätzt wird als „Schneidigkeit“ auch die Stellung der Frau eine relativ bessere ist, in England und Amerika.) Aber sogar um dieses Muttertum s e l b s t, nachdem es erst dazu dienen mußte, sie zu versclaven, sehen wir später das Weib betrogen—im Männerkindbett. Und heute sehen wir wieder, wie angeblicher Schutz, angebliche Schonung dieses Muttertums als Vorwand dienen soll, das Weib von dem Ergreifen seines einzigen Befreiungsmittels abzuhalten von der produktiven Arbeit.<sup>85</sup> Wir sehen dann noch in Kapitel 4 und 5 die Nachteile, welche die Knechtung der Frau für die Menschheit mit sich brachte, und fanden die Lösung der Frauen- und Menschheitsfrage, die Heilung der

<sup>84</sup> Immermann bot seiner Gattin wiederholt die legale Ehe an. Sie schlug sie wiederholt aus. Da trennte sich Immermann von ihr.—Konnte er´s nicht ertragen, daß sie nicht sein Eigentum war? Fühlte er sich nicht stark genug treu zu sein, wenn nicht durch Gesetzesbande gefesselt?—Immermann hat in seinen späteren Leistungen nie wieder den Oberhof erreicht, obschon er nach der Trennung von Elise eine ganz legale Ehe geschlossen hat.

<sup>85</sup> Aber das Kind entferne man aus unserer Industrie, a l l e Kinderarbeit. Das Kind soll sich nicht abrackern und quälen und schon müde sein, ehe es erwachsen ist. Das Kind gehört in die Schule, auf den Spielplatz, d a s wird jede Mutter begreifen.

sozialen Krankheit im Zurückkehren zu der ursprünglichen Gesellschaftsform: zum Sozialismus. Dann wird das Weib, die Mutter wieder zu ihrem Recht kommen; und sie trägt in sich die Liebesmacht zur Erlösung der Menschheit: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan“.

Man sagt, die Abirrung von der ursprünglichen Gesellschaftsform, die Systeme des Sklavenstaats im Altertum, der feudalen Ordnung im Mittelalter seien notwendig gewesen, damit durch die Ausbeutung der großen Masse (u. der Frauen!) einige wenige von körperlicher Arbeit befreiten Menschen Zeit behielten, sich mit Wissenschaft und Kunst zu befassen und uns so eine Cultur zu schaffen. Aber *h a b e n* diese Wenigen, Gutgestellten, Reichen wirklich die Cultur geschaffen? Phidias war ein Unfreier und Homer ein Sklave; Jesus Christus ein Zimmergeselle und Spinoza ein Diamantschleifer. Ich glaube die von körperlicher Arbeit Befreiten, die Reichen haben allezeit mehr ihren Bauch als ihren Kopf angestrengt.

Aber gesetzt auch, diese Systeme hätten ihren Zweck, selbst der Kapitalismus hätte eine Mission zu erfüllen gehabt, so dürfen wir doch endlich jetzt, da die Maschine den Menschen die größte Mühe der Arbeit abgenommen hat und immer mehr abnimmt *A l l e*, Mann und Weib ausruhen. Mäßige und nützliche körperliche Arbeit für Alle! Teilnahme an der Cultur für Alle! Es ist nicht die mindeste Entschuldigung mehr da für das Herren-und Knecht-System. Die Frau soll gleichberechtigt sein! Nicht mehr wird man ihr ihre Kriegsuntüchtigkeit als Inferiorität anrechnen können, wenn es *k e i n e* *K r i e g e* *m e h r* *g i e b t*: Kriege sind heute bei unserer planlosen kapitalistischen Ueberproduktion meist nur Kämpfe um Absatzgebiet; ist im Socialismus die Produktion nach der Höhe des Gebrauchs geregelt, brauchen wir solchen Kampf nicht mehr. Die Frau soll arbeiten und *d e n* *E r t r a g* *i h r e r* *A r b e i t* *s e l b s t* haben. Und vor allen Dingen soll sie sich als schaffender Mensch empfinden.

„Das ist´s ja, was den Menschen zieret  
Und dazu ward ihm der Verstand,  
Daß er im *i n n e r n* *H e r z e n* *s p ü r e t*,  
Was er erschafft mit seiner Hand.“—

Wirtschaftliche Gleichstellung des Weibes im Socialismus, wie wird sie begrüßt werden von der Unverheirateten, die gezwungen ist, sich, wenn sie nicht verhungern will, ihr Brod selbst zu verdienen und es unter den heutigen Verhältnissen fast unmöglich findet. Diese Aermste stößt man in´s öffentliche Leben hinaus, und jagt sie aus dem öffentlichen Leben wieder fort; sie hat nirgendwo ein Recht zu sein. Sie ist in der überaus glücklichen Lage eines Menschen, dem man bei Todesstrafe befiehlt sich zu setzen und ihm dann eine Dornenhecke, einen Brennesselherd, ein Speerengitter, einen Kirchturmsknopf oder eine ähnliche heilsame Sitzgelegenheit anweist.—Wirtschaftliche Gleichstellung des Weibes im Socialismus, wie wird sie begrüßt werden von der Verheirateten, die auch dem geliebtesten Manne gegenüber, die auch in der glücklichsten Ehe den Moment der Auszahlung des monatlichen oder wöchentlichen Wirtschaftsgeldes an sie durch ihren Mann, als etwas Häßliches, als etwas Demütigendes empfindet. —Und wird nicht der Familienvater, dem es heute so namenlos schwer wird, Frau und Töchter zu ernähren befreit aufatmen, wenn im

Socialismus seine Sorgen gehoben sind! Der Todeskampf manches wackern Mannes ist heute ein unendlich bitterer, wenn er des Schicksals gedenkt, das seiner weiblichen Angehörigen harrt, sobald der Ernährer die Augen geschlossen hat.—Und wenn ein Mann fürchtet, sein heute so demütiges Frauchen, sein so sanftes Töchterchen, die ihm so nett Schlafrock und Pantoffeln bringen, könnten im Socialismus hochmütig werden — — o! der Socialismus n i m m t Keinem etwas Gutes, er läßt selbst Raum für Schlafrock-und Pantoffel-Glück—für denjenigen, der sich danach sehnt.

Der Socialismus, der Communismus sind die von jedem Weibe, bewußt oder unbewußt herbeigewünschten Einrichtungen—das verlorene Paradies nach dem sie sich zurücksehnt. Der Kampf der Frau galt immer diesem Preis, sie ahnte stets, daß anders ihre Knechtschaft kein Ende finden wird. Wie sagt Praxagora in der „Frauenherrschaft“?—

„Ich will, daß Alles Gemeingut sei, daß Jeglichen Alles  
gehöre,  
daß Alle sich nähren von Einem Besitz; nicht Dürftige  
giebt es und Reiche.  
Nicht baue sich d e r viel Landes, indeß zum Begräbnis  
jenem der Raum fehlt.“

Jetzt endlich stehen wir vor der baldigen Verwirklichung unserer Wünsche, und dem letzten Kampf entziehe sich kein Weib! So wenig die Frauen für den Kampf organisiert sind—in unserer wankenden, schwankenden, alles auflösenden Zeit mögen sie kühn und frei nach fester, richtiger Gestaltung ringen! Einmütig mögen sie zusammenstehn, sich nicht länger verwirren lassen durch die Lügen und Spiegelfechtereien des Egoismus und der Herrschsucht jener Elemente, die lieber alles drunter und drüber gehen sehen, als daß sie die Macht aus der Hand gäben, denen es nicht genügt, ein freier, glücklicher Mensch mit freien, glücklichen Menschen zu sein, sondern die zu ihrem persönlichen Wohlbehagen auch noch die Folie des Unglücks Anderer bedürfen.

Ob die Einzelehe dann aufhört? Nimmermehr! Aber wie heute fast ausschließlich materielle Interessengemeinschaft, so wird alsdann, persönliche Zuneigung als selbstverständlich vorausgesetzt, g e i s t i g e Interessensolidarität die Paare zusammenführen. Wilhelm Jordan läßt in seinem Roman *Die Sebalds*, aus einer Art mystischer Naturwissenschaftlichkeit heraus, t h e o r e t i s c h die Liebe des Weibes in der Ahnung begründet sein, der Erwählte sei der geeignetste Wecker des in ihrem Schoße schlummernden Lebens—aber p r a k t i s c h führt Jordan in dem Opus *Diejenigen in der Ehe zusammen*, die gemeinsame geistige Interessen haben. Man sieht, auch hier kein Sprung in der Entwicklung, auch hier Alles vorgedacht. Ja vorgethan. Ich würde manche hochbeglückte Ehe dieser Art nennen können, wenn actuelle private Verhältnisse hierhergehörten.

„Wann erkennen wir das Kommen einer neuen Zeit?“ fragt Schleiermacher. „Wenn lang genährte Vorurteile endlich zu schwinden anfangen—die Blinden sehen. Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben—die Lahmen gehen.“ –  
Die Blinden sehen, die Lahmen gehen. Der Blindesten der Blinden, dem Weibe sinkt

die Binde der Gewohnheit vom Auge—e s s i e h t: und seine Jahrtausende hindurch gefesselten Kräfte werden rege—es geht.

Und Schleiermacher fährt fort: „Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird—die Aussätzigen werden rein. Wenn tausendmal verkündigte, aber immer überhörte Wahrheiten endlich Eingang finden—die Tauben hören. Wenn das Veraltete und Abgestorbene einem neuen frischen Leben Platz machte—die Toten stehen auf. Wenn die ewigen Rechte der Menschen in jedem Menschen, auch dem Aermsten erkannt und geehrt werden, und so eine Kraft von u n t e n n a c h o b e n, das ganze Volk begeisternd durchdringt—den Armen wird das Evangelium verkündet.“ Den Armen wird das Evangelium verkündet: dem Proletariat, dem Weibe. Es schwindet „der Armuth Fluch“, es schwindet der Fluch, die Tragik des Geschlechts.

F I N I S



A n m e r k u n g 1. Die Nachtkaffee's von Berlin sind eine jüngere Institution der Hauptstadt. Julius Rodenberg in seinem Werk „Unter den Linden“, Neue Folge 1888, S.146 sagt: „Noch sind es keine fünfzehn Jahre, daß ich in einer Parallele zwischen „Wien und Berlin“ das dortige (Wiener Café) unserer (Berliner) Conditorei als etwas durchaus Fremdes gegenüberstellte. Diese kurze Zeit hat indessen genügt, uns mit der Institution bekannt zu machen und mehr als das. Wir haben jetzt unsere Wiener Café's überall, in jedem Stadtteil, fast in jeder Straße, wohin wir blicken.....Das Wiener Café hat die Conditorei vollständig verdrängt...“

Nicht alle Wiener Café's sind solche Nachtkaffee's, von denen hier die Rede ist; aber nur aus dem die ganze Nacht hindurch geöffneten Wiener Café konnte sich dies Institut entwickeln. Auch *Léouzon le Duc: Les Odeurs de Berlin*, S.62 weiß 1874 von den Restaurants und C a f é ' s als den Sammelorten der Prostitution zu berichten.

Zwar schon im Jahre 1698 nach Aufhebung der Bordelle ist von den „Kellern, Thee-, K a f f e e- und Spielhäusern“ als den „Schlupfwinkel der Dirnen“ die Rede (Stieber, S.33.) Und wieder ähnlich 1846 nach Aufhebung der Bordelle.—Jedoch unsere modernen Nachtkaffee's sind diese noch nicht.

Deren giebt es heute in Berlin besonders zwei „namhafte“: Café Keck und Café National. Die Mieten die sie bezahlen, 50000 Mark pro Jahr, und darüber, lassen auf die „Verdienste“ ihrer Besitzer schließen. Fleisch und Blut des ärmsten Weibes wird hier in klingendes Kapital für gewissenlose, elende Ausbeuter umgesetzt. Das erlaubt unser herrliches System; nichts in dem Fühlen und in der Ethik unserer Männerwelt scheint sich dagegen aufzulehnen— Beweis: die Existenz dieser Höllen selbst.

<sup>ii</sup>A n m e r k u n g 2. „Zur Beseitigung der Verführung unschuldigen Mädchen und Frauen und der Vergiftung der Familien kann es wohl in größeren Städten nothwendig werden, für die sonst nicht zu bändigender verdorbenen Triebe einer größern Zahl von Ehelosen und namentlich auch von Fremden in möglichster Verborgenheit, aber unter guter polizeilicher Aufsicht e i n e n A b t r i t t z u e r ö f f n e n.“ (Staatslexikon von Rottel und Welker, 1838)

<sup>iii</sup>A n m e r k u n g 3. Die V. ist mit den Vorarbeiten zu einer Geschichte der Frauenbewegung beschäftigt. Der ihr im Manuscript abhanden gekommene (wahrscheinlich entwendete) Leitfaden dazu folgt hier (abgekürzt):

1. Im Communismus Freiheit und Gleichheit des Weibes.
2. Mit der Entstehung des Privateigentums wird das Weib Eigentum des Mannes.
3. Das Weib wehrt sich gegen diesen Zustand der Sklaverei. Es schließt sich jeder freiheitlichen Bewegung an. Instinctiv, bewußt.
4. Zum vollen Bewußtsein seiner Lage erwacht das Weib in der Zeit der französischen Revolution. Vorbereitung zu derselben. Es kämpft und wird betrogen. Weitere Revolutionen unsers Jahrhunderts. Contact mit dem Communismus. Georges Sand.
5. Frauen kämpfen eifrig für die Sklavenbefreiung (Lucretia Mott) Sklaven werden frei. Weib bleibt unfrei.
6. Die freiheitlichen Regungen der französischen Revolutionen haben auch in Deutschland gezündet.
7. Deutschland übernimmt die führende Rolle. Fanny Lewald, Louise Otto-Peters. Frauenbewegung wird organisirt, 1865. Das Recht der Frau auf Arbeit erklärt.
8. Die Maschine. Frauenarbeit wird Marktware.
9. Die Führung geht von den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen über zu den Arbeiterinnen, zu der Socialdemokratie. Erfurter Programm.
10. Sieg im Socialismus.